Pol. g.
316 m

Slathe (Lucho.)

Pol. g. 316 m-1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<366082665600019

<366082665600019

Bayer. Staatsbibliothek

# Geschichte

## des Kampfes

zwischen dem alten und dem neuen

# Verfassungsprincip

## der Staaten der neuesten Zeit.

---

Von

**Dr. Ludwig Flathe,**

außerord. Prof. der Philosophie.

---

**„Point de revolutionaires et de jacobinisme,
mais de la liberté chrétienne.“**

Kaiser Alexander.

---

Erster Theil.

**1789—1791.**

Leipzig, 1833.

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

189:D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorwort.

In dem Werke, dessen zwei erste Theile dem Publico hiermit übergeben werden, sollen die hauptsächlichsten Erscheinungen unserer Zeit und vorzugsweise diejenigen, welche Aufgang neuer, Niedergang alter Verfassungsformen und Staaten zur Folge hatten, dargestellt werden.

Wir stehen in der Mitte einer vielbewegten Zeit, in der Mitte, vielleicht auch nur am Anfange erst eines Kampfes, der seit einem halben Jahrhundert bereits Europa durchschüttert. Es gehört weder Weisheit noch Propheten-gabe dazu, um zu wissen, daß die Kette der Ereignisse, die durch jenen Kampf herbeigeführt worden, die sich fortgesponnen bis auf den heutigen Tag, noch nicht abgelaufen, daß, vom Schleier der Zukunft heute noch verhüllt, eine reiche Fülle wichtiger Begebenheiten in dem Schooße des Schicksals liegt. Denn die Anfänge, welche unsere Augen sahen, streuten eine reiche Saat für solche Ereignisse aus. Diese Saat verkündet ihr Dasein in vielfacher Weise: dort zum Baume schon erwachsen, hier als Bäumchen emporgegrünt, hier als Pflänzchen emporragend, ruht sie anderwärts noch schweigsam in der Mutter Erde Schooß; doch zarte Spitzen entsendet sie derselben schon.

Nur sich allein gab die Gottheit das Verharren in unwandelbarer Ruhe; den menschlichen Dingen gebot sie Wandel und Wechsel. Und eine menschliche Weisheit, Kunst

oder Macht ward noch nicht gefunden, die der Gottheit Willen zu binden vermocht.

Ist es aber Wandel und Wechsel nur, was die inhaltschwere Zeit dem Geschlechte der Menschen in Europa und den verwandten Stämmen, die jenseits des Oceans eine neue Welt erbauen, bringt, nur Wandel und Wechsel der Dinge, die gewandelt werden mögen, ohne es umzubrechen das Leben der Völker Europa's, wie es sich eingewurzelt hat in dem Laufe langer Jahrhunderte, ist es nicht Umsturz und gänzliche Vernichtung desselben? So möchte von trüben Zeichen der Vergangenheit und der Gegenwart bewegt der Mensch das Schicksal fragen, der schwankenden Urtheiles in der Mitte des sturmbewegten Meeres steht. Seine Frage ist keine Thorheit; denn es weht allerdings durch Europa bis auf diesen Tag ein böser, unheilvoller Geist, der mit Zerstörung und Vernichtung schwanger geht, nicht mit Aenderung und Besserung, und dieser Geist heißt die Democratie.

Siegte die Democratie, ja das Leben würde vergehen in Europa, der immer noch rohen Menge entfesselte Kräfte würden es zerstören und nicht Wandel und Wechsel der menschlichen Dinge, wie sie die Jahrhunderte in Europa zusammenbauten, ihren Untergang würde des Kampfes, in dem wir stehen, Ausgang und Ende zeigen.

Wie aber, ist die Hoffnung begründet, daß sie, deren zerstörende Macht diese Geschichte nachweisen wird und deren Dasein unzweifelhaft ist, den Sieg nicht gewinnen wird? Wir wollen sie hier nicht beurtheilen die Macht, über welche diese Democratie oder das Princip der Zerstörung zu gebieten hat, und daraus noch nicht eine Rechnung über Möglichkeit und Unmöglichkeit bilden, wir wollen, um ihr die Hoffnung des Sieges abzuschneiden, auf ein Höheres verweisen, das über menschlicher Macht und menschlichen Mitteln steht.

Leise zwar, doch vernehmbar noch dem achtsamen Ohr schreitet das Schicksal einher, das Schicksal oder wie sonst Du sie nennen mögest die Macht, in deren Hand der Gang unserer Dinge ruht. Der Mensch fühlt, von wannen der Wind kommt, zuweilen auch, wohin er läuft, und kann es dann beurtheilen, welche Richtung die Angelegenheiten seines Geschlechtes nehmen.

Der Kampf, der in diesen Tagen noch geführt wird, gilt nur einer anderen Anordnung der höheren Staatsverhältnisse, als sie in dem Laufe früherer Jahrhunderte sich gestaltet. Das Ordnen aber ist nicht das Zerstören: auf das Zerstören arbeiten aus Mißverstand und aus Frevel nur die Democraten hin, nicht die Welt. Sie können und werden nicht siegen, denn sie sind wider den Geist, der waltend und gebietend sich zeigt in diesem halben Jahrhundert, dessen Schöpfungen im Laufe desselben, mitten in dem großen politischen Kampfe, sich zeigen auf allen Puncten, eiligeren Ganges vorwärts treibend die Menschheit auf der Bahn, auf welcher sie zögernd früher zu wandeln schien, die zu dem Ziele führt, auf welchem bis in die niedere Hütte herab der rechnende Verstand und die ruhige Vernunft die Herrschaft führen werden über das Gemüth, auf welchem über ein gebildetes Geschlecht, über ein Geschlecht, das rein menschlich fühlen und empfinden lernte von Jugend auf, weder religiöser noch politischer Fanatismus Gewalt wird zu üben vermögen.

Soll ich der Tausende von Dingen gedenken, in denen dieser große Zug der Zeit erscheint? Sie alle zu nennen, welch weiten Raum würde das begehren!

Das Streben, Kenntnisse zu besitzen und sie zu verbreiten, das Streben, eine denkende Menschheit aufzuerziehen, hat sich so gewaltig gezeigt in diesem halben Jahrhundert besonders, und so groß und einflußreich die Vortheile, die dem Einzelnen wie der Allgemeinheit erwachsen,

wenn es zur Wahrheit mehr und mehr gefördert wird, daß die Gemeinheit nur und der Staat, welcher sich selbst zur Armuth, Schwäche, ja Nullität verdammte, diesem Streben, und diesem Zug der Zeit ganz und in allen seinen Richtungen sich widersetzen und die entgegengesetzte Bahn einschlagen könnte, wenn das anders in menschlicher Gewalt läge.

Das Streben ist vorhanden; viele gehorsamen dem neuen Weltgesetze halb unwillig oder nur halb es fühlend, daß sie auf neuen Wegen schreiten, die sie zu vermeiden wünschen, denn die Gottheit schlägt sie unter ihren Willen. Das Ziel aber, unter dem natürlich nicht Allvollkommenheit des menschlichen Geschlechtes, nicht reine Herrschaft der Vernunft, nur größere Gewalt derselben, als sie in früheren Jahrhunderten übte, gedacht werden muß, stehet noch fern, hier mehr, dort minder der überhaupt erreichbaren Vollendung nahe.

Das Urtheil über das Ziel dieses Strebens kann nicht zweifelhaft nnd ungewiß sein. Das menschliche Geschlecht in Europa dringt zum Licht, zur Natur, zum wahren Recht, sie schreitet vor zur Sittigung, zur Humanität, zu freier und vernunftgemäßer Uebung seiner Kraft. Das Streben ging, wie die menschlichen Dinge insgesammt; von jener Macht aus, der schweigend die Welt gehorcht.

Lenkt sie aber auf der einen Seite das menschliche Geschlecht zur Sittigung, Recht, Ordnung und wahrer Freiheit, wird und kann sie ihr Werk nicht auf der andern Seite selbst wieder zerstören, nicht im politischen Leben ein Princip der Vernichtung feste Wurzel schlagen lassen, durch welches nicht die Staaten allein, auch das ganze Leben untergehen müßte? Die Democraten werden den Sieg nimmer gewinnen in der europäischen Völkerwelt; es ist eine

moralische Unmöglichkeit, wenn es auch nicht eine andere noch wäre.

Aber ist sie denn auch, diese Democratie, für Europa in der That ein Princip der Zerstörung, sie gerade, die laut von tausend Zungen gepriesene, sie, von der die glänzendsten Bilder entworfen werden, sie, die als die alleinige, festeste Bewahrerin der Freiheit, als das ächte Leben der Natur und der Vernunft geschildert worden ist und geschildert wird, sie, an der tausend Erwartungen hangen, sie, die ersehnt wird, als der Menschheit letztes Glück, sie, mit deren Gewand angethan, am Anfange dieses halben Jahrhunderts ein neues Verfassungsprincip sich in das alte Gebäude der europäischen Staatenwelt drängte.

Ich sage, sie ist's und es war ein großes und schweres Unglück, daß jenes neue Princip in ihrem Gewande in das Leben kam, ein Unglück, dessen schmerzliche Nachwehen gefühlt werden bis auf diesen Tag und lange noch werden schmerzlich empfunden werden.

Die Erfahrung ist die Mutter der Weisheit und diese Erfahrung hat schon einmal über Möglichkeit und Unmöglichkeit der Democratie in einem großen Staate Europa's entschieden: es zeigte sich dieselbe nicht allein practisch unausführbar und unmöglich, sondern auch gräßlich in ihren Folgen. Das Leben drohete unterzugehen in einer ungeheuren Verwirrung und unter entsetzlichen Greueln, als eine höhere Macht Stillstand dem Wahnsinn gebot.

Die Erfahrung hat somit über die Anwendbarkeit der democratischen Staatsform in den großen und größeren Staaten Europa's entschieden. Es ist aber nichts unzweifelhafter, als daß, wo die Probe mit ihr noch einmal gemacht werden sollte, die Folgen im Ganzen dieselben sein würden. Auf zwei Principen ruhet die Democratie hauptsächlich: sie heißen Freiheit und Gleichheit. Unter

der erstern wird im Sinne der Democraten nicht allein die bürgerliche, sondern auch die politische verstanden. Daher ruhet die Souverainität in dem Volke, in dem ganzen Volke ohne die mindeste Ausnahme. Das ist nicht allein die Meinung der reinen und absoluten Democraten, sondern auch die natürliche Folge der Lehre von der Souveraini=tät des Volkes, daß sie ohne alle Einschränkung vorhan=den sein, daß sie in der ganzen Masse des Volkes ruhen müsse ohne die mindeste Ausnahme und, theoretisch, ohne den mindesten Unterschied. Sie ist somit die Herrschaft aller über sich selbst. Die gelehrten Democraten haben viel gekünstelt, um, mindestens auf dem Papiere, die Möglich=keit eines Staates nachzuweisen, in dem es lauter Herren giebt, von dem der Eine, um die Natur nicht zu verletzen, nicht mehr und nicht weniger Herr sein darf als der An=dere. Aber nicht einmal für das geduldige Papier ist sie gefunden worden, weil sie überhaupt nicht zu finden war. Die Lehre von der Souverainität des Volkes ist ein rei=ner Ungedanke. Der Staat, in dem sie mit allen ihren ein=fachen und natürlichen Consequenzen, die, wenn sie am An=fange nicht vorhanden sind, doch jeden Augenblick von Je=dem gezogen werden können, aufgetreten ist, muß sich auf=lösen; denn in diesen Consequenzen liegt zuletzt nichts An=deres: als „ich bin mein eigener und absoluter Herr und ich bin mir selbst das Gesetz und das Gesetz ist mein Wille.“ Das ist mit anderen Worten nichs Anderes, als der Krieg Aller gegen Alle, der, wenn er in einer Democratie nicht jeden Augenblick thatsächlich vorhanden ist, doch jeden Au=genblick thatsächlich eintreten kann, weil es in dem Prin=cip selbst liegt, auf dem der Staat gebaut ist.

In allen europäischen Staaten, in denen die Masse der Unbegütherten und Eigenthumslosen die bei weitem grö=ßere ist, müßte ein solches Verfassungsprincip, in dem der

Krieg Aller gegen Alle schon selbst liegt, über kurz oder über lang zum Kriege der Eigenthumslosen gegen die Eigenthümer und zu dem Untergange der Letztern führen, damit dann von den Erstern der Kampf um die Gleichheit des Besitzes beginne, der, da diese Gleichheit nimmer fest zu halten ist, in's Unendliche fortlaufen müßte.

Die reine und absolute Gleichheit ist das zweite Princip der Democraten, das mit dem ersten in der innigsten Verbindung steht. Es giebt eine vernünftige Gleichheit, die in jedem wohlgeordneten Staate sich finden sollte und die neben verschiedenen Ständen und Unterschiedsmerkmalen, wie sie die Zeit unter den Menschen gebildet hat, sehr wohl bestehen kann, eine Gleichheit, vermöge deren der Staat nicht höhere Ansprüche für seine Lasten an den Einen als an den Andern machen soll, obwohl diese Ansprüche, gemäß dem verschiedenen Bildungsgrade und der verschiedenen Beschäftigung, immer noch anders gestaltet sein können und andere Dinge mehr. Diese Gleichheit aber meinen die Democraten, wenigstens nicht alle Democraten, keineswegs allein. Unter den Händen ihrer **exaltados** wird die Gleichheit zu einem üppigen Phantasiestück, das nur bestimmt scheint, ihrer reinen und absoluten Freiheit die Hand zu bieten und die Gemüther für sie zu entflammen, indem neben der Süßigkeit der Herrschaft, welche die Letztere verspricht, durch die Aussicht auf Aecker- und Güthervertheilung die Erstere mit unermeßlichem Reiz die Menschen fesseln soll. Die Lehre von der reinen und absoluten Gleichheit führt die Nothwendigkeit der Gleichheit des Besitzes fast von selbst herbei. In früheren wie in unsern Tagen haben die Democraten, wenn auch nicht alle Democraten, sie geprediget.

Die Lehre von der Souverainität des Volkes mit ihren Anhängen und ihren Consequenzen bedrohet somit kei-

neswegeſ allein die Throne, ſondern überhaupt das ganze Leben mit einer wahnſinnigen Vernichtung. Den Bürgerſtand bedrohet ſie nicht minder als einen höher geſtellten. Die Democraten ſagen es jetzt ungeſcheut, wie ſie es in früheren Tagen nicht verhehlten: „der Bürgerſtand iſt auch eine Ariſtocratie, die vernichtet werden muß.“

Was ſie thun, das wiſſen die Democraten nicht. Ihre Freiheit und ihre Gleichheit verkündigen ſie als ein neues Evangelium des menſchlichen Geſchlechts und ſie iſt nichts als Tyrannei am Anfange und Tyrannei am Ende. Rufe ihren vielgeprieſenen Staat in das Leben und die rohe Gewalt der Menge wird herrſchen, zertrümmernd um ſich ſchlagen, bis ſie ermüdet in ſich ſelbſt zuſammenſinkt, nach Ruhe ſich ſehnt und ſuchet, wer ſie geben könne und wolle. Eine neue Macht wird emporſteigen, der die Gefühle der Menſchen entgegenkommen. Der aber, dem zu ihren Beſitz zu gelangen gelingt, befindet ſich in einer gar ſeltſamen und gewaltſamen Lage; denn eine unaufhörliche Furcht, die unter ſolchen Zuſtänden ganz natürlich iſt, muß ihn quälen. Nur ein vorübergehender Stand der Dinge hat ihn emporgetragen und ein Augenblick der Nothwendigkeit ihn auf den Thron gehoben. Dieſer Augenblick aber iſt flüchtig und vergänglich und, iſt die Ordnung des Lebens wieder vorhanden, ſo endet ein großer Theil der Intereſſen, die für ihn zuſammenfloſſen. Dann muß das Gefühl in ihm aufſteigen, je weiter die Zeit verlaufe, deſto haltloſer ſei ſein Bau, das Gefühl, daß in mancher Bruſt die Frage ſtehe: „woher kam denn Jenes Gewalt und welches Recht hat ſie ihm gegeben.“ Und die junge Herrſchaft, die an ſich ſelbſt auf hohlem Boden ſteht, wird entweder fortbehauptet werden durch Gewalt oder durch künſtliche Schöpfung neuer Intereſſen, welche, an der Stelle der nicht mehr vorhandenen, die Menſchen an die neue Ge-

walt zu fesseln bestimmt sind. Oder es werden beide Mittel mit einander in Verbindung gesetzt werden, die Gewalt und die neuen Interessen, und wenn auch über den letztern eine halbe Welt zu Grunde gehen sollte. Das war die Geschichte der ersten großen Probe, welche die reine und absolute Democratie in Europa abgelegt hatte. Auf die Greuel des Conventes Buonapartes Dictatur; erst der Krieg Aller gegen Alle, dann die Rückkehr der großen Masse zur Besonnenheit, dann Wiederherstellung der gewöhnlichen Ordnung des Lebens durch einen neuen Thron und zuletzt, um diesen zu sichern, Erdrückung aller öffentlichen Freiheiten und Rechte, durch die das Recht der neuen Gewalt zur Untersuchung kommen könne und Schöpfung neuer Interessen durch die Herrschaft über Europa.

Das ist der unermeßliche Vortheil, welchen die Herrschaft altangestammter Fürstengeschlechter den Völkern Europa's giebt, und das ihre beste Legitimität, daß sie solcher Mittel nicht bedürfen und das Schaffen so künstlicher Interessen nicht nöthig haben.

Ich habe die Democraten in dem ganzen Laufe des halben Jahrhunderts in Bewegung gesehen, und sehe sie heute noch in derselben, um ein an sich selbst reines Werk zu vergiften. Ich sehe unter ihnen eine große Menge, die das sonst trockene Hirn mit einer Fluth von glänzenden Redensarten, die sie selbst nicht verstanden, begossen und sie einer gaffenden Menge vorpredigen, die sie eben so wenig versteht und eben darum am meisten die Verkündiger des neuen Heils zu bewundern scheint. Ich sehe aber unter denselben auch das lauernde Verbrechen und die lauernde Dictatur. Sie gehen jetzt Hand in Hand, um zum Ziele zu gelangen: kämen sie jemals zu demselben, so würden die Ersteren, die Reinern, die ersten Opfer der Letzern sein.

Dieser Ultraliberalismus bedroht die Welt in der That mit weit größeren Gefahren, als die Autocratie sie jemals bringen würde. Auch diese hat der mächtig waltende Geist des Jahrhunderts unter seinen Fittig genommen und nicht als blutige Tyrannei will sie einherschreiten, nicht als zertretende Willkühr. Auch sie will Menschenwohl und Menschenglück fördern, fördern in ihrer Weise und fördert sie auf vielen Puncten Europa's in solcher Weise, daß selbst der Philosoph sich schweigend ihr fügen könnte. Mit dieser Autocratie giebt es keinen Kampf auf Leben und Tod für das neuere Verfassungsprincip in seiner Reinheit und Aechtheit, in dem die Heiligkeit des Königthumes bleibt, wie in den Autocratien; oder es sollte doch vernünftiger Weise einen solchen nicht geben.

Die aber, welche die Einführung repräsentativer Verfassungen für das Erforderniß der Zeit und der Bildung erachten und welche in derselben eine größere Sicherheit des Lebens und des Staates finden, haben vor Anderem jetzt zu begreifen, daß durch die Democraten dieses Ziel am wenigsten erreicht werden kann. Sie haben von diesen Democraten sich nicht allein zu trennen, weil sie nichts mit ihnen gemein haben, sie haben sie selbst zu bekämpfen, weil Zerstörung und Tyrannei in ihrem Gefolge kommen müssen. Je schärfer und bestimmter diese Trennung hervortritt, desto besser wird es für die Welt nicht allein überhaupt, sondern auch für das repräsentative System sein. Es ist nur zu vielfach im Laufe unseres Jahrhunderts Veranlassung zu dem Mißtrauen gegeben worden, daß unter dem Streben nach einer repräsentativen Regierung sich die Democratie verberge; sehr oft gab sie selbst die Mühe sich nicht, sich zu verbergen. Der Bruch ist bereits vorhanden, der in der Natur der Dinge liegt. Die Democraten haben den Namen Doctrinairs erfunden, um die Freunde des Gesetzes

zu bezeichnen und ihre giftigste Galle haben sie für diese Doctrinairs aufgespart. Es kommt nur darauf an, diese Spalte zu erweitern, um viel in der Meinung zu gewinnen. Größere Freundschaft, als bisher, möchte der freisinnigere Geist finden, wenn er sich eifrig finden läßt in der Verfechtung der legitim-constitutionellen Monarchie gegen die Democraten.

Die Democratie aber tobt nur auf der Oberfläche des Lebens herum, tief ein in dasselbe ist sie nicht gedrungen; um so leichter wird der Sieg über sie, über die falsche Freiheit sein. Den Lenkern aber der Staaten gebührt, was keineswegs immer geschehen, die wahre von der falschen zu scheiden.

Dem Verfasser ward das Glück zu Theil, unter dem Schutze einer Regierung und bei einem Volke zu schreiben, die eben beide der Welt ein schönes Schauspiel geben, indem in einer Eintracht, wie sie selten auf dem Boden Deutschlands gesehen ward, die Regierung und die Repräsentanten des Volkes an dem wahren Wohle desselben arbeiten, an dem wahren Recht und der wahren Freiheit, welche nicht Umsturz, sondern Stützpunct der Throne da wird, wo ächte Bildung bis zu den untersten Classen stieg und wo phantastischen Theorien die Ohren eines friedlichen und glücklichen Volkes immer verschlossen blieben und immer verschlossen bleiben werden. Königliche Tugenden und königliche Weisheit haben lange über diesem Lande gewaltet und walten über demselben bis auf diesen Tag. Sie stützen sich jetzt auf die Tugend und Weisheit der Vertreter des Volkes und, wie nicht unbeglückt in früheren Tagen, wird unter solcher Leitung das Land in den spätern sein und den Völkern Europa's ein Beweis, daß die Freunde und Anhänger repräsentativer Verfassungen auch im min-

desten nichts mit den Democraten gemein haben. Ein neuer Ruhm wird so dem geliebten Vaterboden zu manchem Anderen sich gesellen, der Ruhm, die repräsentative Verfassung für Deutschland in die rechte Bahn geleitet zu haben. In derselben möge des Landes königlichem Stamm und seinem Volke der Weisheit und Tugend Lohn, nach so bittern und unverdienten Mißgeschicken früherer Tage, zum Theil von Dem angewiesen werden, der auch jenes Mißgeschick zu überleben und mit freier Kraft zu überwältigen gab, damit die spätesten Geschlechter noch sehen, wie munter in den Lüften die weiß und grünen Zeichen wehen, die nie das Banner des Unrechts und der Gewalt waren.

Leipzig, im Monat April 1833.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vom Gange der Ereignisse.

Drohende Gewitterwolken stehen heute an dem Himmel der europäischen Völkerwelt: sie zogen an demselben herauf erzeugt von den Stürmen, die seit einem halben Jahrhunderte fast auf der Bühne des Lebens der europäischen und der europäisch-gebildeten Völker ein Schauspiel dargeboten haben, dessen furchtbare Größe von den lebenden Geschlechtern mit Staunen gesehen worden, das mit nicht minderem Staunen von den Söhnen kommender Zeiten betrachtet werden wird. Es waren aber die Dinge, welche dieses Schauspiel erzeugten, und welche bis auf den heutigen Tag noch eine halbe Welt erfassen und durchschüttern, eine fast durchaus neue und eigenthümliche Erscheinung in der Geschichte des Lebens, mag man dabei auf die Ausdehnung, welche sie gewann, oder auf ihren innern Gehalt sehen. Nachdem durch den Gang der Geschichte früherer Jahrhunderte ein inniges Band geflochten worden nicht allein unter den Völkern, die in Europas Schooße wohnen, sondern auch zwischen diesen und jenen, die in fernen Welttheilen Töchterstaaten gründeten, weil europäische Sitte, Religion und Sprache immerfort der große Markstein der Trennung von den nicht-europäischen Nationen und das unauflößbare Band sein wird, das sie dem europäischen Völkerleben zuweißt, ist natürlich, daß kein wichtiges Ereigniß geschieht an dem einen Ende derselben, ohne daß es nicht an dem andern, ob auch die weitesten Meere zwischen den beiden Endpuncten lägen oder himmelhohe Gebürge sich zwischen ihnen thürmten, die Aufmerksamkeit errege und die Geister beschäftige. Denn es herrscht in diesen Völkern allen, weil Alles sie darauf hinweißt, das Gefühl, sie durcheilten gemeinschaftlich eine große Lebenskette und es walte ein Geist über sie, der sie immerfort zusammenschließe. Darum mußte ein Ereigniß, das auf einem, ob auch in der großen Gesammtheit Anfangs immer nicht viel umschließenden Punct, ein in vielen Beziehungen ganz neues Leben

schaffen zu wollen schien, heftig die Gefühle aufregen, tief die Welt des Gedankens ergreifen, das Leben erschüttern in allen Zonen und Regionen, die europäische und europäisch-gebildete Stämme bewohnen. Von solchem Gehalte aber waren die Ereignisse, von denen die Bücher dieser Geschichten reden sollen: sie wollten von dem Pallaste bis zur Hütte eine neue Vorstellung über das Sein des Menschen im Staate begründen und dieselbe nie in das Leben führen. Darum ward groß ihre äußere Ausdehnung und sie schritten von dem Volke, bei dem sie zuerst ein Dasein gewonnen, auch zu anderen herüber und suchten auch in ihrer Mitte das Leben zu erringen. Aber größer ward, da das Gefühl des Zusammengehörens und des Zusammenlebens unter den Völkern Europas herrschend ist, und da der innere Gehalt dieser Ereigniße eine große fortpflanzende Kraft in sich trug, die innere Ausdehnung, welche sie gewannen. Diese aber, von deren Wahrheit jeder, der das Leben der europäischen Völkerwelt kennt, überzeugt ist, verspricht, daß die Ereigniße der folgenden, noch im unenthüllten Schooß der Zukunft liegenden Zeiten, ob auch langer Stillstand und lange Unterbrechung den Strom der Begebenheiten wird zu hemmen scheinen, nicht minder groß, nicht minder vielfach umbildend, vielleicht auch nicht minder verworren und verwirrend sein werden, als die Dinge, deren Kreis gegangen ist bis zu diesem Tage. Denn auch da, wo der neue Weltgeist in Thaten noch gar nicht hervorgetreten oder wo er nur matte Zeichen eines Erwachens gegeben, da hat er doch, von Spähern unerlauscht, seine Wurzeln gefaßt in dem stillen, undurchforschbaren Reiche der Gedanken, von dem aus er, wie das Bäumchen aus dem dunkelen Schooß der Mutter Erde, emporkommen wird, ob auch Niemand ahndete, daß hier des Baumes Wurzel lag, der stolz und prächtig sich entfaltet. Diese stille Verbreitung aber einer belebenden Idee in dem Lande der Geister mag nicht unpassend mit dem Ausdrucke die innere Ausdehnung der Ereignisse unserer Zeit bezeichnet worden sein.

Das aber vermag freilich Niemand zu sagen, wie viele der Jahrzehnte, ja wie viele der Jahrhunderte noch dahin gehen werden in dem eilenden, in dem vernichtenden und schaffenden Strome der Zeit, bis das neu begonnene Leben vollendet da stehen wird über der europäischen Völkerwelt. Aber es stützt sich die Prophezeihung, daß dieses einstens sein werde, auf zwei Betrach-

tungen, die beide die Bürgschaft für sie zu übernehmen scheinen. Zuerst macht sichtbar die in früheren Jahrhunderten begonnene Befreundung der europäischen Völkerfamilie mit jedem Jahrzehnte so reißende Fortschritte, daß ihr Zusammenwachsen in ein großes Ganzes durch ein von menschlicher Kunst ferner nicht aufzuhaltendes Naturgebot herbeigeführt zu werden scheint. Es brechen die Schranken zusammen, welche die Verschiedenheit der Sprachen zwischen den Völkern Europas baute; denn diejenigen unter ihnen, die sich einer feinern Ausbildung rühmen, werden mehr und mehr ein Gemeingut der mit jedem Jahrzehnte steigenden Zahl der Gebildeten; es brechen die Schranken zusammen, welche die Verschiedenheit religiöser Ansichten einst unter dieser Völkerfamilie bildete; denn der Geist der Zeit lernt weniger und weniger immer Werth auf die Formen legen, in denen jene Verschiedenheit beruhte, und mehr immer und mehr auf die Gleichheit und Harmonie des innern Gehaltes achten; es brechen die Schranken endlich zusammen, welche die Verschiedenheit der Sitte einst legte und die Verschiedenheit der Bildung; denn auch diese einet sich immer mehr; daran haben selbst die gearbeitet, welche das Zusammenschmelzen der Völker jezt gern hindern möchten, als es galt durch gesteigerte Intelligenz die Kräfte der Staaten zu erhöhen. Die Bildung hat nicht den vorgeschriebenen Weg allein genommen, sondern auch eine andere Bahn sich noch gebrochen, die nicht in der Berechnung aller Förderer der Volkscultur lag; denn mit jeglichem Streben dienet der Mensch dem ewigen Weltgeiste. Wenn aber die Stufe des Zusammenhanges des Menschengeschlechtes in Europa, die überhaupt erreichbar und wohlthätig ist, wird erreicht sein, dann wird jene innere Ausdehnung, die der neue Weltgeist längst im Stillen gewann, auch da sich geltend machen, wo er eine äußere noch nicht zu gewinnen vermochte; denn er hat einen Reiz und einen Stachel für die Seelen, welcher unwiderstehlich zur Nachahmung drängen muß, wenn in der befreundeten und vielfach verbundenen Nachbarschaft das Neue wohlbegründet und fruchtbringend gesehen wird. Dann aber liegt eine zweite Bürgschaft für die aufgestellte Vermüthung in einem Resultate, das sich durch einen Blick auf den Gang der Menschengeschichte klar ergiebt. Es erscheint nichts unter den Menschen, das sich mit Blut und Zerstörung, mit Verwirrung und Untergang ankünde, um dessent-

willen theure Opfer fallen müssen, das nicht bestimmt sei in dem Laufe der Zeit ein großes Schicksal zu erfüllen. Jahrhunderte zuweilen verlaufen auf Jahrhunderte, Geschlechter auf Geschlechter sinken in das Grab und sie haben das Ziel nicht gesehen, um dessentwillen so viel Jammer erduldet ward, dessen Früchte erst die Söhne der Zukunft ärndten sollen. In dem Kampfe aber, der über die Dinge gerungen worden ist, von denen diese Geschichten reden sollen, sind so theure Opfer schon gefallen und es ist so viel der Thränen schon und der Noth gewesen, daß für den, welchem Geschichte und Vernunft gelehrt, es geschehe nichts umsonst, und durch Jahrhunderte, ja zuweilen durch Jahrtausende hindurch, arbeite der ewige Weltgeist immer einem gewissen Ziele, das unter dem Menschengeschlecht erreicht werden soll, zu, obwohl er nicht begreift, warum er eben arbeite in dieser Weise, obwohl das lezte Warum ihm ewig ein unauflösbares Räthsel bleibt, kaum ein Zweifel ist, es wolle auch diesesmal jener Weltgeist mit den Erscheinungen, die er seit einem halben Jahrhunderte in das Leben gerufen, eine große Entscheidung herbeiführen. Dieser Glaube ist eine ehrene Mauer, an der wirkungslos die tobenden Leidenschaften der Zeit zerschellen, und welche die Zeit festhält mitten in dem Strome vernichtender Ereignisse. Doch im Ganzen liegt das Gebiet jener inneren Ausdehnung noch tief in dem dunkelen Lande der Vermuthung; aber groß genug schon war der Raum, den äußerlich die Erscheinung eingenommen hat bis auf diesen Tag: in Europa ward von einem Ende bis zum andern eine furchtbare Erschütterung gefühlt, und noch jenseits des unermeßlichen Oceans wirkte sie fort.

Aber die räumliche Ausdehnung, und wenn sie über eine halbe Welt ginge, bietet sie nur ein Treiben roher Kräfte dar, wird zwar den Blick des Freundes der Geschichte auf sich ziehen, aber einer tiefern und erfreuenden Betrachtung geben solche Begebenheiten wenig Raum und oftmals noch weniger schönen und erhebenden Gefühlen. Kalt geht er dann vorüber an Roms Eroberungen, an der arabischen Kaliphen glanzvollem und über eine halbe Welt dahingedehntem Reihe, an der Osmanli und Mongolen barbarischen Schöpfungen; denn er siehet hier mehr zerstörende, als schaffende Kräfte, oder es drückt in dem Geschaffenen sich nicht der schönere Theil der Menschennatur aus. Liegt aber in einem Ereigniß, das sich weit hin verzweigt über die Völker

der Erde, eine neu belebende Kraft, die durch ein Anderes noch, als die rohe Gewalt sich geltend zu machen vermag, wird dadurch, so viel menschliche Klugheit voraus zu bestimmen vermag, ein beßerer Stand des Geschlechtes, sei es in religiöser, sittlicher oder bürgerlicher Verfassung begründet, dann wird die Betrachtung freudiger auf dasselbe gewendet und der Schmerz, welcher empfunden wird über die Art und Weise, in welcher die Umgestaltung vor sich ging, schwindet vor den frohen Erwartungen, die durch sie für eine ferne Zukunft aufgeregt werden. Und in solcher Weise sprechen die Ereignisse dieser Tage das Gefühl des Unbefangenen und des Unverdorbenen an. Sie stehen jetzt schon und sie werden dereinst noch mehr neben dem großen Kampfe für die Glaubensfreiheit, neben dem gewaltigen Streit für die Reinigung des Christenthums von den Zusätzen menschlichen Afterwitzes stehen. Denn es stellen diese Begebenheiten einen Streit um andere Formen des Menschendaseins in bürgerlicher und politischer Hinsicht dar, als sie festgesetzt und bestimmt waren durch den Lauf vieler Jahrhunderte. Es will die Idee, welche diesen Streit in das Leben gerufen, Zerstörung der mittelalterlichen Formen des Daseins, die über das Menschengeschlecht gekommen, nicht als ein Gesetz der Vernunft, sondern als ein Gesetz der Geschichte, bald als ein Erfolg unberechneter Anfänge und bald als ein Werk einer auf Unterdrückung und Vergewaltigung zielenden Berechnung, sie will eine neue Bildung des Menschenlebens in allen den Dingen, die durch die Macht der Geschichte aufgekommen sind wider Gott und die Natur, sie will diese auf den Grundlagen der heiligen Menschenvernunft, deren Ursprung auch in dem ewigen Weltgeiste ist, sie will Aufhebung des geschichtlichen, Begründung eines naturgemäßen Rechtes, sie will eine vernunftgemäße Construction des Staates auf den Ruinen dessen, der auf rein historischen Grundlagen ruhete. Dadurch ist zugleich auch die Eigenthümlichkeit des inneren Gehaltes der Geschichte unserer Zeit bezeichnet: in dieser Allgemeinheit hat die Lage über die Stellung des Menschen im Staate noch nicht die Gemüther beschäftiget, in dieser Ausdehnung hat eine politische Speculation, eine Philosophie über das Staatsleben sich noch niemals geltend gemacht oder geltend zu machen versucht. Die meisten aber und die auffallendsten Ereignisse der neuesten Zeit haben in mehr oder weniger unmittelbarem Zusammenhange mit

dem Kampfe gestanden, der durch jene Idee hervorgerufen worden ist, wenn auch ein solcher Zusammenhang sich nicht allenthalben auf den ersten Blick ergiebt. Es hat aber auch kaum jemals ein Streit so heftig das Leben durchschüttert, als dieser, so gewaltig die Herzen der Menschen hier von Furcht und dort von Hoffnung, heute von Schmerz und morgen von Freude bewegt; schien doch einen Augenblick nicht das allein zu stürzen, was unmittelbar angegriffen ward von jener bewegenden Idee der Neuzeit; wankte doch vieles Andere noch und schien dem eröffneten Abgrund des Unterganges entgegen zu eilen; zitterten doch Europas älteste Throne vor den Göttern einer neuen Zeit, schien doch selbst die erhabene Säule, auf welcher das europäische Völkerleben steht, das Christenthum, hier durch rohe Gewaltthat zerbrochen, dort durch Schwächung des Glaubens in der stillen Welt der Gemüther untergraben, niederzusinken vor einem neuen Glaubensthron, und schien doch mit ihm unterzugehen was für Tugend, Sitte und Recht errichtet worden in früheren Tagen. Es trat jene neue Idee, das belebende Princip der Ereigniße unserer Tage, in einen schroffen Gegensatz zu den Dingen, die sie vorhanden in dem Leben fand: sie stieß nicht allein hart zusammen mit einer andern Ueberzeugung, sie stieß noch härter an Tausende von Interessen, Vorurtheilen und Ansichten, die in dem Laufe von Jahrhunderten sich festgewoben hatten unter den Menschen. Sie wollte ja zum Unrecht machen, was lange als ein heiliges Recht gegolten, herüber in die Wirklichkeit ein Etwas führen, das fast nur vorhanden gewesen war in dem Lande der Phantasie. Darum war ein heftiger Kampf unvermeidlich und der Natur des Menschenlebens gemäß. Niemals ohne Streit und niemals ohne desto längeres und heftigeres Ringen, je tiefer es einschnitt in das alte Leben, mochte dieses aus Bestandtheilen zusammengesezt sein, aus welchen es immer wollte, ist ein Neues eingetreten in die Menschenwelt. So gebietet die Meisterhand, welche das Leben führt: undurchforschbar in seinen lezten Gründen steht der ewige Rathschluß da, daß das Leben ein Kampf sein soll in allen seinen Beziehungen. Niemals soll Wahrheit, Tugend und Recht mit einem Schlage triumphiren oder die höchste Spitze je erreichen, damit nicht eine tödtende Ruhe komme und die Geister lebendig erhalten werden durch Reibung und Bewegung. Auch die edelste Erzieherin des Menschen-

geschlechtes, das Christenthum, hat Jahrhunderte kämpfen müßen, ehe es auch nur einen kleinen Theil der Welt zu gewinnen vermochte, auch dieses ist unter Blut und Thränen in die Welt gekommen und unter Jammer und Schmerzen ward es ausgetauscht gegen ein Früheres; auch dieses ward nicht rein festgehalten unter den Menschen und ist gemißbraucht worden zu dem Abscheulichsten. Darum soll Niemand die Idee selbst anklagen, weil sie eintrat in die Welt unter Jammer, Thränen und Noth, weil sie einen Kampf eröffnete, unter dem Gräber auf Gräber sich erschließen mußten, ohne daß Ruhe und Rast gefunden worden sei. Es sollen erst späte Geschlechter ruhen unter dem Schatten des Baumes, um den mit Blut und Thränen der Boden befruchtet wird; denn die Rechnung des Werkmeisters der Welt gehet nach Jahrhunderten und Jahrtausenden; sie werden ruhen bis ein neuer Kreislauf beginnt, bis das Neue wiederum zum Alten geworden ist. Es beruhige der Gedanke, daß für einen großen Zweck große Opfer nicht zu theuer sein können, und daß durch die begonnene Umgestaltung des europäischen Völker- und Staatenlebens doch endlich einst erreicht oder der Verwirklichung nahe gebracht werden wird ein Zustand, in welchem der Mensch nur gewürdiget werden wird nach seinem wahren, innern Gehalte, in welchem für Niemand durch ungesetzliches Gesetz die Thüre wird verschlossen sein, die Kraft und Talent ihm eröffnen müßen zu den Würden des Staates, in welchem alle an Rechten und an Pflichten auf einer gleichen Stufe stehen werden. Es klage aber auch ferner jene Idee Niemand deshalb an, weil sie am Anfange weder rein hervortrat, noch an reinen Händen in das Leben geführt ward; denn wo ist ein selbst göttlicher Gedanke, der in die Menschenwelt gekommen, nicht gemißbraucht werden, nicht entarten könnte bis zum grausamsten Irrthum. Ein halbes Jahrhundert ist eine kurze Zeit in der Geschichte so großer Dinge und nur der Anfang eines langen Kreislaufes von Begebenheiten mag leicht in demselben gemacht worden sein.

Aber ob auch erst ein halbes Jahrhundert verlief und ob wir auch erst an dem Vorabende der wichtigsten Ereigniße stehen mögen, erst in den ersten Gliedern einer langen Kette, so kann man doch schon in den Ereignißen einen Stufen- und Entwickelungsgang nachweisen, eine innere Nothwendigkeit, eine Verbindung und einen Zusammenhang unter denselben, und selbst

eine Vermuthung über die wahrscheinlichen Ereigniße der nächsten Zukunft läßt sich begründen. Die belebende Idee der Neuzeit, Umformung der Staats- und Lebensverhältniße nach den Principien eines naturgemäßen Rechtes, scheint bis auf diesen Augenblick drei Stufen erstiegen zu haben, oder, um ungewiß über das zu reden, was ungewiß seiner Natur nach ist, zwei Stufen erstiegen zu haben und auf der dritten zu stehen. Die erste Stufe ist die französische Revolution und die Zeit der französischen Republik.

In dieser Zeit ist jene Idee noch gar nicht rein vorhanden, in so fern sie nicht klar und bestimmt in einer großen Masse von Individuen lebt, die nur sie und nichts als sie im Auge gehabt, die nicht mehr zu zerstören, als sie unerläßlich begehrt, und nicht mehr aufzubauen, als sie gebieterisch fordert, getrachtet. Dies ist die Zeit, von welcher leicht gesagt werden könnte, gar nicht sei die Idee vorhanden gewesen, nicht eine Umbildung des Lebens sei erstrebt worden, sondern nur eine grimmige Zerstörung, nicht ein belebender Gedanke habe die Herzen durchdrungen, sondern blinde Leidenschaften hätten verführt zum Toben und zum Rasen. Und in der That zeigt sie in dieser Zeit fast immer nur ihre zerstörende Kraft und tritt so furchtbar und zermalmend hervor, daß selbst der ursprünglich mit ihr Befreundete sich mit Grausen von den Bildern, die ihm entgegentreten, wegzuwenden genöthiget wird, zweifelnd, ob sie zu dem führen könne, was sein Herz ersehnt, nicht zweifelnd, daß es niemals in dieser Weise geschehen werde. Aber vorhanden ist diese Idee nichts desto weniger in aller Würde und in aller Bedeutsamkeit, welche ihr zugeschrieben worden ist; doch hatte sie sich, um den Ausdruck zu brauchen, noch nicht sattsam verkörpert; denn sie lebte nur in Wenigen und diese Wenigen gelangten nicht dazu, sie zu handhaben und sie in das Leben zu führen. Nur wer es kannte das Wesen der Völker und der Staaten, wer die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft zu erwägen verstand, nur wer geleitet ward von dem höchsten Grade der Mäßigung und der Besonnenheit, der hätte die Sache ruhig in die Wirklichkeit zu bringen vermocht. Und dazu wäre doch immer noch nöthig gewesen, daß keine Gegenparthei einen Kampf irgend einer Art herbeigeführt. Das aber war unmöglich unter Menschen. In dem Haufen aber lebten nur dunkele und verworrene Bilder,

nicht die Idee selbst in ihrer Reinheit und Würde, und dieser drängte wie allenthalben sich hervor oder ward von des Schicksals Hand an die Spitze der Angelegenheiten geführt. Da geschah es freilich, daß die Ereignisse nicht zum Abbilde wurden der belebenden Idee und daß die französische Staatsumwälzung, eben weil sie diese ward und nicht eine Staatsreform, nur ein gräßliches Zerrbild darstellte. Sie erscheint nur groß im Zerstören und Vernichten; sie sucht den Untergang über alle und jede Formen des Staates und des Lebens zu bringen, die in den Jahrhunderten des Mittelalters ihren Ursprung nahmen, sie mögen nun hart an die Grundsäule der neuen Idee anstoßen, oder sie mögen unschädlich oder selbst wohlthätig neben ihr bestehen können. Die Unkunde, die Uebereilung, die Thorheit, die Leidenschaftlichkeit erbittert sich durch den gefundenen, überhaupt unvermeidlichen und durch das heftige Anstürmen auch heftiger hervorgerufenen Widerstand; sie glaubt ihn besiegen zu können, indem sie den ursprünglichen und einfachen Gedanken hinauftreibt zu einer Höhe, ausdehnt in einer Schärfe, erweitert in einem Umfange, in welchem seine Einführung in die Welt zu einer reinen Unmöglichkeit wird. Dadurch machte sie nur einer gräßlichen Zerwürfniß des Menschenlebens Bahn, dadurch bereitete sie nur der Dictatur des Verbrechens die Bahn und dadurch bezeichnete sie den Anfang einer langen Prüfungsbahn, welche die europäische Völkerwelt durchlaufen zu müßen scheint; denn so ist der Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen leidenschaftlich und grimmig geworden, und wo anderwärts der Wunsch laut geworden nach vernunftgemäßen Staatsreformen, da ist dieser Wunsch als ein Vorbote französischer Revolutionsgreuel betrachtet und verfolgt worden, so ist auf lange hinaus dem freundlichen Entgegenkommen der Weg verschloßen, die Mäßigung und die Liebe von beiden Seiten hinweggestoßen von der Bahn der Ereignisse, dem Haße Raum gegeben worden und dem Unmaaß. Es wurden aber in dieser Zeit die wesentlichsten Irthümer unter den Menschen begründet: das Königthum sei eine Feindin der wahren Freiheit und diese könne nur in einer Republik gedeihen, in welcher das Volk in seiner Gesammtheit durch Repräsentanten die Selbstregierung führe, in welcher eine absolute Freiheit aller Menschen herrsche. Der Versuch zur Verwirklichung dieser und anderer Ungedanken führte, weil er Desorganisation des öffent-

lichen Zustandes hervorrief, geradewegs zur Herrschaft des Lasters und des Verbrechens. Und entsetzlicher ward das Bild der Zerstörung, und dadurch erhielt die französische Revolution noch einen Character zurückschreckender Wildheit, daß mit der politischen Idee, die in solcher Weise mißverstanden und entartet zu den gräßlichsten Erscheinungen geführt, eine andere noch in Verbindung getreten, und neben ihr sich geltend zu machen versuchte, welche, ohne in natürlichem und nothwendigem Zusammenhange mit der ersteren zu stehen, auch Vernichtung und noch gräßlichere Vernichtung in ihrem Schooße trug. Staat und Kirche waren in früheren Jahrhunderten mit einander emporgewachsen und lange war die Aristocratie und die Hierarchie Hand in Hand mit einander zur Unterdrückung der Völker und der Könige gegangen, die sie beide unter den Schemmel ihrer Füße zu stellen gedachten. Aber in dem Laufe der Zeiten hatten diese Verhältnisse sich gänzlich umgewandelt. Seit der Reformation war eine enge Verbindung eingetreten zwischen den Thronen und zwischen der Hierarchie. Sie war bei den ersteren das Ergebniß der Furcht, daß der Geist der Völker, der in der Religion sich eine freie Bahn gebrochen, sie auch zu brechen versuchen möge im bürgerlichen Leben, bei der lezteren, daß ihr mühsam aufgerichtetes Gebäude zusammenbrechen möge allenthalben, wenn es nicht einen ganz anderen Stützpunct erhalte, als den Glauben der Völker an seine Heiligkeit und Unverletzbarkeit. Auch die Aristocratie, jetzt unter die königliche Macht gebeugt, war eingetreten in diesen Bund. So waren Throne, Aristocratie und Hierarchie sich gegenseitig Stützpuncte geworden, und glaubten es noch mehr zu sein, als sie es in Wahrheit sich waren. Aeußerlich aber erschien in katholischen Ländern die Kirche allerdings in dem engsten Zusammenhange mit dem Staate. Da nun der wilde Geist, welcher in der französischen Revolution hervortrat, den Staat nicht reformiren zu können, sondern umwerfen zu müssen glaubte, so war fast natürlich, daß auch die Form der Kirche nicht fortbestehen durfte in alter Weise. Daher war gleich am Anfange Feindschaft gegen das Kirchenthum lebendig. Es geschah aber unseliger Weise, daß diese Feindschaft sich nicht allein gegen das Kirchenthum wendete, sondern auch gegen das Christenthum selbst. Die katholische Kirche in den Formen, welche die Zeit zusammengebaut, fordert den unbedingtesten Glauben an

sich selbst, fast jegliches Institut, das mit der Zeit in das Christenthum eingebracht worden ist, gilt für nicht minder heiligen Artikel des Glaubens, als die Hauptsätze der Lehre selbst. Sie durchdringt nicht wie die evangelische Kirche ihre Bekenner mit dem Gefühle, daß jede äußere Form, in welcher das Christenthum sich darstellt, so wie sie nur nichts enthalte, was mit dem Wesen desselben im Widerspruche stehe, unbedenklich hinzugefügt und hinweggenommen werden könne, daß nur die Lehre an sich selbst das Wesentliche und Unantastbare sei. Sie hat in ihre äußere Form, die sie für so grundwesentlich erklärte, als den Glauben selbst, Dinge aufgenommen, bei denen der gebildete und halbgebildete Verstand unschwer durchschauen kann, daß sie nicht göttlichen Ursprunges sein können. Und da nun die katholische Kirche weit weniger tief und innig als die evangelische den wahren inneren Gehalt des Christenthums einprägt in die Gemüther, schon darum, weil dieser nicht das Einzige und Alleinige ist, auf das sie ihre Bekenner achten lehrt, so setzt sie sich dadurch in den unermeßlichen Nachtheil, daß der leicht erregbare Zweifel an der Göttlichkeit ihrer äußeren Gestaltung leicht auch den Zweifel erzeugt an des Ganzen Wahrheit. Daher folgt in dem Schooße der katholischen Kirche leicht auf den blindesten Glauben der blindeste Unglaube, ob er sich auch berge unter dem Mantel der Treue an Kirche. Aber zur Zeit der französischen Staatsumwälzung war er herrschend unter Millionen und vorhanden in seinen höchsten Extremen als gänzliche Verwerfung des Christenthumes, ja jeder positiven Religion überhaupt, die nur vernichtungswerther Wahn, nur unwürdige Fessel, von schlauem Priestertrug der Menschheit aufgelogen, sein sollte. Die Kirche aber kämpfte für den alten Staat, mit dem sie emporgewachsen, an den sie jetzt durch Tausende von Interessen gebunden war, sie kämpfte für ihn um so eifriger, als sie damit sichtbar für die eigene Erhaltung stritt, und selbst für das Christenthum; denn wenig Mühe ließen es die Gegner sich kosten zu verhehlen, daß sie schon gegen die Kirche, weil sie überhaupt eine solche war, kämpften. In doppelter Beziehung ward nun den Aposteln der neuen Freiheit die Kirche und das Christenthum feindlich, zuerst als Bundesgenosse der gegnerischen alten Staatsform, und dann an sich selbst. Und so trat denn auch hier ein wilder und zerstörender Geist in die Ereignisse ein. Hand in Hand gingen die Kirche

und der alte Staat in das Grab; und wie an die Stelle des letzteren ein Unding getreten, das sich vergebens zu verwirklichen strebte, so trat an die Stelle des ersteren ein gräßliches Nichts. Wenn auch der damals laut gepredigte Atheismus weder von dem ganzen Volke ausging, noch das ganze Volk erfaßte; wenn noch Millionen still und angstvoll vor dem Schwerte des Schreckens die Anhänglichkeit an das Christenthum bargen; so ist es doch darum nicht minder gewiß, daß die Prediger des Atheismus zahlreiche Anhänger fanden, daß der Glaube des Volkes auf schwankendem Grunde stehend eine furchtbare Erschütterung erlitt. Tief und furchtbar sind in Frankreich die Wirkungen jener Zeit gewesen, ob auch die Herrschaft des Atheismus nur vorübergehend offen da gestanden, und sie sind heute noch in weit verbreitetem Unglauben und antichristlicher Gesinnung sichtbar. Solche Erscheinungen aber möchten da in das Reich des Unmöglichen gehören, wo das evangelische Christenthum die Gemüther nur auf den wahren und innern Gehalt desselben gewiesen. Die Vereinigung aber der politischen und der religiösen Irrthümer macht besonders die erste Zeithälfte der französischen Revolution zu einem warhaft entsetzlichen Schauspiele. Als aber beide ihre höchsten Gipfel erklommen, als die religiösen Grundlagen des europäischen Völkerlebens umgebrochen liegen, als die blutige Dictatur wahnsinniger Factionsmänner sich erhoben und die Idee der Reorganisation des Staates auf der Basis der Vernunft und des Naturrechtes mit dem alten Staatswesen zusammen verschwunden zu sein scheint bis auf die letzte Spur, da reißt die ewige Menschenvernunft ihre Rechte wieder an sich, und die Revolution, welche bis dahin immer nur vorgeschritten in dem Werke der Zerstörung, steht zuerst in demselben still und allmälig schreitet sie zurück. Aber zu tief haben hart eingreifende Irrthümer Wurzel gefaßt, zu seltsam und zu verworren ist die Lage der Dinge durch die Heftigkeit der Revolution geworden, als daß weiter zurückgewichen werden konnte als von den schroffsten Spitzen derselben. Es werden Versuche gemacht, das neuthümliche Reich der Freiheit, der Gleichheit, des sogenannten Vernunftglaubens mit den ersten Bedingungen des Daseins, mit Ordnung, Ruhe und Gesetz zu verbinden. Aber es mißlangen diese Versuche; denn die Männer, welche durch Volkswahl zur Leitung der Freiheit gerufen, bemächtigten sich der Herrschaft,

ohne jedoch zu verstehen, sie fest genug angezogen zu halten, um durch Ordnung den Verlust der Freiheit zu vergüten und für sich selbst die Aussicht zu gewinnen, fest zu stehen unter allen Verhältnissen. Das Schiff der Republik schwankte zwischen Freiheit und Knechtschaft hin und her. Aber neben der Gewalt, die aus dem Schooße der Verfassung der Republik entstanden, war eine andere, ungleich kräftigere aufgekeimt. Die Republik war erobernder Staat geworden, als sie mit einem Kriege von dem verbündeten Europa überzogen ward, der bestimmt war, sie zu verschlingen, und der höchste Waffenruhm stand neben den Greueln erst der Anarchie im Innern, dann neben dem mißgeglückten Versuch zur wohlgeordneten Republik. Durch diese Eroberungen, durch diesen Glanz der Waffenthaten trat der Anfangs von der Freiheit und Gleichheit erdrückte militairische Geist wieder in der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit auf, die er in einer Monarchie behauptet. Führer aber dieses Heeres, auf dem alle Hoffnung des Bestehens der Republik ruhte, mochten leicht eine weit höhere Stellung gewinnen, als möglich in einem monarchischen Staate gewesen, in dem auch bei dem glänzenden Glück der Feldherr unter die Macht des Thrones gefesselt bleibt, der ein langes geschichtliches Leben und tief gewurzelte Ehrfurcht im Volk und Heer dem jungen Glanze seiner Thaten entgegenzusetzen hat; denn hier hatte der glückliche Führer nichts über sich, als jenen Versuch zur wohlgeordneten Republik, der gänzlich gescheitert, und Männer, welche nie von einem Spiele des Zufalls emporgetragen, unkräftig und talentlos die Republik mehr beherrschten, als leiteten. Es gelang aber einem Manne nicht allein das Herr an sich zu fesseln durch den Glanz seiner Thaten, sondern auch in dem Volke die starke Hoffnung aufzuregen, daß er die Mittel gefunden, die Freiheit zu erringen mit der Ordnung und daß er allein sie kräftig handhaben werde. Dadurch und durch kühne Gewaltstreiche kam er allein an die Spitze der Republik. Aber zu ganz anderen Zwecken, als zu denen sie ihm gegeben worden, wird die Stellung benutzt; die Ordnung wohl wird gegeben, aber die Freiheit vernichtet. Ein neues Herrnthum steigt empor, das sich bald mit furchtbarer Kraft über die schönsten Theile Europas legt.

Das war die erste Stufe, welche die neue Staatsidee in ihrer Lebensbahn erstieg. Diese ging durch die Geschichte des

Umsturzes des autocratischen Königthums in Frankreich und der Begründung einer constitutionellen Monarchie, welche nichts anderes als die Präsidentschaft einer Republik war: dann läuft sie weiter über den Umsturz auch dieses ohnmächtigen Thrones hinweg zu der auf den Trümmern desselben sich erhebenden, anarchischen und unter der Dictatur des Verbrechens stehenden Republik; sie schreitet dann weiter durch die Zeit der Herrschaft des Directorii und des Consulats und bleibt vor dem nun sich erhebenden Imperatorthrone stehen.

Es ist aber die bis dahin verlaufene Zeit von einer unermeßlichen Wichtigkeit: hier liegt das erste stürmische Aufbrausen der neuen Staatsidee, hier gleichsam die ersten Versuche, welche die Menschheit macht, um zu ihr zu gelangen, hier wo sie mit so furchtbaren als ihr selbst widersprechenden Zusätzen, hier wo sie in abschreckender Ausartung erscheint, hier beginnt sie auch in den Gemüthern der Menschen, die durch die bittersten Erfahrungen belehrt worden waren, sich reiner und mäßiger darzustellen, und sie kehrt gleichsam in dem Lande der Gedanken zu ihrer Mutter, der Vernunft, zurück, welche sie freventlich verlassen hatte. Zuerst fing sie an ihre der Hölle entsprungenen Bundesgenossen, den Unglauben und den Atheismus zu verlassen. Ob auch tief und grimmig die kurze Zeit seiner Herrschaft ein in die Gemüther des Haufens gegriffen und hier bis auf den heutigen Tag unaustilgbar scheinende Frechheit zurückgelassen, in den Beßeren allen, in den Besonnenern zog der Glaube wieder ein, wenn auch nicht in allen, an das Christenthum und an die katholische Kirche, doch an den ewigen Weltgeist und an die höhere, sittliche Würde und Natur des Menschen. Es war ja sichtbar geworden, daß das Leben aufhören müße ein Leben zu sein, wenn dieser Glaube nicht walte, und diese Erfahrung prägte ihn tiefer, als Lehren und Worte, in die Gemüther ein. Darum wird anderwärts nimmer wieder versucht werden eine Staatsumgestaltung zu begründen und zu befestigen durch Vernichtung des Glaubens in den Gemüthern der Menschen. Aber nicht allein der Glaube kehrte wieder, auch das äußere Gebäude der katholischen Kirche stand da wieder auf, wo es umgebrochen. Und auch dieses war wohlthätig und fördernd auch in den Augen des evangelischen Christen; denn sollte er überzeugt sein, daß eine Glaubensreinigung vorgehen müsse und vorgehen werde in dieser

katholischen Kirche, so mußte er ja wünschen, daß das zu Reinigende und zu Läuternde erst wieder vorhanden sei. Dann aber reinigte sie sich auch von dem Wahne, daß der Völker Glück und Heil in der Democratie und in der Republik zu finden sei. Es war schon erkannt worden, daß was in der neuen Welt unter ganz andern Verhältnißen möglich, ja leicht, Begründung und Bestehen eines großen democratischen Freistaates, in der alten Welt nur in das Reich der Träume und der Phantasien gehöre. Indem sie aber dadurch an unhaltbaren Extremen zurückschritt, machte sie sich den Kampf mit dem alten Staatensysteme für die Zukunft ungleich weniger heftig. Dadurch aber war zuletzt diese erste Zeit des Lebens der neuen Staatsidee ungemein wichtig, daß sie durch den Kampf zwischen der französischen Republik und dem verbündeten Europa weiter und weiter verbreitet worden war: doch waren in Italien, Helvetien und Batavien die Ereignisse nur Nachklänge des Grundtons, der in Frankreich angestimmt worden war.

Die zweite Stufenfolge aber der Ereigniße der Neuzeit wird von der Geschichte des französischen Kaiserreiches umfaßt. Wie groß und gewaltig sie den Zeitgenossen und den unmittelbar folgenden Geschlechtern auch erschienen diese Zeit, in der Geschichte in späteren Jahrhunderten geschrieben, wird sie eine minder große, ob auch immer noch reiche Wichtigkeit haben, nur wird diese anderswo, als es den Zeitgenossen geschienen, ihre Bedeutsamkeit haben; denn wenn diese getäuscht von der äußern Größe der Thaten des gallischen Imperators in ihnen Aufgehen und Entstehen einer neuen Zeit haben sehen wollen, so dürfte eine spätere Nachkommenschaft, unbestochen von einem täuschenden Glanze, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sein blendendes Licht mehr und mehr verlieren muß, darin nur einen Uebergangspunct erblicken, nur die Vorbereitung zu einer andern Zeit. Und in der That scheinet das dem Schooße der Revolution entsprossene Kaiserthum nur eine solche geschichtliche Bedeutung zu haben. Es stand dasselbe in Frankreich da wie ein wurzelloser Baum: es ruhte nicht auf dem alten Staatssysteme und sein Inhaber war nicht mit der Würde und Heiligkeit eines Erbherrschers bekleidet, ihn empfahl dem Volke nicht der Ursprung aus einem Stamme, dessen Ruhm sich in die Nacht der Zeiten verlor, seine Thaten, ob auch groß, gehörten doch diesen Tagen an und sie standen

unter dem Urtheil und unter der Berechnung der Menschen; es stellte sich aber auch dieses Kaiserthum nicht auf das neue System, obschon es durch dasselbe geboren. Dieses geschah durch den Sinn des Kaisers, welcher den neuen die Monarchie umschließenden Principien so abgeneigt war, als wäre durch sie ihm etwas entzogen worden von althergebrachten Erbrechten. Schöpfung und Ausbau einer neuen Autocratie ist sein immerwährendes Streben. Es bedarf aber doch einer Grundlage für den neuen Staat: sie wird gefunden in dem Heere, in dem Glanze der Waffenthaten, des Ruhmes, der mittelbaren oder unmittelbaren Herrschaft über die größten und schönsten Theile der europäischen Völkerwelt. Diese, unter der Gestalt einer militairischen Dictatur immer weiter und weiter ausgedehnt, dienet aber nur kurze Zeit das neue Gewaltreich zu stützen und sie wird schnell die Veranlassung zu dem Sturze deßelben. Aber sie ist weit genug zur Vollendung gekommen, um in den Gemüthern der Menschen einer großen Umgestaltung der Ansichten den Weg zu bahnen. Die Throne der ältesten Fürstengeschlechter stürzen oft durch ein bloßes Machtwort des gallischen Imperators zusammen, Söhne des Glückes, aus dem Haufen der Menschen emporgehoben ohne eigenes Verdienst und ohne eigene Würde, den Völkern weder durch alten Geschlechtes Glanz, noch durch Tugend und Kraft empfohlen, saßen auf ihnen mit den Kronen geschmückt, vor denen die Völker einst, glaubend an eine fast überirdische Hoheit derselben, demüthig im Staube gelegen. Nach den Interessen, ja nach den Launen desselben gallischen Imperators wurden Völker von einander gerissen, die seit langem verbunden, und Völker zusammengestellt, die seit langem unverbunden gewesen waren. Nach dem Willen und zu dem Urtheil eben desselben mußten, so weit seine Macht reichte, die dürftigen Reste der mittelalterlichen Freiheit zusammengebrochen und volle Autocratien gegründet werden in den Töchter- und in den Bundesreichen, weil ein Wille und eine Kraft leichter geleitet, beherrscht und benutzt werden konnte, als eine viel vertheilte. Und die theuersten Opfer wurden von den Völkern begehrt, und unter der Gewalt des Schwertes schweigend dargebracht, für Pläne, Entwürfe und Gedanken, die ihnen fremd, ja widerwärtig waren, selbst des Einzelnen Vortheil tief verletzten. So war noch nie der Druck der Autocratie gefühlt worden wie jetzt, da er von

dem Manne ausging, der Alles that, was in seiner Macht stand, um die Vorstellungen von ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit zu vernichten, die noch unter den Völkern gefunden wurden. Durch solche Zerstörungen und durch so unnatürlichen Bau hat dieser Mann die Ideen, die er bekämpfen wollte, nur um so kräftiger gefördert; denn der Mensch mit seiner Weisheit, mit seiner Thorheit, mit seinen Freveln selbst, dienet dem höchsten waltenden Geiste. Es war eine lange Zeit, in welcher besonders durch seine Macht die bewegende Idee der Geschichte und der Ereigniße der Neuzeit heraus gedrängt aus dem Leben zu sein schien; denn nichts ward eifriger, als sie bekämpft von dem, der zwar nicht durch sie, aber doch im Gefolge der Ereigniße, die von ihr in das Dasein gerufen worden waren, auf den glänzendsten Thron der Welt gekommen war. Aber sie lebte noch, sie barg sich nur im Dunkelen, niedergehalten durch die Gewalt des Schwertes, und selbst in diesem Zustande noch der Unterdrückung gab sie einige Lebenszeichen; sie hatte ihr stilles Reich mächtig ausgebreitet in den Gemüthern der Menschen. Und Niemand hatte dabei mehr ihr geholfen als das neue französische Gewaltherrnthum; denn die Ereigniße dieser Zeit beseelten die Menschen mehr und mehr mit einem Gedanken: bei der Macht der Ideen, welche die französische Revolution hervorgerufen, bei dem gewaltigen Drange der Zeit nach politischer und bürgerlicher Verfassung bedürfe es für die Völker Europas, bei dem der Stand der Bildung diesem Eingang verschaft, eine Bürgschaft, daß weder der Sturm einer democratischen Revolution das Leben vernichte, noch die Autocratie, die so eben in dem französischen Kaiserreich sich in der abschreckensten Weise gezeigt, dasselbe verzehre: es erwachte die Idee der wahren constitutionellen Monarchie, die man in der Gedankenwelt schon ganz anders organisirte, als sie in dem Anfange der französischen Revolution aufgestellt worden war. Sie sollte ein eherner Wall sein gegen die Tyrannei der Freiheit wie gegen die Tyrannei der Despotie, sie sollte dem Naturrecht einen allmäligen Triumph bereiten über das Recht, das die Jahrhunderte geboren, sie sollte nur ein Schutz sein gegen Vergewaltigung, nicht den wahren Gehalt der Staatsgewalt dem Königthume entwinden, nicht der Regierung die Kraft und den Einfluß rauben, den sie nothwendig haben muß, um überhaupt eine Regierung sein zu können, sie sollte

nicht herabstürzen von den Thronen die alten Fürstengeschlechter, sondern auf denselben sie selbst befestigen durch einen neuen Pact, durch eine neue und sichere Grundlage des Verhältnißes zwischen Fürsten und Völkern, da die Unsicherheit der alten kund geworden, indem der Glaube an ihre Heiligkeit nicht mehr bestand. Solche Gedanken faßten edle und weise Fürsten und weise Männer im Volke, welche die Zeit zu berechnen verstanden und die Verhältniße der Völker zu würdigen wußten.

Unter diesen Ereignißen vollendete die neue Staatsidee ihre zweite Lebensbahn. Das revolutionaire Kaiserthum hatte einen wohlthätigen Stillstand in der begonnenen Staatsumformung herbeigeführt: sie konnte nicht fortgesetzt werden in der Weise, wie sie begonnen. Es bedurfte einer Zwischenzeit, in welcher die Ideen sich läutern und bestimmen konnten: sie war ungemein geschickt dazu; denn sie brachte durch gemeinsames Mißgeschick eine größere Milde in die Stimmung der Menschen gegen einander. Der Ausgang dieser Zeit bot eine Erscheinung dar, die immer riesengroß in der Geschichte dastehen wird. Das Kaiserthum, unter dessen Gewalt Schweigen der Knechtschaft sich auf Europa legen zu wollen schien, das mit byzantinischer, lebenzerstörender Despotie die Völker des Abendlandes bedrohte, gedachte auf seine Spitze zu treten und den lezten Stein zu dem Gebäude der Dictatur über Europa zu legen. Aber eine höhere Hand machte die Weisheit zur Thorheit, sie brach die beste, ja einzige Stütze desselben, das stolze Heer, hinweg. Der Unmuth Europas brach los und das stolze Herrnthum, haltlos nun in den Lüften schwebend, endete.

Von dem an begann die Zeit, welche als die dritte Lebensstufe der neuen Staatsidee betrachtet werden mag. Ueber sie ist ein allgemeines und allumfaßendes Urtheil zu fällen kaum möglich; kann doch jeder Tag eine neue Erscheinung gebären. Doch trat in ihr die constitutionelle Monarchie auf mehreren Puncten nun wirklich in das Leben. Aber nur der Anfang dieser Zeit bot eine erfreuende Erscheinung dar, als in einmüthiger Erhebung die Fürsten und die Völker die Gewaltherrschaft zerbrachen, die beider Freiheit und Würde gleichmäßig bedroht hatte, und viele der ersteren dem alten Rechte freiwillig entsagten, um mit den Völkern neue Vereinbarungen zu schließen, andern die stärksten Hoffnungen mit fürstlichem Worte machten, daß zeitgemäße Staats-

reformen der Völker Opfer und Treue lohnen würden, die Völker aber dankend diese Gaben empfingen. Aber die Zeit der Vollendung war noch nicht gekommen und die Tage der Prüfung waren noch nicht vorüber. Denn, wie schwer auch die Erfahrungen waren, welche gemacht worden, wie wäre möglich gewesen, daß allenthalben ein Geist der Mäßigung vorgewaltet, wie, daß, wie von einem Zauber ergriffen, die Menschen mit ihren vielverschlungenen Ansprüchen, Anforderungen und Ansichten im freundlichen Entgegenkommen sich getroffen hätten auf halbem Wege, wie es nöthig, um Unmuth, Mißtrauen und Haß mit ihren Töchtern, den Kampf, den Jammer und die Noth fern zu halten. Dort war eine Festhaltung des alten Systemes in seinem vollen Umfange nöthig wegen der eigenthümlichen Verhältniße des Staates, auf andern Punkten ward von der großen Masse das Neue noch gar nicht begehrt und ersehnt; denn große Verschiedenheit herrscht ja noch immer bei den Völkern Europas, und was allgemein ersehnt wird an der Loire, am Rheine und an der Donau, dafür sprechen an der Wolga und am Tiber nur einzelne Stimmen. Aber es ward auch gewaltsam, ja grausam niedergeworfen an einem Ende Europens, was das von seinem Fürsten Preis gegebene Volk im muthigen Kampfe gegen die Vergewaltigung des französischen Kaiserreiches sich genommen: aber es stellte sich auch im Allgemeinen bald wieder ein feindlicher Geist zwischen die Fürsten und die Völker, nicht ohne schwere Schuld derer auf der einen Seite, welche durch die neue Staatsreform an Einkünften verloren, an Glanz und an Würde und Macht, nicht ohne schwere Schuld derer auf der andern Seite, die unbelehrt durch die französische Revolution von der Seligkeit der Democratie noch träumten. Das ewige Mißtrauen aber, das auf den Thronen sich so wieder erzeugte, verwechselte den constitutionellen Geist mit dem revolutionairen, und einzelne Lebenszeichen des leztern machten besorgter und besorgter die Fürsten. Da wurden die Zügel, die in der ersten Freude der Begeisterung nachgelassen worden waren, straffer wieder angezogen, die Rettung schien nur in dem Alten zu liegen und Adel und Priesterschaft galten wieder nach einer früheren, durch Geschichte und Vernunft unbeweisbaren Lehre, für die sichersten Stützen der Throne. Schonungslos ward das Neue verdammt, als Anfang ärgerer Umwälzungen; hier ward es angegriffen mit offe-

ner Gewalt und dort umgangen. So schien der Throne sicherste und alleinige Stütze, der innige Zusammenhang zwischen den Fürsten und den Völkern mehr und mehr zu verschwinden, und es schwammen nur einzelne Puncte in der europäischen Staatenwelt wie glückliche Oasen, wo er fest geblieben und fester noch als früher geworden durch gemeinsam erduldetes Mißgeschick. Die Zeit aber arbeitete fort an ihrem großen Werke, das stille Reich der Idee breitete sich weiter und weiter aus. Praxis und gelehrte Forschung begründeten das Wesen der constitutionellen Monarchie, der es selbst auf den Thronen nicht ganz an treuen und aufrichtigen Freunden fehlte. Aber im Ganzen war das Leben zwar reich, aber doch meistens unschön bewegt; die Geschichte der europäischen Völkerwelt zog sich durch Kämpfe für und wider das Alte in den constitutionellen Staaten, die bald matter, bald lebendiger waren, in denen der Sieg bald auf der einen Seite zu sein schien und bald auf der andern, durch die mißlungenen Versuche des Südens ein neues Staatsleben zu gewinnen durch den Bildungskampf, in dem die südamericanischen Staaten lagen, dahin, und kaum eine oder die andere ganz erfreuende Erscheinung trat hervor: doch fehlte es auch an diesen nicht: der Griechen lang geknechtetes Volk erhub sich plötzlich gegen seine barbarischen Tyrannen, edle Fürsten gaben neue oder befestigten die schon gegebenen Verfassungsurkunden. Da sprang in dem Lande, von dem die ganze, große Bewegung zuerst ausgegangen war, und wo Umsturz der gegebenen Verfassungsurkunde, Zurückführung des alten Staatswesen offen versucht ward, wo die Reaction ihren schönsten Triumph zu feiern gedachte, noch einmal die Kette. Sieghaft stand das neue System wiederum da, Sieg schien es weiter zu verkünden und zu verbreiten. Diese Ereignisse aber sind viel zu jung noch, um zu bestimmen, ob durch sie etwa der Anfang einer neuen Entwickelungsstufe bezeichnet werde, oder ob sie nur ein Glied sein werden in einer kürzeren Kette von Erscheinungen; denn es hängt ja das ab von dem Fortgange der Begebenheiten.

Aber welche Dinge er auch bergen möge der Schooß der Zukunft, mögen die Reibungen, welche zweifelsohne die kommenden Tage bringen werden, gemildert werden durch einen freundlichen und versöhnenden Geist, damit nirgends so grimmiger Zwist wieder aufwache, als er gesehen worden ist in dem

Anfange der Zeit, welche geschildert werden soll. Es gilt den Ausbruch einer offenen Fehde zu vermeiden, in der die Ansprüche hier, die Erbitterung dort sich steigert, in welcher die menschlichen Leidenschaften Raum gewinnen, und das Verbrechen leicht zur Herrschaft kommt. Es wird aber der Ausbruch eines solchen Kampfes, da wo die gährenden Stoffe zu demselben vorhanden sind oder wo sie sich zu bilden beginnen, nur vermieden werden können, wo eine Weisheit wacht, daß bittere Stimmung über den Stand der Dinge nicht bis zu der äußersten Spitze gelange, auf welcher eine menschliche Macht ihr nicht mehr zu wehren vermag in die That überzugehen. Das Reich aber der Meinungen und Gedanken wird nicht beherrscht durch Bajonete und Kabinetsbefehle, es wird auch nicht eingedämmt durch Schriftverbote und Censuredicte. Es giebt eine Macht der Verhältniße und der Zeit, welche der Mensch, und ob er am höchsten stände, schweigend anerkennen und verehren soll; denn sie ist nicht das Werk der Menschen, sondern des ewigen Weltgeistes. Jene hemmende Weisheit aber muß besonders wohnen auf den Thronen der Fürsten. Sie, denen die Leitung der Völker überwiesen, müßen sie anerkennen jene von einer höheren Gewalt erzeugte Macht der Verhältniße und der Zeit. Schwer ist die Stellung, in welche sie durch dieselbe gekommen sind: es ist ein Anderes Fürst zu sein in einer über Alles ruhig dahin schreitenden Zeit und ein Anderes, es zu sein, wenn die alten Säulen des Lebens zum Theil zusammen zu brechen drohen und die Aufrichtung neuer begehrt wird. Jezt gilt es zwischen den tobenden und an einanderschlagenden Interessen, in dem Getreibe der schroff gegeneinanderstrebenden Ansichten ruhig in der Mitte zu stehen, nicht mit armen Auskunftsmitteln hauszuhalten, die die Frage verschieben bis auf den kommenden Tag, sondern das Große zu finden, welches leicht und glücklich die Brücke des Ueberganges schlägt aus dem alten in das neue Leben. Es sind aber die Wege dazu, nachdem schon die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts hinter der europäischen Menschheit liegen, nicht allzuschwer aufzufinden. Leuchten doch weiße und treffliche Fürsten schon den übrigen als Beispiele vor in jener hemmenden Weisheit, durch welche sie gährende Stoffe sogleich wieder zu einem ruhigen und wohlgeordneten Ganzen einzuschlagen verstanden. Es ist aber jene hemmende Weisheit nicht minder als auf den Thronen nöthig unter

den Völkern, oder vielmehr bei denen, die durch ihre Stellung und die Kraft ihrer Intelligenz zumal im mittleren Europa eine Gewalt üben, die im Stillen neben der äußerlichen und sichtbaren Fürstenmacht und Staatsgewalt dahinläuft. Zwar steht es in ihrer Gewalt nicht die Anordnungen zu treffen, durch welche ein thätiger Ausbruch, der wie die französische Revolution gezeigt hat, um jeden Preis zu vermeiden ist, gehemmt wird: auch sollen sie nicht schweigen, ja sie sollen den Weg des Jahrhunderts fördern mit den Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, sie sollen vertheidigen und verfechten, was der beßere und größere Theil vor ihnen vorlängst für das Wahre erkannt hat, sie sollen zu den Fürsten und zu den Völkern reden von den Dingen, die Noth sind. Aber sie sollen zuerst davon reden mit Mäßigung, nicht mit Toben und Schelten gegen die, deren Schuld es auch so wenig als die ihrige ist, daß Jahrhunderte das europäische Lebensgebäude so und nicht anders gestalteten, und dann sollen sie nur auf das dringen, was der Geist dieses Jahrsunderts wirklich erfordert, nicht ihre Phantasien und ihre Gedanken in die Seelen der Menschen einzudrängen suchen. Möchtest du, Deutschland, noch reich werden an solchen Verfechtern deiner Freiheit: an andern bist du überreich.

---

## Von den Dingen, welche die Ereigniße herbeigeführt.

---

Die Vereinigung der Völker Europas in eine große Familie, welche sich in unseren Tagen durch das Licht einer mehr und mehr sich verallgemeinernden Bildung zu gestalten beginnt, ist einzig und allein ein Resultat derselben, und nicht das Ergebniß eines von Anbeginn gemeinschaftlich durchlaufenen Entwickelungsganges der staatsthümlichen und bürgerlichen Verhältniße, in welchem gleich vom Anfange ein vereinigendes Princip vorhanden gewesen. Doch bei dem größten und edelsten der Stämme Europas ist troz einzelner, durch die Natur besonderer Zustände herbeigeführten Modificationen ein Gang der Entwickelung und Fortbildung in

diesen Dingen vorhanden, welcher durch die Gleichheit der Verhältniße, unter denen ihr Staatsleben sich gestaltete, bedingt ward. Aus den Wäldern und Bergen des alten Germaniens brachen die Völker hervor, welche jezt Frankreich, Italien, Spanien und England bewohnen. Sie schufen durch dieses Hervortreten und durch den dadurch herbeigeführten Umbruch der altrömischen Welt das neu-europäische Leben. Es blieben aber diese Söhne Germaniens, obwohl sie dem Heimathland in dem Ablauf weniger Jahrhunderte dadurch sich entfremdeten, daß sie mit den Menschen, die sie vorfanden auf dem eroberten Boden, zu neuen Volksthümlichkeiten sich verbanden, doch in so fern sich nahestehend, daß die staatsbürgerlichen Verhältniße bei ihnen im Ganzen einen Entwickelungsgang liefen, indem sie von einem Gehalte ausgingen. Dieser aber lag in der Eroberung besonders, auf welcher der Ursprung ihrer Staaten ruhete. Das trat auch bei dem alten Germanien ein, indem es von einem der Stämme, die aus seinem Schooße hervorgegangen, den Franken, erobert ward. Unter der Macht dieses Verhältnißes, zu welcher dann später der in den Dingen selbst liegende Fortbildungstrieb und die Berechnung der Menschen trat, gestalteten sich die Elemente des Daseins zu drei großen Gliedern. Sie waren vorhanden in dem Herrscherthum, dem Adelsthum und dem mit ihm verbundenen Hochpriesterthum, welches leztere jedoch nur bei katholischen Völkern von dem Zahne der Zeit unaufgelößt geblieben, und dem Volke. Das Herrscherthum war bei den Völkern germanischen Ursprunges hervorgegangen aus der Heerführerschaft, die schon in vorgeschichtlicher Zeit im alten Germanien hin und wieder unter besonderen Zuständen zur stehenden Würde geworden, ihre festere Grundlage in den Jahrhunderten des Kampfes zwischen der römischen und germanischen Völkerwelt empfing. Da erhielt sie den ersten Stoß die volle Freiheit und Gleichheit, die in den heimathlichen Gauen, in dem einfachen Naturleben der Urzeit dieser Völker vorhanden und auch in dieser nur möglich gewesen war. Aber das Herrscherthum, welches das Königthum genannt ward, trug lange die Spuren seiner Entstehung, die es nur dem Vortheile der Völker verdankte und der Gewalt der Ereigniße. In lange fest gehaltener Wahl ihrer Könige, die selbst nicht immer aus demselben Geschlecht erkoren wurden, bewahrten die Völker das Andenken an ihre selbstherrliche Macht

in der Urzeit, und lange war das Königthum in allen Dingen an Willen und Zustimmung des Volkes gebunden, so daß der König mehr Vollzieher und Lenker eines Willens, eines Beschlußes der Gesammtheit, als Besitzer einer nirgendsher bedingten und unabhängigen Gewaltfülle war. Indeßen stieg sehr allmälig und durch Jahrhunderte erst, theils durch die Macht neuer Ideen, welche in die germanische Völkerwelt drangen, theils durch die Entstehung größerer Staaten, weil sie größere Kraft im Zusammenhalten und Ordnen nothwendig machten, zulezt endlich, doch am mindesten, durch Streben und Berechnung, des Königthumes Ansehn und Gewalt. So wirkten die Vorstellungen ein, welche aus dem römischen Reiche über Herrscherwürde und Macht zu den germanischen Völkern kamen, wo eine schreckenlose Gewalt fest den Imperatoren zugetheilt war; denn obgleich erst spät, und erst im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte sehr nachdrüklich die römischen Vorstellungen auf die germanischen einwirkten, so konnten sie doch schon im fünften und sechsten bei den nahen Verhältnißen, in die Römer und Germanen zu einander traten, nicht ohne Einfluß bleiben. Aber weit mehr noch wurden die Ideen über die Königswürde unter den germanischen Stämmen gefördert durch das damalige Christenthum, als es auch sie erfaßt hatte, und durch die christliche Priesterschaft, als auch sie eine Stellung in den neuen Staaten gewonnen hatte: nach jüdischen, dem Christenthum überhaupt zeitig eingeimpften Ideen, gab sie durch priesterliche Salbung und Weihe dem Königthume eine höhere Würde und seinem weltlichen Bau gewißermaßen eine überirdische Grundlage. Nun war es nicht mehr ein Werk von Menschenhänden aufgeführt, sondern ein göttliches Institut durch eine höhere Macht berufen die Ordnung des Lebens zusammenzuhalten und, nach damaligen Ansichten, besonders die Kirche, die Priester des Herrn und ihr Gut zu schützen vor frecher Vergewaltigung. In dem weiten Gebiete der Phantasie liegen nur die Vorstellungen von solch eines Königthums Macht und es bedurfte nur des Fortganges der Zeit und der Nachhülfe der Berechnung, um aus jenem Gebiet eine Vollgewalt in der Wirklichkeit Land zu ziehen. Durch die Größe aber, welche die Staaten gewonnen, hörten die beschränkenden Versammlungen des Volkes auf und durch ein natürliches Streben der Könige die Gewalt, welche sie besaßen, auf ihre Nachkommenschaft zu ver-

pflanzen, und durch den allgemeinen Vortheil, welcher begehrte, daß oftmals wiederkehrende Reibungen und Kämpfe vermieden würden, hörte auch die Wählbarkeit des Königthums, doch nicht allenthalben, auf.

Was aber das Königthum auf der einen Seite durch die Macht der Verhältniße gewonnen zu haben schien, das büßte es auf der anderen durch ebendieselbe wieder ein, und das Gewonnene blieb Jahrhunderte hindurch kaum mehr als ein Schatten. Denn die allmälig gesteigerte Idee von dem Machtbereiche eines Königs konnte ob anderer Verhältniße nicht in das Leben geführt werden; nutzlos war, daß die selbstherrschende Macht des Volkes verschwand, daß dieselben Familien in angeerbtem Besitze des Thrones blieben, weil neben das Königthum sich, entstanden auf derselben Unterlage des Lebens, der Eroberung, auf welcher es selbst aufblühte, eine der germanischen Völkerwelt in ihrer Urzeit unbekannte Erscheinung, ein Adel stellte, mit dem sich das Hochpriesterthum zur Beschränkung königlicher Macht verband. Ja nicht Beschränkung allein, gänzliche Zertrümmerung des Königthumes oder Zurückführung desselben auf einen ganz bedeutungslosen Namen, Auflösung der größeren Staaten und Errichtung einer unendlichen Menge kleiner, unabhängiger Herrenthümer war dieses Adels Streben, das in manchen Zeiten seiner Vollendung sehr nahe stand. Und in dem alten Heimathlande der germanischen Stämme, in dem eigentlichen Deutschland gelang unter besonderen Verhältnißen dieses Streben: die muthigsten, unter den Edlen, zugleich die Grosbeamteten des Reiches wurden im langen Kampfe gegen die königliche Macht selbst Fürsten in dem Umfange kleinerer Gebiete, in denen sie mit der Zeit dieselbe Würde, Hoheit und Macht erlangten, welche die alten Könige geübt in dem ganzen Umfange des Reiches. Ein Ergebniß, welches zum Theil selbst durch den Sinn der Stämme des deutschen Volkes, ein eigenthümliches Leben darzustellen, gefördert worden ist. In Frankreich waren die großen Edlen ganz auf diesem, und selbst noch früher auf demselben Wege; aber unter andern Verhältnißen, waren die Endresultate auch andere. Mit Ausnahme Deutschlands also, wo sich genau genommen die ganze Veränderung darauf beschränkte, daß unter verschiedenen Namen und Formen, aus dem größeren, kleinere Königthümer sich bildeten, in denen der fürstlich gewordene hohe Adel den

untern in dasselbe Verhältniß stellte, in welchem er selbst früher zu dem König gestanden, blieb der Adel nur mitherrschend. Indeßen blieb das mitherrschende Adelsthum dadurch immer schwächer, als es zu sein schien, daß es aus zwei Elementen bestand, die sich innig selten befreundeten, den weltlichen und den geistlichen Großen; denn da das Hochpriesterthum glücklicherweise für die europäischen Völker nicht erblich ward, wie es das weltliche Adelsthum zeitig geworden, so blieb der königlichen Macht ein größerer Einfluß darauf, und minder bestimmt konnte sich hier die Tendenz, Bekämpfung der königlichen Macht, entwickeln. Indeßen mußten sich früh in dem Königthume Pläne und Gedanken bilden, wie diese Aristocratie, wo nicht zu vernichten, doch unter den Schemel des Thrones zu stellen sei; denn der Besitz einer unvollständigen Gewalt, die nach der Theorie, auf welcher sie ruht, und diese lag im Mittelalter sowohl in der Vorstellung, daß das Königthum mit göttlicher Gewaltfülle auf die Erde gesendet, als auch in der Uebertragung der Rechte, welche die Imperatoren Roms gehabt, auf das neuere Staatswesen, eine ganz vollständige sein sollte, konnte durchaus nicht genügen. Das Königthum handelte in diesem Kampfe gegen einen vielköpfigen Widersacher, den es gewiß nicht ohne ein Zusammentreffen vieler Umstände besiegt haben würde. Unter sie gehörte vor andern, daß in dem Laufe der Zeit, besonders vom zwölften Jahrhundert an, und von dem an von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mit steigender Wichtigkeit, aus dem dritten Elemente des Daseins, dem Volke, das bis dahin, weil es seit den ersten Jahrhunderten des Mittelalters fast allenthalben die persönliche Freiheit und jede staatsbürgerliche Stellung verloren, ganz unbedeutend gewesen war, in den Städten und dem freien Bürgerthume sich ein neues Glied in die Kette des Lebens stellte, welches von dem Königthume trefflich benuzt ward, um dem weltlichen Adel und der Hochpriesterschaft ein Gegengewicht aufzustellen. Jedenfalls ward die Macht, welche dem Königthum entgegenstand, schwächer, indem ein drittes unabhängiges Glied der Kette sich gestaltete. Das war selbst da der Fall, wo die Städte, kaum minder eifrig als der Adel, arbeiteten eine freie und unabhängige Stellung zu gewinnen.

Indeßen gelang es fast allenthalben in der germanischen Welt erst im funfzehnten Jahrhundert dem Königthume, Herr zu

werden über das Adelsthum durch die veränderte Kriegsweise, welche durch die Erfindung des Feuergewehres herbei geführt ward, durch die Errichtung der stehenden Heere, durch die reicheren Einkünfte, die dem Herrscherthum aus der Vergrößerung des Handels und des Verkehrs zuzufließen begannen, hier auch noch durch Untergang alter Adelsgeschlechter und dort noch, in protestantischen Ländern, durch Aufhören der Hochpriesterschaft, deren Gut zum Theil an das Königthum fiel: jezt hörten die Schlößer des Adels auf uneinnehmbare Zufluchtsörter zu sein, und jezt mußte derselbe Adel das Recht der Fehde aufgeben. Aber mächtig genug war der Adel immer noch, daß er eine Art von stillschweigendem Vertrag mit dem Königthume gewinnen konnte, durch den er entschädiget ward für das Fügen unter die neuorganisirte Staatsgewalt des Herrscherthums, für das Aufgeben der Unabhängigkeit, der stolzen und freien Bewegung: die Rechte, die er über die unteren Kreise der menschlichen Gesellschaft in dem Laufe des Mittelalters errungen, blieben im Ganzen unangetastet, und es ward dieser Besitz schon durch die größere Sicherheit, welche das neue Staatsleben verschaffte, fester und werthvoller, der Adel empfing in der Regel die obersten Staatswürden, die früher in dieser Ausdehnung und Mannigfaltigkeit unbekannt, auch als ein Ergebniß des seit dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte reicher gestalteten Staatslebens entstanden, der Adel ward in die Umgebung des Thrones gestellt und sein vergrößerter Glanz schien auch auf ihn ein Licht zu senden, das freilich oft ein täuschendes war, der Adel blieb zulezt auch mit den Städten, die früher sich mit ihm auf gleiche Stufe zu erheben verstanden, wenn auch nicht zu gleichem Range, in dem Besitze großer durch eine Landstandschaft gesicherter Freiheiten. Seit dieser Zeit und seit diesen Veränderungen, die bei den verschiedenen Völkern zu verschiedenen Perioden und auf verschiedene Weise sich bildeten, ist die Vorstellung aufgekommen, daß der Adel des Thrones festeste Stütze sei, obschon die Geschichte mit diesem Glauben in stetem Widerspruche ist; denn offenbar ist in der ganzen germanischen Völkerwelt der Adel der längste und heftigste Gegner des Königthumes gewesen, und hat sich auch dem Königthume nur nothgedrungen endlich unterworfen, und sein schweigsames Fügen in und unter das, was nun einmal nicht zu ändern ist, wird schwerlich von irgend einer

Seite her für ein wahres Verdienst erachtet werden. Wo der Adel es vermochte, hat er doch die königliche Macht zertrümmert: so in Pohlen; so wäre es in Schweden gekommen, wenn nicht ein kraftvoller König der Aristocratie den Kopf zertreten hätte. Indeßen in den meisten germanischen Staaten war das schweigsame Fügen desselben vorhanden, und wo das Königthum einmal den Punct gewonnen hatte, durch den das Adelsthum unter den Schemel des Thrones gesezt ward, war das Fortschreiten zur unumschränkten, selbstherrlichen Würde unschwer. Allmälig erstieg eine früher unbekannte Kabinetsweisheit, eine feine Politik, welche auf einen lange vorausberechneten Zweck mit allen Mitteln hinarbeitete, die einer schon fest begründeten Regierung sich leicht genug an die Hand geben: dieser konnte weder der Adel, noch die Städte, die zum Theil ähnliche Vorrechte gewonnen, widerstehen; denn die früheren Mittel des Widerstandes, die in dem regellosen Staatsleben des Mittelalters begründet gewesen, waren ihnen in dem geregelten der neuern Zeit entzogen.

In dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte strebte das Königthum in der germanischen Staatenwelt nach der Autocratie, die nach damaligen Verhältnißen auf dem Untergange der landstandschaftlichen Verfassungen und Freiheiten zu begründen war. Die Autocratie aber ist an sich selbst, ebenso wenig wie viele andere Institute des Menschenlebens, verwerflich, sondern das Urtheil über ihre Zuläßigkeit oder Nichtzuläßigkeit hängt an den Umständen, von denen sie umgeben ist. Wo das Leben noch in einer gewißen dürftigen Roheit dasteht, wo die Intelligenz unter dem Volke noch nicht verallgemeinert ist, bedarf es um das Staats- und Volksdasein zu gestalten, offenbar einer immerfort von einem Puncte aus handelnden und schaffenden Macht. Eine solche wird aber kaum anderswo als in einer autocratischen Monarchie kräftig genug gefunden werden. Ohne den durchgreifenden Willen eines Peters des Großen wären auch die ersten Elemente der Civilisation niemals nach Rußland gekommen. Die Autocratie, die verhältnißmäßig lange festgehaltene Autocratie wird unter solchen Verhältnißen immer das sicherste und kräftigste Mittel zur Gestaltung des Lebens sein. Es ist aber damit natürlich nur gesagt, daß es in der autocratischen Monarchie am leichtesten liegen kann, nicht daß es nothwendig in derselben liegen muß. Wo indeßen Intelligenz schon unter der größeren

Masse des Volkes verbreitet, wenn dieselbe auch nur bis zu einem gewißen Grade vorgeschritten, bildet sich ein Gefühl, welches der Autocratie widerstrebt, selbst wenn sie wohlthätig fördernd in das Leben eingreift. Es geht aber dieses Gefühl aus dem Gedanken hervor, daß unter einer rein=autocratischen Regierungsform das ganze Dasein unsicher und unbestimmt wird. Wenn das Herrscherthum, wie es in den Zeiten, von denen gesprochen wird, unter den gebildeteren Völkern Europas und in den meisten Staaten germanischen Ursprungs, der Fall war, sich selbst der schwachen Schrecken, die in den Resten der feudalistischen Freiheiten des Mittelalters übrig geblieben waren, zu entledigen suchte, so mußte selbst bei den wohlthätigsten Bestrebungen desselben, wie sie im achtzehnten Jahrhundert häufig in Befreiung des Landmannes von drückenden Lasten, in Belebung des Handels und der Industrie, in Förderung des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der Administration, in Sammlung der Kräfte des Staates hervortreten, in den Gebildeteren mindestens mitten in der Freude über diese und ähnliche Verbeßerungen die Besorgniß erwachen, werde auf diesem Wege fortgeschritten, so gehe die europäische Völkerwelt unverkennbar dem Schiksale entgegen, dem byzantinischen Despotismus zu verfallen, in welchem der Wille eines Mannes das höchste und alleinige Staatsgesetz. Und dann ward das Leben gewiß schwankend und haltlos und dieselbe Kraft, welche heute wohlthätig wirkte, konnte morgen zerstörend handeln, da die Gewalt der öffentlichen Meinung sicher nicht als eine Bürgschaft und Sicherstellung gegen den betrachtet werden konnte, dem die Mittel, sie nicht zu beachten, alle zu Gebote standen. Sah man doch schon in Kaiser Joseph und König Friedrich dem Großen, und besonders bei dem ersteren, eine zwar wohlthätige, aber doch mit zermalmender Willkühr wirkende Kraft, die kühn über bisher für gesetzlich geachtete Schranken, kühn über Sitten und Gewohnheiten der Völker hinwegschritt, um sie zu nöthigen zu sein, wie er glaubte, daß sie sein müßten. Das Streben aber nach solch einer die Zustände der Völker von einem Puncte aus allbestimmenden Autocratie war in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fast allenthalben vorhanden, und die feudalistische Freiheit war vor demselben zusammengebrochen. In solchem Lichte erschien den gebildeten Völkern das Herrscherthum.

Das zweite Element aber des germanischen Völkerlebens war in dem Adelsthume vorhanden und in der in katholischen Ländern mit ihm immer noch engverbundenen Hochpriesterschaft. Des Adels Ursprung in demselben war einige Jahrhunderte jünger, als der Anfang des Herrscherthums. Es entstand derselbe höchst allmälig und auf den einzelnen Puncten der germanischen Welt unter sehr verschiedenen Verhältnißen. Doch im Ganzen war ähnlich die Art des Ursprunges und ähnlich die Resultate. Als die Germanen erobernd die Länder der römischen Welt betraten, waren sie, in so fern nicht schon in dem Schooße des alten Deutschlands Eroberung und Sieg des einen Stammes über den anderen das uranfängliche Verhältniß umgewandelt, in dem Stande vollkommener Freiheit und Gleichheit, welcher der patriarchalischen Einfachheit eines Naturzustandes angehört. In der Versammlung aller Männer lag die Herrschaft und die Leitung der Angelegenheiten. Die Germanen, welche den heimathlichen Boden verlaßen, den Kampf gegen die Römer glücklich hinausgeführt und weite Länder in Besitz genommen hatten, theilten nun das Erbgut der römischen Unterworfenen unter sich, welche dadurch großentheils in persönliche Unfreiheit geriethen. Es blieb aber unter dem neuen Verhältniße die heimathliche Freiheit und Gleichheit lange unverkürzt; der König galt nur als das Haupt einer freien Genossenschaft, die sich selbst regierte, und die Theilnehmer derselben waren nur verpflichtet ihm den Heerdienst zu leisten, wenn er das Volk zu den Waffen entbot. Unter dieser Verpflichtung hatten sie um ihrer selbst Willen, das Gut, das den Römern genommen ward, empfangen; denn lange standen die im fünften und sechsten christlichen Jahrhundert auf Römerboden sich erhebenden Staaten auf dem Schwerte, da die östliche Hälfte des Römerreiches stehen blieb, und die Germanen, nachdem sie die westliche zerbrochen, oftmals in furchtbaren Reibungen gegen einander selbst standen. Es geschah aber, daß in dem mächtigsten der neugeschaffenen Reiche, in dem Reiche der Franken, das zwischen dem Rheinstrome und den Pyrenäen sich ausdehnte, eine furchtbare Verwirrung das Leben ergriff, welche länger als zweihundert Jahre, von dem Anfange des sechsten bis tief in das achte hinein, dauerte. Diese Verwirrung ward durch die Wuth des Besitzes hervorgerufen, die in den Franken erwacht, und möglich ward sie durch die schwankende und unsichere Stellung,

in welcher sich das Königthum befand. In dieser Zeit bildete sich zuerst thatsächlich ein Unterschied zwischen Menschen germanischen Stammes, es entstanden große und kleine Franken. Die Großen waren am Ende dieser Zeit die, welche mit dem Schwerte zugegriffen, sich ein großes Gut mit den Waffen erworben und die schwachen Könige gezwungen hatten, ihren Raub durch Briefe und Urkunden zu verrechtlichen. Wie einst die Könige Land ausgetheilt für die Verpflichtung, zum Heerdienste zum Nutzen der Gesammtheit zu kommen, so hatten auch sie in dieser Zeit sich waffengerüstete Untergebene geschaffen, mit denen sie nöthigenfalls sich verfechten konnten gegen jede Macht. Die kleinen Franken waren hinweggeblieben von den allgemeinen Versammlungen, nur die Großen kamen noch mit den Bischöffen und Aebten, die um in so wilder, zerstörender Zeit sich und die Kirche zu behaupten, sich ebenfalls zu weltlich Mächtigen und Großen hatten erheben müßen, zu denselben. Indeßen schien die Verwirrung zu enden, als ein neues und kräftiges Königsgeschlecht, die Dynastie der Karolinger, sich auf den Thron der Franken erhob. Aber es vermochte dasselbe nur kurze Zeit die Kraft der großen Vassallen, wie die mächtigen Franken genannt wurden, unter die Macht des Königthumes zu stellen, welche fortan auf Jahrhunderte hinaus nichts Anderes war, als das Haupt der neuen Adelsgenossenschaft, welche jedoch im neueren Sinne des Wortes damals noch nicht vorhanden.

In der Zeit aber der Kraft des karolingischen Reiches breitete sich dasselbe erobernd über das alte Deutschland und über die schönsten Theile Italiens aus, und wohin es sich verpflanzte, dahin kam auch das Wesen, das in dem alten Frankenreiche selbst überhand genommen, derselbe Unterschied der Menschen in dem Güterbesitz und in der Macht. Bald aber verging, schon nach Karls des Großen Tode, die Macht auch dieses Königthumes, und eine neue Zeit der Verwirrung brach hervor. Die Großen arbeiteten planmäßig auf den Untergang der königlichen Gewalt hin und ihr Streben ward dadurch erleichtert, daß nun mehrere karolingische Reiche oftmals feindlich neben einander bestanden, die Könige schwache Menschen waren. Sie rasteten nicht mehr, als bis das karolingische Reich ganz untergegangen war. In dem alten Gebiete des Frankenreiches in Gallien, bildete auf den Trümmern desselben sich die vollständigste Aristocratie.

Die Großen, welche unter den Titeln Herzöge und Grafen die Provinzen verwalteten, nahmen die fürstliche unabhängige Würde an, die mindermächtigen wurden nun ihre Vasallen, und diese Unter-Vasallen stüzten sich wiederum auf weniger Mächtige, die ihre Vasallen wurden. Und jeder, der in der Zeit roher Gewalt sich geltend zu machen verstand mit dem Schwerte, trat in den Kreis des neuen Herrnthumes ein, jeder, der auf sicherer Höhe sich eine Burg zu bauen vermochte, ward zum Herrn derer, die außerhalb wohnten. Die Freiheit verschwand bei den Armen und Geringen, sie wurden leibeigen, sie mußten zahlen, zinsen und frohnen und ihrer ohnmächtigen Wuth spottete der in Eisen gehüllte Herr mit seiner Vasallenschaar von seiner uneinnehmbaren Feste herab. Es war eine ziemlich kurze Zeit im Laufe des neunten Jahrhunderts, in welcher der Adel in Frankreich sich bildete, wer in ihr nicht gewann sich einzudrängen in das neue Herrnthum, blieb außerhalb stehend der Knechtschaft anheim gefallen; denn dieser Adel betrachtete sich bald als ein abgeschloßenes Ganzes, zu dem nur die Geburt noch den Zugang eröffnete, er trat in einen gewißen Zusammenhang zu einander; der Eine schwur dem Andern, der minder Mächtige dem Mächtigern, ihm treu und hold zu sein, jener dafür ihn zu schützen. Aber das Band konnte jeden Augenblik gelößt, die Treue aufgekündiget und der Zustand wieder der rohen Gewalt des Schwertes überantwortet werden. Jahrhunderte lang war Frankreich zerrißen durch diese wild sich befehdende Aristocratie *), und es hätte sich Alles auflösen müßen, wenn nicht ein wunderbares Geschik das Königthum aufrecht erhalten hätte, durch welches nach mehrhundertjährigem Kampfe mit dem Adel die Einheit und Ordnung des Reiches gegründet ward. Minder schnell zwar und minder vollständig bildete sich die Adelskette in Deutschland und Italien; aber im Ganzen waren die Ergebniße dieselben: die kleinen Freien wurden durch rohe Gewalt um ihre persönliche Freiheit gebracht, sie hörten auf Bürger eines Staats zu sein, sie waren eigen mit ihren Leibern, zinspflichtig mit ihrem Gute dem Adel, der allein das Recht der Waffen an sich gerißen und dadurch seine Gewalt verewiget zu haben schien. Das Unrecht

*) Sismonde de Sismondi, Histoire des Français tom. IV, chap. I hat das rohe und zufällige Entstehen des französischen Adelsthums, so wie dessen monarchische Organisation, vortrefflich dargestellt.

ward in dem Laufe der Jahrhunderte verbrieft, verdocumentirt und besiegelt, aber der Grund desselben, die gewaltsame Veränderung eines freien Eigenthumes in ein zinspflichtiges, das Einzwängen ursprünglich freier Menschen in die Knechtschaft, kann naturgemäß durch keine Verbriefung, sie komme von wem sie wolle, durch keine Zeit, sie dauere so lange sie wolle, und durch keinen Vertrag, er sei geschloßen, unter welchen Verhältnissen er wolle, zum Rechte werden in dem ächten Sinne des Wortes.

Indeßen ist schon bei Vorzeichnung des Ganges, welchen das Königthum unter den Völkern germanischen Stammes nahm, bemerkbar gemacht worden, daß selbst in den rohesten Jahrhunderten des Mittelalters das Adelsthum nicht zur vollständigen und ausschließlichen Hrrrschaft gelangte, von welcher völlige Bedeutungslosigkeit des königlichen Namens und immerwährender Knechtsstand der bei weitem größten Masse der Menschen hätte die Folge sein müßen. Zuerst fehlte dem Adelsthum immer dadurch eine Hauptstütze, daß das Priesterthum, welches in seinen höhern Stufen die weltliche Macht mit ihm theilte, nicht erblich ward, was der römische Stuhl durch Einführung des Cölibats der Geistlichen verhinderte, und andererseits gelang es ihm doch nicht, allenthalben alle Gemeinfreie zu zinspflichtigen Leibeigenen herabzuwürdigen. Aus der römischen Zeit waren viele Städte übrig geblieben: diese lagen zwar in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ebenfalls unter hartem Drucke: ihre römische Municipalverfassung war ganz vernichtet oder zu einem Schattenbilde heruntergebracht, die Großen hatten sich der Städte bemächtiget, wie des flachen Landes, aber zu Leibeigenen die Bewohner der Städte zu machen, war nicht gelungen, und es blieb hier ein persönlich freier Menschenstamm übrig. In Italien waren die größten und meisten Städte, besonders in Lombardien, auf engem Raume dicht neben einander gedrängt, übrig geblieben. In Italien war der Kampf zwischen dem Adelsthume, dem weltlichen und dem geistlichen, in der Hochpriesterschaft dargestellten, und dem Königthume am grimmigsten. Seit dem Untergange des großen karolingischen Reiches, das auch Ober = und Mittel=Italien umfaßt hatte, rief der Adel, um keinem zu gehorsamen, sehr oft zwei Könige auf, zulezt, als sie die deutschen Könige herbeigerufen, behaupteten diese zwar, jedoch nur sehr ungesichert, die Herrschaft; denn immerfort wurden sie bald

mit weltlichen bald mit geistlichen Mitteln von dem Haupte des Hochpriesterthums, dem Papstthume, bekämpft. Vom neunten bis tief in das dreizehnte Jahrhundert hinein war in Italien, selten unterbrochen, ein höchst schwankender Zustand. In dieser Zeit hatten die Städte ihr Haupt erhoben; bald von den Königen geschirmt, um der Macht des Adels ein Gewicht gegenüber zu stellen, bald von den Päbsten beschirmt, damit die deutsche Herrschaft in Italien nicht sicher werde, weil sie auch Rom dann zusammendrücken, und den päbstlichen Stuhl durch den Purpur des Kaiserthums zu verdunkeln vermocht hätten. Die Verhältnisse aber waren so günstig, daß den lombardischen Städten und nach ihnen den mittelitalienischen nicht allein die vollständige Freiheit in ihrem inneren Wesen und Walten, sondern auch die Unabhängigkeit von der königlichen Macht ganz zu erringen gelang: sie waren wahre Freistaaten geworden, als mit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Herrschaft der deutschen Könige in Italien endete. Selbst der Adel Italiens ging zum Theil in diesem neuen, freien Bürgerthume auf, siedelte sich in den Städten an und bildete hier die patricischen Stadtgeschlechter. Die politische Freiheit aber haben die wenigsten italischen Städte lange behauptet; die meisten kehrten, nachdem sie kaum von der Macht der deutschen Könige frei geworden, unter die Herrschaft eingeborener Fürstengeschlechter zurück. Aber ihre größte Bedeutung für die Geschichte lag auch nur in der bürgerlichen Freiheit, welche sie gewonnen, in dem Muster der städtischen, aus dem Schooße der Bürger selbst hervorgegangenen Verwaltung, die sie am vollendetsten und am frühesten darstellten in dem Beispiele, welches sie gaben, auch eine unadelige Genossenschaft könne sich behaupten, mit Ehre und Waffenruhm behaupten.

Es war aber die weitere Fortpflanzung des Städtelebens und des freien Bürgerthums über die ganze auf germanischem Stamm entsprossene Völkerwelt nicht sowohl Wirkung des Vorbildes, das die italischen Städte gegeben, als ein Werk der schaffenden Natur und des immer regen Menschenlebens. Einige Jahrhunderte wohl, in jener wilden Zeit, welche zunächst auf den Fall des römischen Reiches im Westen folgte, konnte ein Zustand dauern, in dem es nur stolze Herren auf hohen Burgen, immer beschäftiget sich zu befehden und zu bekämpfen, und da=

dabei selbst keine Schönheit des Lebens zu genießen, und neben ihnen nur ackerbauende Knechte in den Niederungen der Thäler gab; als aber in dem Menschen das Gefühl erwachte und der Drang ein heiterer gestaltetes Leben zu führen, als sie Gewerbe, Handel, Kunst und endlich Wissenschaft wieder in das Leben riefen, die seit der Römerzeit nur arm und dürftig vorhanden gewesen, da konnten diese Dinge ihre hauptsächlichsten Stätten finden, wo eine Genossenschaft persönlich freier Menschen unter dem Schirme der Ruhe und Sicherheit wohnte, die nach Außen zu nur zu erreichen war durch feste gegen Raub und Frevel des Adels schützende Mauern, im Innern durch eine gesetzliche Ordnung. Wenn solche Einrichtungen einmal gewonnen, und sie wurden leicht gewonnen, weil sie das allmächtige Bedürfniß schuf, so konnte es bei dem Gange des Lebens kaum fehlen, daß Anfangs arme und dürftige Stiftungen sich zu einer großen Würde, zur Unabhängigkeit vom Adel erhoben, die auf das Recht der Bewaffnung gegründet werden mußte in der tief bis in das funfzehnte Jahrhundert laufenden Fehdezeit; denn von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewannen die Dinge, denen sie ihre Entstehung verdankten, eine größere Wichtigkeit, das Gewerbe verbreitete Thätigkeit, der Handel Reichthum und Wohlleben, die Kunst und Wissenschaft Scharfsinn und höheren Geist. Und das Herrscherthum trat weit öfterer fördernd, als aus zum Adel geneigten Sinn hindernd auf: die Städte empfingen persönliche Freiheit ihrer Bewohner, eigene Gerichtsbarkeit, selbst gewählte Magistrate, das Recht der Waffen, in dem die treuen Banner der Städter nicht selten von Adel und Hochpriesterschaft verlaßene und verrathene Könige schirmten. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert war durch die ganze germanische Welt ein freier Bürgerstand begründet, dessen Dasein des Adels Macht still untergrub. In Spanien, Frankreich, England, an dem Rhein- und Donauströme stiegen die alt-römischen Städte wieder empor. In Norden und Osten entstanden sie als ganz neue Schöpfungen, großentheils von Deutschen gegründet, und von ihnen auf früher undeutschem Boden weit verbreitet. Indeßen aber entstand auf dem Umsturze der feudalistischen Anarchie und der Adelsgewalt die Begründung der wahren Monarchie, und es bildete sich zwischen Königthum und Adelsthum jener stillschweigende Vertrag, dessen früher Erwähnung geschehen. Und es blieb im Ganzen genom-

men in allen Staaten germanischen Ursprunges das Vorrecht des Adels unveräußerlich stehen: sein waren die Würden des Staates, sein die Ehre, welche dieser gab, er allein stand neben dem Throne, gewißermaßen auch jezt noch mitherrschend, nur in einer andern Stellung, als er es früher mit dem Schwerte und nachmals, ob auch schon unter das Königthum gebracht, es als erstes Glied der Landstandschaft gethan. Offen erklärte ein großer König, nur der Adel kenne die wahre Ehre und nur ihm gebührten daher die Führerstellen im Heere *), in Frankreich ward noch kurz vor dem Ausbruche der Revolution eine königliche Verordnung erlaßen, daß nur Adeligen die Offizierstellen zugänglich sein sollten. So siegte ein altes, tiefeingewurzeltes Vorurtheil, früh eingepflanzte Ansichten, die natürlich von einer Seite her, in dem Maße als sie nüzlich waren, sorgsam unterhalten wurden, über die Wahrheit. Auch die pecuniären Vorrechte des Adels wurden großentheils festgehalten, die Steuerfreiheit und die Abgaben, welche von dem Landmanne gezogen wurden. Es geschah aber, daß in dem Laufe der jüngsten Jahrhunderte das Städteleben und das Bürgerthum sich mit immer größerer Fülle entwickelten; nicht unter, sondern neben, wohl auch auf einzelnen Puncten, über dem Adel stand dasselbe an Reichthum und Intelligenz; doch fühlte es sich zurückgestoßen auf die mittlern Kreise der Lebensthätigkeit, auf Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft gewiesen, ausgeschloßen von den höhern Staatsämtern, diese in dem Besiz abgeschloßener Geschlechter. Und in den höheren Klassen des Bürgerthumes war wohl das Verlangen seine Intelligenz auch geltend zu machen in Führung der Staatsangelegenheiten, so natürlich, wie der Verdacht, daß sie jezt in dem Interesse des Standes gehandhabt würden, der sie leitete. Dazu kam, daß die Staatslasten fast allenthalben stiegen, weil im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts kostspieliger die Unterhaltung der auf mehreren Puncten übermäßig vermehrten stehenden Heere, kostspieliger der Staatshaushalt durch vielfache Verzweigung der politischen Verhältniße ward, und daß sie mehr den unteren und

*) Oeuvres posthumes de Frédéric le Grand. V: pag. 167. Il est plus necessaire que l'on ne croit de porter cette attention aux choix des officiers, parce que d'ordinaire la noblesse a de l'honneur. Il ne faut pas disconvenir cependant, que quelquefois on rencontre du mérite et du talent chez des personnes sans naissance.

mittleren als den oberen Stand trafen. Daher war natürlich daß hier lauter und dort stiller ein Geist der Feindschaft des Bürgerthums gegen das Adelsthum waltete, dessen Unterdrückung durch die Weisheit der Fürsten im geregelten Gange des Staatslebens darum nicht leicht zu erwarten war, weil jener Glaube, daß der Adel des Thrones beste Stütze sei, eine durchgreifende Reform hinderte. Und so blieb die Lösung desselben einer gewaltsamen Zeit aufbehalten. Die Last aber eines Verhältnißes, das in den finstern Jahrhunderten des Mittelalters unter Gewaltsamkeit und Roheit seinen Ursprung genommen hatte, drückte noch hart auf dem Landmanne, dem mühseligsten Stande der Gesellschaft. Zwar war die Schande des menschlichen Geschlechtes, die Leibeigenschaft, hier von dem Zahne der Zeit und der Gewalt der Umstände aufgelößt worden, und dort durch weißer Fürsten kräftig einschreitenden Willen *); aber es war selbst diese Schmach noch nicht allenthalben vertilgt und Zinsen und Frohnen lasteten noch überreichlich auf dem bäuerlichen Gute. Eine furchtbare Kraft war in diesem zahlreichsten Stande vorhanden, die es nöthig machte, seine Lasten zu lösen und den naturgemäßen Stand herzustellen, aber auch eben so nothwendig, ihn herzustellen mit vorsichtiger Hand. Aber die alten Rechte, wie sie hießen, wurden behauptet mit fester Hand; denn das Interesse, Standesansichten, auch die Ueberzeugung wohl, daß sie auf einem wirklich rechtlichen Grunde ruheten, hielten sie. Gehört doch ein im höchsten Grade gebildeter Geist, ja das Aufwallen einer begeisterten Stunde dazu, um sich auf den Trümmern des eigenen Vortheils zu einer philosopischen Ansicht zu erheben.

So lag denn über der germanischen Völkerwelt großentheils, anderer nicht zu gedenken, die erst in dem Laufe der Zeit in den Gang der Begebenheiten werden hereingezogen werden, die hier mehr, dort minder vollendete Autocratie, das Adelsthum, hier mehr, dort weniger in seinen Berechtigungen nach Unten geschirmt, und von dem Staate empor gehalten. In dem Maße, in welchem diese Dinge milder oder härter vorhanden waren, war auch der Widerstreit unter den Elementen des Daseins milder oder härter. Die gestiegene Bildung verlangte Sicherheit da, wo nur Unsicherheit war, sie verlangte Gleichheit des Staatsbürgers in

*) Kaiser Joseph hub die bereits von der großen Maria Theresia gemilderte Leibeigenschaft auf, 1781.

Lasten und in Rechten, und es war noch viel der Ungleichheit übrig geblieben aus dem verworrenen Treiben barbarischer Jahrhunderte. Indeßen ist zu gestehen, daß die Nothwendigkeit von Staatsreformen weder allgemein gefühlt wurde, noch auf eine drängende Weise vorhanden war. Denn die Betrachtung, welche Unsicherheit das Leben durch volle Befestigung der Autocratie empfangen würde, konnte natürlich nur von den Wenigsten angestellt werden, die größere Masse sah nur auf die Gegenwart, fröhlich, wenn sie mild und fördernd von der Autocratie berührt ward, zürnend nur, wenn sie gegen ihr Interesse und ihre Ansichten verstieß. Sie war aber auch nicht drängend, denn ein milder Geist wehete durch das achtzehnte Jahrhundert, der selbst bis zu den barbarischen, uneuropäischen Osmanen dringen zu wollen schien. Es hatte aber dieser milde, durch die Macht der Bildung hervorgerufene Geist seinen Sitz auf den Thronen und in den Kabineten aufgeschlagen: es zeigte sich keine Tyrannei mehr, es wurden die gewaltthätigen Maßregeln gegen Einzelne immer seltener, dagegen suchten viele Regierungen mit schönem und nicht genugsam anzuerkennendem Eifer die innere Blüthe ihrer Staaten zu fördern, Ackerbau, Handel und Kunst zu unterstützen, die Intelligenz der Völker zu steigern, den barbarischen Rost früherer Jahrhunderte abzuschleifen, die Grausamkeit zu entfernen aus dem gerichtlichen Verfahren, die Staatslasten gleichmäßiger zu vertheilen, den Druck der untern Klassen zu lösen. War doch jener Geist der Milde selbst zu dem hohen katholischen Klerus gekommen, und selbst die heilige Inquisition in Spanien verbrannte fast gar keine Ketzer mehr *). Ja man konnte die Hoffnung faßen, daß, was heute die Völker von den Thronen ersehnen, da wo sie noch nicht vor sich gegangen, die Umformung des Lebens von diesen selbst nur in zwar langsamer, aber auch durch heftige Zuckungen nicht verletzende Weise, herbeigeführt werden würde. Diese Bestrebungen sind durch den Ausbruch der französischen Revolution nicht allein unterbrochen, sondern selbst rückgängig gemacht worden. Denn es ward durch sie herbeigeführt, daß die Gedanken, welche bis dahin in vielen Menschen

*) Llorente, Histoire de l'Inquisition d'Espagne IV. p. 93. presque tous les procès étaient suspendus au moment de decreter l'arrestation de denoncés. Indeßen wurden unter König Karl dem Dritten immer noch vier Ketzer verbrannt.

geschlummert, laut hervortraten, es konnte nicht vermieden werden, daß sie hin und wieder selbst ungestüm hervortraten. Der Ruf der Freiheit drang in die niedere Hütte, und unter armseligen Umgebungen nahm sie das glänzendste Gewand an. Die Fürsten sahen darin nur Boten und Zeichen des revolutionairen Geistes, der unter den Franzosen allmälig aus ebenderselben Stimmung sich erhoben zu haben schien. Und es lag in dieser Besorgniß gewiß die traurige Wahrheit, daß allenthalben Uebergespannte, Schlaue und Böse nur auf einen Ausbruch harrten, um sich geltend zu machen, sollte das auch nur um den Preis der Verwirrung oder selbst der Zerstörung zu erreichen sein, und es hatte seine volle Wahrheit, daß eben jezt nur mit der größten Vorsicht in dem Systeme der Verbeßerung des öffentlichen Zustandes fortgearbeitet werden konnte, indem in der Festhaltung desselben mit einer Kraft und Kunst, die in Frankreich nicht gefunden worden war, das Schiff des Thrones und des Staates über die Wogen des democratischen Geistes geführt werden mußte. Da war der Weg des Stillstehens und des Zurückgehens, welcher eingeschlagen ward, freilich vor der Hand nicht das Sicherere allein, sondern auch das Bequemere: aber für die Zukunft konnten leicht eben daraus größere Gefahren und heftigere Stürme entspringen. Davon aber liegt die Schuld wiederum mehr in den Verhältnißen, als in den Menschen, und jedenfalls ist es unstatthaft auf eine oder die andere Partei, auf eine oder die andere Ansicht alle Schuld der Ereigniße zu werfen. Der Anfang derselben, die französische Revolution, ward weniger von Menschen herbeigeführt, als durch die Macht der Zustände: als sie aber einmal aufgetreten und dann sich ihrer sichtbar zuerst der Geist der Vorschnelligkeit, dann das Verbrechen bemächtiget hatte, da entstand ein so tausenfach verschlungenes Gewebe von Interessen, Ansichten, Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen, daß es kaum Jemanden mehr möglich war, eine ruhige und feste Stellung zu behaupten. Darin findet auch jenes Stillstehen und jenes Zurückschreiten, von Leidenschaftlichkeit und Furcht erzeugt, eine sattsame Entschuldigung.

Wenn aber und gewiß mit vollstem Rechte behauptet worden, daß eine unmittelbare und zwingende Nothwendigkeit zu gewaltsamen Staatsreformen in dem Staatensysteme vorzüglich, von dem hier gesprochen wird, im Inneren keines Landes

vorhanden war, so lag sie auch eben so wenig in dem großen Zusammenleben der europäischen Staatenwelt. Aber auch hier boten dem Denkenden sich ernstliche Betrachtungen und schwere Besorgniße dar. Denn es stand offenbar das System des Gleichgewichts unter diesen Staaten in seiner ächten Bedeutung am Rande des Unterganges. Dieses System des Gleichgewichts unter den europäischen Staaten ist zuweilen mißverstanden und zu einem fast lächerlichen Zerrbilde gemacht worden. Man darf darunter nicht die fast überfeinen diplomatischen Künste verstehen, durch welche die Kabinete der europäischen Großmächte zuweilen ein genau abgemeßenes Verhältniß der Kräfte durch Bündniße und Gegenbündniße herstellen wollten, welches oftmals versucht und niemals erreicht werden konnte. Die wahre Staatskunst verstand unter dem Systeme des europäischen Gleichgewichtes etwas weit Höheres, in dem jenes Streben nur als Mittel zum Zweck inbegriffen war, die durch Waffengewalt oder durch Unterhandlungen und Bündniße zu erzielende Sicherheit, Freiheit und Unabhängigkeit eines jeden einzelnen der größeren oder der kleineren europäischen Staaten, wie sie sich in dem Laufe der Zeit gestaltet hatten: es war dasselbe die Sicherheit der kleineren vor der Gewaltigung der größeren Staaten, weil auch das kleinere Verschlingen die Staatskraft des größern nicht unbedeutend steigern und der gelungene Gewaltstreich ermuthigen konnte weiter vor zu schreiten. Es war aber die Aufrechterhaltung des Systemes in diesem Sinne von unermäßlich wohlthätigen Folgen für die Völker Europas; denn sie wurden dadurch vor dem Verluste ihrer Nationalität gesichert, gesichert vor dem Schicksale von einem muthigen Nachbar verschlungen zu werden und das Theuerste zu verlieren, was ein Volk verlieren kann, und dessen Verlust durch keine Wohlthat vergütiget werden mag. Die europäische Bildung aber ist eben dadurch so reich und so mannigfaltig geworden und so menschlich schön, daß die Völker nicht in eine große Masse zusammengefloßen, daß sie frei und selbstständig neben einander stehend eigenthümliche Staaten gebildet, daß aus dem Schooße desselben Volkes mehrere sich herausgebildet; denn dadurch ist die Reibung der Kräfte, welche das Leben wach erhält, hervorgerufen und dadurch besonders ist verhindert worden, daß asiatischer Despotismus sich niemals in Europa festsetzen konnte, der am leichtesten in einem Staate un-

ermeßlichen Umfangs sich bildet, so wie sein Zusammenhalten fast nur durch denselben möglich ist. In dieser Bedeutung war das System des Gleichgewichtes unter den europäischen Staaten von den beßeren Köpfen immer behauptet worden, und nicht umsonst für die europäische Völkerwelt war das Blut vergoßen worden, welches in den Kriegen gefloßen, die verhindern sollten und verhinderten, daß nicht das Haus Habsburg oder das Haus Bourbon übermüthig werde. Es zog so eine gewaltige Schranke um Ehrgeiz und Ländersucht, die Europas Völker zu verschlingen drohten.

In dem Laufe aber des achtzehnten Jahrhunderts schien der Geist der europäischen Kabinete sich von dieser wohlthätigen Schranke, welche die Grundlage der Erhaltung und Sicherheit eines jeden Staates war, befreien, den Gedanken an ein rechtliches Verhältniß der europäischen Staatenwelt zu einander aufgeben und fortan sich nur auf die Gewalt des Schwertes stellen zu wollen. Von der Vorherrschaft dieses Geistes zeugten eine Menge von düsteren Erscheinungen. König Friedrich der Einzige von Preußen legte den Grund zur Größe der Monarchie seines Hauses durch die Eroberung Schlesiens über das Haus Habsburg, einen Augenblick der Noth desselben geschickt benuzend und das geschichtliche Recht ganz unbeachtet laßend, Kaiser Joseph suchte das Haus Habsburg in Deutschland anzubauen und Baiern durch Tausch an dasselbe zu bringen (Jahr 1785), Katharina die Zweite von Rußland vereinigte die Krim (Jahr 1782), deren Selbstständigkeit erst kürzlich durch einen Vertrag mit der osmanischen Pforte geheiliget worden, gewaltsam mit ihrem Reiche. Den Hauptstoß aber empfing das System des Gleichgewichtes durch die erste Theilung Pohlens (Jahr 1772). Drei Großmächte vereinigten sich, um einen freien und selbstständigen Staat eines großen Theiles seines Gehaltes zu berauben, auf welchen ihnen auch nicht das mindeste Recht gebührte. Sie theilten das Gewonnene fast gleichmäßig unter sich und so sollte das System des Gleichgewichtes aufrecht gehalten sein. Aber es war dasselbe zerstört in seiner allein werthvollen Bedeutung und die europäischen Völker und Staaten standen, wurde es in diesem Sinne fortbehauptet und fortgehandhabt, ohne alle Sicherheit da. Denn mit denselben Vorwänden und Veranlaßungen, mit denen Pohlens Theilung herbeigeführt worden, konnten von drei oder vier

europäischen Großmächten alle kleinen und mittleren Staaten vernichtet werden, die dann wiederum unter einander selbst den Vernichtungskampf eröffnen konnten; denn wo ist ein Halt für das Leben, wo eine Schranke, wenn das Schwert an die Stelle des Rechtes getreten! Das Theilungssystem war aber ein so furchtbares Unding, daß einer der Schöpfer desselben, König Friedrich der Einzige, nachdem er durch dasselbe seinen besonderen Zweck, Begründung eines Zusammenhanges in dem zerrissenen preußischen Staate, erreicht hatte, alle Kräfte anspannte, um das System des Gleichgewichtes in der wahren Bedeutung wieder aufrecht zu halten: er trat dem Hause Habsburg, das Baiern nicht vergeßen konnte, mit ganzer Macht entgegen, den Fortbestand aller, auch der kleinsten Staaten Deutschlands, für ein unabänderliches Gesetz erklärend.

Indeßen war das Rechtsprincip doch einmal aus dem Staatsleben gerissen, und furchtbar zeigte sich später an Pohlens Untergange der Geist des Theilungssystems und die Moralität der Politik. Indeßen lag dieselbe noch in ihren Anfängen, und von ihren düstern Vorzeichen ward nur der denkende Theil der Völker ergriffen, und so war auch in dieser Beziehung nicht ein großes und allgemeines Gefühl vorhanden, daß das Staatsleben eine Umgestaltung erleiden müße, noch eine dringende und unmittelbare Nothwendigkeit dazu; denn selbst in der ersten Theilung Pohlens war ja das neue, Throne und Völker vernichtende System nur halb und leise aufgetreten. Also waren in der europäischen und besonders in der germanischen Völkerwelt Uebelstände vorhanden und wurden bei der weitverbreiteten Bildung lebhaft gefühlt, aber sie schwiegen lange und die Klugen wurden in der großen Masse um so weniger laut, als niemals eine regere Thätigkeit jene Uebelstände zu heben oder doch zu mildern sich in den Regierungen gezeigt hatte, als jezt, als niemals so wenig als jezt offne Tyrannei vor der Bildung der Zeit an das Tageslicht zu treten wagte; es war ein Widerstreit und eine Feindschaft vorhanden unter den Elementen des Daseins, aber sie schwieg, niedergehalten von der Macht des Bestehenden.

Indeßen hatte in dem Lande der Gedanken sich ein ganz anderes System über den Staat gebildet, als es bei den meisten europäischen Völkern thatsächlich vorhanden war, ausgebildet durch den Gang der Ereigniße. Dieses erschien in Schriften, welche

der französischen Revolution den Weg vorzuzeichnen schienen. Sie sind aus den herrschenden Ansichten zum Theil entsprossen und sie haben wiederum eine Herrschaft über dieselben erlangt. Wohl ist der Einfluß der Schrift auf die Staatsumwälzungen unserer Tage zuweilen viel zu hoch angeschlagen worden. Aber wenn man auch weit entfernt von der Behauptung ist, daß sie ohne ihn nicht hervorgetreten sein würden, so muß man doch zugeben, daß er ein mächtiger Hebel zu demselben gewesen ist, und daß durch diese Schriften der Gang vorgezeichnet worden sei, den die Begebenheiten genommen haben. Der Gedanke an einen anderen Staat, als er in dem Leben vorhanden, war wohl erzeugt durch die Macht der Mißverhältniße, deren gedacht worden ist, aber seine Bildung und Darstellung, wie sie in diesen Schriften erschien, war fast nur ein Werk der Phantasie. In einsamer Zelle träumte der Forscher sich eine neue Welt zusammen, reihete kühn Möglichkeiten an Möglichkeiten und stellte glänzende Gedankenbilder auf. Von ihnen aber wurden die Menschen mächtig ergriffen, theils weil sie mit dem, der in dem Reiche der Phantasie den neuen Staat aufgestellt, die Mißverhältniße und Uebelstände des bestehenden fühlten, theils weil der neue für das unverdorbene Gemüth einen zauberischen Reiz besaß; denn nicht die Macht der Geschichte, die das Leben, so wie es war, gestaltet, sondern die reinere Gewalt der Natur, der Philosophie, der Vernunft sollte fortan walten.

Die Speculation über den Staat nahm ihren Ursprung in England, einem Lande, das bereits in den Jahrhunderten des Mittelalters einen andern Gang in der Entwickelung seiner Staats- und Lebensformen gesehen hatte, als die Staaten germanischen Ursprunges auf dem Festlande; denn nachdem dort durch den großen Brief der Feiheit, die Magna-Charta dem König Johann abgedrungen, vom Adel und Bürgerthum eine Schranke gegen die Autocratie gewonnen worden war, die in England noch früher, als anderwärts sich erheben wollte, weil der Adel hier minder festen Fuß gefaßt und gleich bei der normannischen Eroberung unter den königlichen Thron gestellt worden war, wurden hier feste Grundsätze in dem Laufe der Zeiten gewonnen, auf denen eine wahre Volksfreiheit gedeihen konnte. Keine Steuern sollten ausgeschrieben werden, welche nicht von den Ständen des Landes, von dem in ein Ober- und ein Unterhaus getheilten

Parlamente, bewilliget worden, kein neues Gesez gegeben oder ein altes verändert, wenn das Parlament nicht seine Zustimmung gegeben. Und zulezt hatte das Haus der Gemeinen das Recht gewonnen, Mißbräuche in der Staatsverwaltung zu rügen und ungetreue Staatsbeamtete vor dem Hause der Lords anzuklagen. Aber das Königthum hatte diese Grundsätze der Freiheit oftmals nicht geachtet und unter des achten Heinrichs und der großen Elisabeth Herrschaft war das Parlament in der Praxis ganz um sein Recht gebracht worden. Der Hebel der Staatsgewalt, die Gesezgebung schien wieder in die Hand des Königthumes zurückzukehren. Als aber das Haus Tudor mit der großen Elisabeth ausgestorben und die Familie der Stuarts unter Jacob dem Ersten die Kronen von England und Schottland vereinigte, wurden große Stoffe zu einer gewaltsamen Staatsumformung auf einem Puncte vereiniget, der König hielt an dem Grundsatze fest, daß die Königsmacht von Gott stamme, sah demnach die parlamentarischen Rechte nur als einen Ausfluß königlicher Gnade und Gewaltfülle an, die somit auch festgehalten oder zurückgenommen werden könnten nach Willkühr des jedesmaligen Herrschers; zugleich flößte Jacobs des Ersten sichtbare Hinneigung zum Katholicismus dem protestantisch gewordenen England so Besorgniße wie Unwillen ein: in der protestantischen Kirche Englands und Schottlands selbst aber standen die Puritaner, die unbedingten Glaubensneuerer und die Episcopalisten sich kaum minder feindlich als beide den katholischen entgegen. Schon zwischen König Jacob dem ersten und dem Parlamente war bitterer Rechtsstreit gewesen. Als aber sein Sohn und Nachfolger, König Karl der Erste ungescheut die parlamentarische Verfassung ganz zu zerdrücken und das Episcopalsystem zur Herrschaft zu bringan trachtete, regte er dadurch auf das Heftigste auf, weil mit Grund vermuthet ward, der König wolle dadurch nur der Wiedereinführung der römisch-katholischen Kirche den Weg bahnen. Da griff erst Schottland, dann auch das in der Noth wieder einberufene Parlament gegen den König zu den Waffen. Der Ausgang des Kampfes aber war die Gefangenschaft des Königs und sein Tod auf dem Blutgerüste. Darauf machte das Volk von England den Versuch, ohne König zu leben und zu walten in republicanischen Staatsformen. Es sah aber nicht die Freiheit, sondern die Dictatur des schlauen Cromwell, der unter dem Ti-

tel eines Protectors mit königlichem Ansehn über England herrschte. Diese Dictatur, welche mit derselben Gewaltsamkeit, wie die Stuarts gethan, die parlamentarischen Rechte niederhielt, dauerte kaum über das Leben eines Mannes hinaus. Karl der Zweite kehrte durch die Stimme der Völker gerufen auf die Throne von England und Schottland zurück (Jahr 1660). Unbelehrt durch die bittersten Erfahrungen ging er des Vaters Weg: die Autocratie sollte auf den Umsturz der parlamentarischen Rechte gewonnen und der Katholicismus hergestellt werden: dazu ward selbst geheimes Bündniß mit König Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich geschloßen. Auf König Karl den Zweiten aber, der als Protestant redete und schwur, als Katholik beichtete und starb, folgte Jacob der Zweite (Jahr 1685), auch öffentlich der katholischen Kirche zugethan. Das begonnene Werk sollte vollendet werden um jeden Preis. Darüber entbrannte so heftiger Grimm des Volkes, daß nur das Erscheinen Wilhelms von Oranien, des Erbstatthalters von Holland und Tochtermannes des Königs von England nöthig war, um die Herrschaft des Hauses Stuart zu endigen (Jahr 1688). So lief der erste Kampf aus, der in der germanischen Staatenwelt zwischen dem liberalen oder constitutionellen und dem absoluten Principe gekämpft worden ist *). Die Rechte des Parlamentes wurden damals durch das Gesetz der Rechte (bill of rights) unabänderlich festgestellt.

In dieser Zeit heftiger Stürme, in diesem Rechtsstreite zwischen einem Königthume und einem Volke war zuerst über den rechtlichen Grund des Verhältnißes zwischen Herrschern und Beherrschten geforscht worden, und wie die Parteien im Leben erschienen, stellten sie sich auch in der Forschung dar. Aber die ersten Versuche wissenschaftlich einen rechtlichen Grund des ganzen Staatsgebäudes aufzufinden, sind dürftig ja seltsam ausgefallen. Die Wissenschaft erkennt das Recht der Geschichte nicht an, sieht ganz über das hinweg, was durch sie in dem Leben gebildet worden, und verliert sich rein in das Reich der Phantasie. Es kommt den englischen Gelehrten zunächst darauf an, je nach ihrem Standpuncte, Unumschränktheit des Königthums oder Beschränktheit desselben als nothwendige, naturgemäße und rechtliche Zustände zu beweisen. Der Royalist **) nimmt an, ein Ver-

*) Hallam: Constitutional history of England. III pag. 357.

**) Hobbes: de cive, und de materia, forma et potestate civitatis.

trag habe Fürst und Volk verbunden; derselbe sei von dem Volke geschloßen worden, weil es in dem Naturzustande einer vollkommenen Gleichheit sich in immerwährender Feindschaft und stetem Krieg befunden; denn um den anarchischen Zustand zu beenden, habe es sich aller seiner natürlichen Rechte entäußert, dem eigenen Willen entsagt und ihr den Willen des Fürsten untergeordnet. Auf diesen Grundlagen war nun leicht zu beweisen, daß die innige und untheilbare Staatsgewalt in dem Monarchen ruhe; denn das Volk war ja nun nur noch ein Haufe willenloser Einzelwesen. Der Grund aber, auf dem dieses Raisonnement stand, war so seicht und so locker, daß er von den Gegnern gebraucht werden konnte, um ein fast Entgegengesetztes darauf zu bauen. Die Vertheidiger des parlamentarischen und die Gegner des autocratischen Königthumes *) nahmen die Lehre von dem Naturzustande an, aus dem der Staat rechtlich entwickelt worden sein sollte wie der Vertrag, durch den er entstanden sein sollte; denn sie haben, um ihr Ziel zu erreichen, nur die Bedingungen anders zu gestalten, was bei diesen luftigen Phantasiebildern unschwer war. Die Gewalt, welche der Royalist durch Uebertragung des Volkswillens auf die Person der Herrscher, ganz diesem beilegte, ist hier bei dem Volke und bleibt bei dem Volke und die Stimme der Mehrheit giebt das Staatsgesetz. Uebertragen aber kann das Volk einen Theil seiner Macht, so viel es will und auf wie lange es will. Da war die Volkssouverainetät und die beschränkte Monarchie eben so vollgültig demonstrirt, wie der Royalist die Lehre von der rechtlichen Uneingeschränktheit des Königthums dargethan. Diese Untersuchungen sind nie ohne Interesse so ohne Werth, in so fern sie einen rechtlichen Grund der Staatsformen auf einen niemals geschloßenen Vertrag begründen wollen; aber sie sind als die ersten Versuche des Geistes, ein Staatsleben auf philosophischem und naturrechtlichem Grunde aufzubauen von einer großen Wichtigkeit. Indeßen lag die Philosophie der Engländer lange nur in unbeachteten Schriften, in so fern es lange dauerte, ehe das von ihnen verfochtene Staatsthum von anderen ebenfalls vertheidiget oder wissenschaftlich weiter ausgebauet ward.

Die wichtigste Belehrung aber, welche aus dem Streite der

*) Algernon Sidney: discourses on government. Loke: treatises on government.

englischen Schriftsteller, der neben dem Kampfe im Leben dahingelaufen, hervorging, lag in einer scharfen Begründung des Wesens der Staatsgewalt. Sie zerfiel nach ihrer Lehre in drei Theile, in die gesetzgebende, in die vollziehende und in die richterliche Gewalt. In dieser Theilung liegen Irrthümer: Richten oder das Gesetz auf einen einzelnen Fall in Anwendung bringen, ist, wie auch schon Montesquieu im Geist der Gesetze bemerkt hat, keine Gewalt, sondern nur ein Amt. Auch das Vollziehen ist im strengsten Verstande genommen, keine Gewalt, sondern ebenfalls nur ein Amt, und man könnte höchstens zugeben, daß das Vollziehen eine dem Gesetzgeben untergeordnete Gewalt sei. Offenbar ist und bleibt die Gesetzgebung das wahre Centrum der Staatsgewalt; da wo sie einzig und ungetheilt und mit dem Rechte der Obsicht über die beiden andern, wenn man den Ausdruck gelten laßen will, untergeordneten Gewalten ruht, liegt die wahre Souverainetät. Da nun die parlamentarische Partei der englischen Schriftsteller, wie der größte Theil der Nation, eben gegen die Autocratie kämpften, deren erste Grundlage der volle Besitz der gesetzgebenden Gewalt ist und die sich nur completirt, wenn sie auch die vollziehende und die richterliche Macht an sich nimmt, so durften sie auch diese Staatsgewalt nicht voll und uneingeschränkt in eine Hand legen, weder dem Königthume noch dem Parlamente sie beilegen. Das Königthum in England, zugleich Haupt der Kirche und natürliche Besitzerin der vollziehenden Gewalt, mit der Vollgewalt der Gesetzgebung bekleidet, würde sogleich zur vollen Autocratie den Weg gewiesen haben. Minder bedenklich war es, den herrschenden Ansichten und der Tendenz des Kampfes wie dem geschichtlichen Gange der Verfassung Englands gemäßer, die Gesetzgebung in die Hände des Parlaments zu legen; aber das Königthum, welches England festhalten wollte, wäre durch die volle Ueberweisung der gesetzgebenden Gewalt an das Parlament, durch eine volle Unabhängigkeit desselben, ganz zerdrückt und England vielleicht einst der Gefahr Preis gegeben worden, von einem Parlamente selbstherrlich beherrscht zu werden. Deshalb bildete sich die Lehre von der Mischung der Staatsgewalten. Auch der König muß einen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt haben. Indeßen ist nach der englischen Theorie des Staates sowohl als auch in der Praxis der Antheil des Königthums an der Gesetzgebung nur gering erscheinend ausgefallen,

indem er sich auf die Sanction der von dem Parlamente ausgegangenen Gesetze beschränkt, aber er ist doch immer stark genug, um zu wehren, daß ein Parlament, da es in der wahren souverainen Staatsgewalt, in der Gesetzgebung, nicht unabhängig dasteht, auch von fern nur Anstalten treffe, das Königthum zu verschlingen oder den ganzen Stand der Dinge umzugestalten, zumal da dem Könige, außer der Genehmigung oder Verwerfung der Gesetze noch andere Mittel zu Gebote stehen, ein Parlament in solchen Unternehmungen zu hemmen. Indeßen ist die größtmöglichste Trennung der vollziehenden und der gesetzgebenden Staatsgewalt in der englischen Theorie und Praxis ausgesprochen, und das Königthum ist hier allerdings wenig mehr, als eine Großbeamtenwürde; denn die Souverainetät liegt weit mehr in den Repräsentanten des Volkes, als in dem Könige. Das brittische Reich aber blieb, nachdem diese Verfassung durch den Ausgang des Kampfes gegen die Stuarts und die Erhebung einer neuen Dynastie auf den Thron in ihren Hauptgrundzügen gewonnen worden war, nicht allein unbeunruhiget von weitern politischen Stürmen, sondern es blühete auch kräftiger, als irgend ein anderes in Europa auf. Das Haus Stuart hatte sich selbst gestürzt, indem es die religiöse und bürgerliche Freiheit des Volkes zugleich bekämpfte. Die Könige von England seit dieser Zeit haben nicht mehr geglaubt und nicht mehr versucht in dem Katholicismus einen Stützpunct für Ausdehnung ihrer Herrschaft zu finden, noch in anderer Weise offen nach der Autocratie getrachtet; sie haben sich im Ganzen genügen laßen durch die Macht, welche ihnen durch die Verfassung in dem Vollbesitz der vollziehenden Gewalt und in einem Antheil an der gesetzgebenden geworden und ihren Einfluß nur auf indirecte und ungewaltsame Weise auszudehnen gestrebt. Und es ist gelungen dieses Streben; das Königthum in England erfreut sich jezt größerer und sicherer Gewalt, als in den Zeiten der Tudors und der Stuarts, zumal, wenn es, wie meistens, nur im Sinne und Interesse des Volkes handelt, sich immer als Hort seiner Freiheiten, als Schöpfer und Behaupter des Reichthumes und der Würde Englands darstellt. Die Art und Weise ferner, in welcher das Parlament zusammengesetzt ist und in welcher es handelt, hat bis jezt, neben dem Einfluße, den das Königthum durch die Sanction und durch das Beisein der Minister und ihre Thätig-

keit im Parlamente auf die Gesetzgebung übt, bewirkt, daß der an sich selbst für ordnungsvolles Bestehen des Staatslebens nicht ungefährliche Satz, in Männern, aus dem Volke erkiesen, ruhe die höchste, die gesetzgebende Gewalt, ungefährlich für Britannien blieb. Das Parlament besteht zuerst aus dem Hause der Lords, den Pairs, und der englischen Hochpriesterschaft, die beide durch Tausende von Interessen an den jetzigen Stand der Dinge gebunden, jede neuernde Bewegung um so mehr zu fürchten haben, als ihre Vorrechte, ihr Reichthum und ihr Besitz ein Gegenstand der Eifersucht der mittleren Klassen der Gesellschaft waren, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr werden: dann wird das Parlament vom Hause der Gemeinen gebildet, das von dem niederen Adel und begüterten Bürgerlichen gebildet, kaum ein minderes Interesse, als das Haus der Lords, an dem Zusammenhalte der Dinge hat. Durch beide Kammern aber muß das Gesetz gegangen sein, ehe es der königlichen Sanction vorgelegt werden kann, durch welche es erst seine Geltung empfängt. Die Repräsentation des Volkes von England geht nicht einmal über den ganzen wohlhabenden und begüterten Theil desselben, sondern sie ist nur, was das Haus der Gemeinen betrifft, an die alten Orte gebunden, die schon vor Zeiten das Recht besaßen Parlamentsglieder zu ernennen. Aber die Bevölkerung ist gestiegen, es sind neue und volkreiche Orte entstanden; sie sind ausgeschloßen von der Repräsentantschaft. Wird aber die Reformbill, die jezt obschwebt, durchgesetzt und das Recht Repräsentanten zu ernennen verallgemeinert, so dürfte es eine schwere Frage sein, ob Königthum und Parlament so friedlich neben einander fortbestehen können, wie seit den Zeiten der Stuarts, ob das democratische Princip, das in der englischen Verfassung liegt, sich nicht über Königthum, Adel und Hochpriesterschaft hinweg einen vernichtenden Weg bahnt.

Denn in der That nicht ungefährlich ist, eine volle und unabhängige Gewalt der Gesetzgebung in die Hände der Repräsentanten eines Volkes zu legen oder, mit anderen Worten, eine republicanische Verfassung zu begründen, welche in diesem Falle thatsächlich vorhanden ist, sollte auch die vollziehende Gewalt in den Händen eines Monarchen bleiben. Zwar hat es einen schönen und täuschenden Schein, zu sagen: wenn auserwählte Männer aus dem Volke, die Blüthe der Nation, die Menschen, die

durch Tugend und Kraft die Stimmen zu gewinnen verstanden, das Ruder des Staates lenken, wie sollte nicht an den Tag gefördert werden, was die Nation begehrt und was ihr wahres Interesse erheischt? Aber wer bürgt denn dafür, daß die Volkswahl immer die Männer treffe, welche mit der Weisheit die Kraft und das Vermögen vereinigen, wer bürgt dafür, daß das Volk nicht verleitet werde, den anfangs sich verbergenden Ehrgeiz, ja selbst das Verbrechen mit der souverainen Gewalt zu bekleiden, wer bürgt denn dafür, daß es, einmal im Besitze der Herrschaft und von ihrer zauberischen Macht um so gewaltiger ergriffen, je länger sie ersehnt und je unerwarteter sie endlich gewonnen worden ist, ärgere Tyrannei noch übe, als von den Despoten Asiens jemals geschehen? Hat doch Europa solches Schauspiel jüngst gesehen. Nur eine Theilung der Staatsgewalt zwischen dem Erbkönigthume und den Repräsentanten des Volkes, nach Zuständen und Verhältnißen hier so, dort so modificirt, wird die wahre Freiheit der Völker sicher stellen. Aber es kostete dem Festlande eine lange und bittere Erfahrung, ehe diese Ueberzeugung in die Gemüther drang.

Die britische Staatsumwälzung, und die edlen Grundsätze, welche dabei von den liberalen Royalisten verkündet wurden, unter denen gewiß für immerdar der Satz, das Wohl des Volkes ist das erste Staatsgesetz, und Menschenglück zu fördern ist der Staat vorhanden, die erste Stelle einnehmen wird, konnten trotz Englands insularischer Lage von den Völkern Europas nicht unbemerkt, nicht ohne Eindruck zu machen, vorübergehen. Indeßen geschah es, daß während Britannien kühn die Flügel erhob und die feudalistischen Freiheiten des Mittelalters viel weiter ausdehnte, als sie jemals vorhanden gewesen, ja sie gänzlich regenerirte und ihnen einen durchaus neuen, aus der Philosophie des Staates entsprungenen Geist einhauchte, in einem benachbarten Lande eine zwar minder geräuschvolle, doch kaum minder wichtige Revolution sich zutrug. Nachdem in Frankreich seit dem Ablaufe des dreizehnten Jahrhunderts besonders die Königsmacht auf dem Dahinschwinden der altfranzösischen unabhängigen Fürstenhäuser über das Adelsthum zu triumphiren begonnen, hatte das leztere mehr als einmal sich wieder zu erheben und sein altes Recht gegen das Königthum mit den Waffen herzustellen gesucht. Indeßen wurden, weil von dem Adel der rechte Zeitpunct, dem

Königthume eine Magna-Charta abzutrotzen, nicht gefunden oder versäumt worden, diese Versuche sämmtlich fruchtlos gemacht. Am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war durch das Absterben aller Fürstenhäuser, durch Eroberung und friedliche Gewinnung altburgundischer Provinzen, die königliche Macht so verstärkt, daß der Adel keine unabhängige Stellung mehr hoffen konnte. Die Gründung einer nur dem Namen nach nicht vollständigen, weil einige arme Trümmer der feudalistischen Freiheiten des Adels blieben, Autocratie ward durch den Kardinal Richelieu erreicht, und in dem Kriege der Fronde des Adels lezter bewaffneter Widerstand gegen das Königthum niedergekämpft (Jahr 1651. 1652). Seitdem in Frankreich schweigender Gehorsam gegen das Königthum von Seiten des Adels wie von Seiten der Städte, die hier nicht so wie in Deutschland im Laufe des Mittelalters zwischen Königthum und Adelsthum dauernd eine würdige Stellung zu gewinnen vermocht hatten. Die Autocratie aber in Frankreich zeigte sich, wie später bei der Darlegung der Verhältniße dieses Landes gezeigt werden wird, bald nach ihrem Entstehen in ziemlich unlieblicher Gestalt, was wiederum einen leisen Widerstand von Seiten des Adels hervorruft, der in den Trümmern, die ihm von seiner feudalistischen Freiheit übrig geblieben sind, wenigstens noch ein öffentliches Organ hat. In dieser Zeit wird die Staatslehre, welche in der Theorie der englischen Verfassung vorhanden ist, auch nach Frankreich getragen.

Es erschien ein für alle Zeiten ausgezeichnetes Werk in Frankreich: über den Geist der Gesetze von Montesquieu:*) der Zweck desselben war, die Staatsverfassungen der vorzüglichsten Völker alter und neuer Zeit kennen zu lehren, wie sie sich auf geschichtlichem Wege entwickelt hatten, und zugleich sucht der Verfasser darzulegen, wie ein jeder Staat, je nachdem er unter dieser oder unter jener Form erscheine, seine Gesetze zu constituiren habe, um sich zu behaupten. Montesquieu hat also von allen Staatsverfassungen zu reden, und er hat sie in Despotien, Monarchien und Freistaaten getheilt. Zum Lebensprincip der Despotie macht er die Furcht, der Monarchie giebt er als solches die Ehre, dem Freistaate die Tugend. Da der Zweck der Schrift nicht ist, das Ideal eines Staates aufzustellen, sondern nur die Formen

*) Montesquieu: Esprit des lois; zuerst im Jahre 1748.

des vorhandenen Staatslebens der Völker zu betrachten, so ist der Staatsphilosoph auch nicht in die Verlegenheit gekommen, sich gegen eine andere, als gegen die despotische Regierungsform mit Bestimmtheit zu erklären. Indeßen ist unverkennbar, daß Montesquieu seinen Lesern ein gewißes Etwas anzuempfehlen suchte, wobei er, seine bürgerliche Stellung als Franzose betrachtend, nicht ohne Vorsicht verfuhr. Die eigentliche Republik ist es offenbar nicht, die er anzupreisen sucht. Zwar ist das republicanische Leben zuweilen mit glänzenden Farben geschildert; aber an anderen Stellen wird gesagt, daß die democratische oder die aristocratische Republik nicht schon an sich selbst freie Staaten wären, es wird bemerkt, daß die Republik geringe Festigkeit habe: wenn sie klein sei, gehe sie durch fremde Gewalt unter, wenn sie groß, durch innere Gebrechen: sie könne nur bestehen, wenn sie aus kleinen Foederativfreistaaten zusammengesezt sei. Jenes Etwas, das er anzuempfehlen sucht, ist der Theorie der englischen Verfassung sehr ähnlich. Das Kapitel führt die Ueberschrift: von der englischen Verfassung *); es wird aber darin nicht sowohl diese auseinandergesetzt, sondern vielmehr, welchen Staat der Philosoph für wünschenswerth und vernunftgemäß erachte. Da das Ganze nicht genau auf den Stand der Dinge in England paßt, so wird am Ende, nachdem in dem ganzen Kapitel kein Wort von England vorgekommen, hinzugefügt: so solle die Verfaßung Englands den Gesetzen gemäß sein, er wolle nicht untersuchen, ob es jezt wirklich in dem Besitze dieser Rechte und Freiheiten sei. Montesquieu stellt nun zuerst den Satz wieder auf, daß es drei Staatsgewalten gebe, die gesetzgebende, die vollziehende, die richterliche. Die Vereinigung der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt in den Händen eines Einzelnen oder Mehrerer hebe die Freiheit auf; denn tyrannische Gesetze würden gegeben werden können, um tyrannisch vollzogen zu werden. Gleicherweise würde, wäre die richterliche Gewalt mit der gesetzgebenden verbunden, Leben und Freiheit der Bürger in den Händen der Willkühr liegen, da der Richter zugleich Gesetzgeber sein würde. Die Vereinigung der richterlichen Gewalt mit der vollziehenden aber gäbe dem Richter wenigstens die Macht eines Unterdrückers. Alles, fährt Montesquieu fort, ist verloren, wenn

*) Esprit des lois IX. chap. VI.

die drei Gewalten vereinigt sind in einem Puncte, mag es im Königthume, im Adelsthume oder im Volke sein. Die meisten Monarchien in Europa vereinigten diese drei Staatsgewalten nicht, weil der Fürst in der Regel die Ausübung der richterlichen Gewalt seinen Unterthanen übertrage, nur im Reiche der Osmanen, wo der Sultan, nur in der Aristocratie Venedigs, wo die Genossenschaft des Adels auch diese mit der gesetzgebenden und vollziehenden vereine, sei wahre Despotie vorhanden, deren sicherstes Zeichen eben die Vereinigung der drei Gewalten in einer Hand ist. Da er aber an einer andern Stelle selbst erklärt, daß Richten keine wahre Staatsgewalt sei, und da er auch dieses nur durch freiwillige Uebertragung des Fürsten in die Hände von Unterthanen übergehen läßt, so ist ziemlich deutlich, daß er die Monarchien Europas nur in einem sehr geringen Grade für gemäßigte hält, oder daß er sich vielmehr dieses Ausdruckes nur bedient, um nicht das Gefährliche sagen zu müßen, um sie nicht mit der Despotie der osmanischen Sultane auf gleiche Linie zu stellen.

Nachdem die Nothwendigkeit der Theilung der Staatsgewalten so begründet, schreitet Montesquieu zum Aufbaue seines idealen, vernunftgemäßen Staates fort. Ein freier Staat ist nur der, in dem jeder Mensch, der einen freien Geist besitzt, und der somit einen eigenen Willen hat, sich selbst beherrscht. Daher muß die erste und wichtigste Staatsgewalt, die gesetzgebende, in der Gesammtmasse des Volkes ruhen; denn sie kann nur der Ausdruck des allgemeinen Willens sein. Da aber die Ausübung dieser Gewalt durch das Volk selbst in großen Staaten unmöglich, in kleinen mit vielen Uebelständen verbunden ist, so muß das Volk durch Repräsentanten Alles verwalten laßen, was es nicht selbst verwalten kann, wodurch die reine und von dem Staatsphilosophen verworfene Democratie vermieden wird. Das Volk darf die in ihm ruhende Souverainetät nur üben, um seine Repräsentanten zu ernennen; dazu aber ist es auch in seiner Gesammtheit berufen und jeder, der eines eigenen Willens fähig ist, muß Wähler sein. Die Repräsentanten des Volkes sollen die Gesetze abfaßen und über ihre Vollziehung wachen. Da in jedem Staate Geburt, Reichthum und Ehre eine ausgezeichnete Stellung sichern, so dürfen die Menschen, die im Besitze dieser Dinge sind, nicht unter der Gesammtheit sich verlieren und mit

ihr auf gleicher Stufe stehen; denn die allgemeine Freiheit würde dann ihre Knechtschaft sein. Darum ruhe die gesetzgebende Gewalt in einer Kammer des Adels und einer Kammer des Volkes. Der Adel, dessen eifriger Verfechter Montesquieu allenthalben ist, muß erblich sein; seine Natur verlangt es und er hat Prärogativen zu schirmen, die, zumal in einem freien Staate verhaßt sein müßen und die darum bald verloren gehen würden, wenn sie nicht durch ein mächtiges, eng verbundenes Corps geschützt. Damit aber der Adel dem eigenen Interesse nicht allzu sehr folge und den Vortheil des Volkes unbeachtet laße, habe seine Kammer in Bestimmung der Staatslasten nur das Verhinderungsrecht. Die vollziehende Gewalt ruhe in den Händen eines Monarchen; denn sie muß meist schnell und mit Nachdruck gehandhabt werden; sie darf auf keinen Fall einem Ausschuß der gesetzgebenden Körper anvertraut werden, weil dann die despotische Vereinigung beider Staatsgewalten vorhanden sein würde. Die Monarchie besitze das Recht, ein Veto gegen die Gesetze, welche von den Kammern der Repräsentanten des Volkes angenommen worden sind, einzulegen; denn sonst könnten diese Alles zum Gesetz erheben, was sie wollten; die Vernichtung der Monarchie würde dann erfolgen, so wie die Kammern darnach trachteten; die Freiheit wäre verloren, weil die beiden Staatsgewalten vereiniget in einer Hand. Aus demselben Grunde muß die Person des Monarchen heilig und unverletzlich sein, aus demselben Grunde muß er das Recht besitzen, die Kammern zu prorogiren.

Nun mag immerhin ungewiß bleiben, wie viel das montesquieusche System selbst dem damals herrschenden Geiste verdankt, dem Gedanken und der Erinnerung an die frühere Unabhängigkeit und die Macht, welche der französische Adel genossen; gewiß ist, daß es unter demselben unermeßlich wirkte. Aus dem Schutte und dem Roste der Vergangenheit waren die Grundsätze, auf denen das nachbarliche Volk von England eine Freiheit aufgebaut, die der Neid der Nationen war, unter deren Schirm mächtig der Staat, reich das Land, frei und stolz die Gesinnung geworden, wieder an das Licht des Tages gezogen und in französischer Sprache zu Aller Kenntniß gebracht. Viel hatte der französische Adel und lange gekämpft, um das Königthum entweder gar nicht aufkommen zu laßen, oder doch mindestens eine

freie und unabhängige Stellung neben demselben zu behaupten. Und diese Kämpfe und diese Versuche insgesammt waren mißlungen, und selbstherrlicher von Jahrhundert zu Jahrhundert war das Königthum emporgestiegen auf den Trümmern der Feudalaristocratie, und auch der Adel stand jezt, nicht minder demüthig, als das Volk, unten an den Stufen des autocratischen Thrones. Die alte Zeit aber war so unvergeßen, als unverschmerzt. Das Alte aber in seinem ganzen Umfange, die volle Feudalaristocratie, wieder aufzurichten, mußte unmöglich scheinen; denn zu gewaltig hatte der Strom der Zeit die ersten Klassen des Volkes emporgetragen. Das Neue, das Montesquieu angepriesen, mußte unter solchen Verhältnißen einen mächtigen Eindruck bei dem Adel gewinnen. Er, die mächtigste Stütze des Staates, er ohne den, nach dem Staatsphilosophen, eine Monarchie kaum gedenkbar war*), sollte, gleich den Lords von England, die erste Kammer der Repräsentanten des Volkes, auf denen die wahre Staatsgewalt, die Gesetzgebung, ruhete, bilden. Was war gegen eine so freie und unabhängige Stellung der Glanz und der Schimmer, welchen das autocratische Königthum doch immer auf wenige nur aus der Gesammtmasse des Adels zu werfen vermochte, während jene selbst, so gehorsam wie das Volk, und nicht minder preisgegeben, dastand, heute erhoben und morgen nach dem Winke eines Ministers, eines Günstlings, einer Buhlerin in die Bastille gesendet. Nach Befreiung von der Autocratie des Königs, nach einer Stellung, wie Montesquieu sie vorgezeichnet hatte, strebte ein großer Theil des französischen Adels. Der Anfang der französischen Staatsumwälzung ging von ihm aus und ward in seinem Geiste betrieben. Er rief in diesem Streite das Volk nicht sowohl freiwillig als Bundesgenossen herbei, als genöthiget durch die Macht der Verhältniße, welche den ersten Klassen desselben solche Bedeutsamkeit und solche Macht verliehen, daß der Adel nicht hoffen durfte, den Kampf allein eröffnen, noch weniger ihn hinausführen zu können. Er schuf sich dadurch aber das Volk zum Herrn erst und dann selbst zum Tyrannen; denn nicht genugsam hatte er, als

*) **Point de monarque, point de noblesse, point de noblesse, point de monarque. Abolissez dans une monarchie les prérogatives des seigneurs, du clergé, de la noblesse et des villes, vous aurez bientôt un état populaire, ou bien un état despotique. Esprit des lois I. 4.**

er mit diesem Bundesgenossen den Krieg gegen die Autocratie begann, die Macht einer andern Idee über das Staatsleben erwogen, die neben der montesquieuschen Lehre, die Bestand und erhabene Stellung eines Erbadels als nothwendige Basis eines Staates begehrte, emporgeschoßen war.

Diese andere Idee prieß nicht als natur= und vernunftgemäßen Zustand des Staates, als wahre und ächte Freiheit und Seligkeit der Welt das kunstvolle Gewebe einer durch Ober= und Unterhaus der Repräsentanten des Adels und des Volkes umschränkten Monarchie, sondern die reinste Volksherrschaft, welche gedacht werden kann, und in welcher das Königthum so wenig als das Adelsthum eine Stelle finden konnte. Diese Lehre ging aus dem Kopfe eines Mannes hervor *), der sich oft und gern in eine Zeit zurückdachte, in welcher der Mensch noch frei des Zwanges, der Sorgen, der Mühen und der Noth, die das künstlich gewordene Gebäude des Lebens jezt ihm auferlegt, sich nur in dem Stande der Natur bewegt und nur ihren einfachen Geboten gehorsamt. Auf diesem Standpuncte muß auch das ganze Staatsleben, wie es bei den Völkern Europas sich gestaltet, als verwerfliches Unding erscheinen. Rousseau, der Bürger von Genf, der Prediger der Democratie, stimmte in den ersten Principien des neuen Staatsthumes mit seinen Vorgängern, den Freunden der beschränkten Monarchie, zusammen. Es giebt eine natürliche Freiheit und Gleichheit der Menschen, welche ein unveräußerliches Recht ist: als rechtlich bestehend gedacht, kann ein Staat nur vorhanden sein, wenn er auf einem Urvertrage ruht, der freiwillig geschlossen; denn das sogenannte Recht des Stärkeren schafft keinen Staat und keine wahre bürgerliche Gesellschaft, sondern es wird dadurch nur ein Aggregat von Menschen zusammengezwungen, die von Einem beherrscht, dessen Sclaven sie sind, ohne rechtliches Verhältniß unter einander, so wie gegen den Despoten sind. Das Recht des Stärkeren selbst ist ein Ungedanke; denn es hört ja, wie es selbst es ausspricht, in dem Augenblicke auf, ein Recht zu sein, wo über den Starken ein Stärkerer kommt. Nicht ausdrücklich sagt Rousseau, daß er die bestehenden Staaten, die Monarchien und die aristocratischen Republiken, als solche auf dem Ungedanken des Rechtes der Stärke

*) Rousseau: du contrat Social. zuerst im Jahre 1752.

bestehende Aggregate betrachte, er giebt es aber deutlich genug gleich am Anfange der Schrift, in welcher die democratische Lehre am vollständigsten verkündet wird, zu verstehen; denn, sagt er, der Mensch ist frei geboren und allenthalben seh' ich ihn in Fes= seln *), und noch deutlicher durch den ganzen Geist seiner Schrift und durch seine Grundsätze über den Staat; denn er sagt es ja unverholen, nur eine democratische Republik sei ein rechtmäßiger Staat. Diese Democratie ist in folgender Weise aufgebaut, ver= theidiget und anempfohlen. Jener Urvertrag, durch den allein ein Staatsleben, als auf einem Rechtsgrunde aufgebaut, gedacht werden kann, hat nur einen Zweck, und dieser liegt darin, daß eine Form der gesellschaftlichen Verfassung gefunden werde, welche durch eine gemeinsame Kraft die Person und Güter jedes einzel= nen Theilnehmers beschütze, und in welcher er nur sich selbst ge= horsame und im Ganzen so frei bleibe, wie er es zuvor war in dem Stande der Natur: nur die Verpflichtung nimmt er auf sich, im Falle die Mehrheit entschiede gegen seinen eigenen Wil= len, diesen aufzugeben und ihn unterzuordnen. Der Wille der Mehrheit muß den Willen der Allgemeinheit vertreten. Der allge= meine Wille, in dieser Bedeutung gefaßt, darf allein den Staat leiten und der Zweck dieser Leitung darf nur das öffentliche Wohl sein. In dem allgemeinen Willen liegt folglich die Souverainetät. Sie kann also nicht übertragen werden, sie muß ewig und un= veräußerlich bei dem Volke bleiben; denn wie kann ein Wille übertragen werden auf einen anderen: der Staat wäre in dem= selben Augenblicke, wo es geschähe, factisch aufgelößt; denn der Wille kann sich keine Fesseln für die Zukunft geben. Damit ist in diesem Systeme das Todesurtheil über die Monarchie ausge= sprochen, die im Alleinbesitze der souverainen Staatsgewalt, be= sonders der Gesetzgebung, ist. In der Stunde, wo ein Volk verspräche, einer solchen Monarchie zu gehorsamen, ist gar kein Volk mehr vorhanden und gar kein rechtsgültiger Souverain, somit der Staat selbst aufgehoben. Aus demselben Grunde ist die Souverainetät auch untheilbar, weil eine einige Willenskraft gar nicht unter verschiedene Personen getheilt werden kann. Da= durch ist in diesem Systeme wieder das Todesurtheil ausgespro= chen über die constitutionellen Monarchien der Neuzeit und sie

*) L'homme est né libre et partout il est dans les fers. du con= trat Social I. I.

sind nicht minder baarer Unsinn, als das autocratische Königthum, da sie hier so, dort anders die legislative Gewalt zwischen das Königthum und die Repräsentanten des Volkes vertheilen. Es fügt der Prediger der Democratie ausdrücklich hinzu, daß die Lehre von der Theilung der Staatsgewalten aus einem falschen Begriffe über das Wesen der Souverainetät geflossen: man habe für Theile angesehen, was nur Emanationen des Ganzen wären.

Da nun nach Rousseau der seiner Natur nach unübertragbare und untheilbare allgemeine Wille die wahre und allein rechtlich bestehende Souverainetät bildet, so folgt natürlich, was auch ausdrücklich angeführt wird, daß nur eine Republik ein wahrer Staat sei und jeder Staat, der durch Gesetze regiert werde, wiederum nothwendigerweise eine Republik sein müße, daß nur eine republicanische eine rechtmäßige Regierung sei. Das Gesetz ist nichts Anderes, als der Ausdruck des allgemeinen Willens, der immer und stets nach der allgemeinen Wohlfahrt strebt; denn Niemand kann jemals etwas Anderes wollen, als sein Bestes. Zwar wird zugegeben, daß dieser allgemeine Wille irren und über sein wahres Wohl getäuscht werden könne, aber ein anderes Mittel dagegen, als den dürren Rath, daß man dem Volke den rechten Weg zeigen und seinen Willen mit seiner Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen suchen müße, weiß der Democrat nicht anzugeben *). In einer andern Stelle aber bricht der democratische Irrsinn noch weit mächtiger durch: dort wird gesagt, wenn dem Volke nun auch beikäme, sich selbst Uebles zuzufügen, wem dann das Recht, es daran zu hindern, zustehen könne? **) Alle Gesetze aber müßen besonders zwei Dinge in Berücksichtigung nehmen, die Freiheit und die Gleichheit, und sie in den höchstmöglichsten Graden darstellen. Beides um des Staates selbst willen; denn alles, was der Freiheit des Einzelnen entzogen wird, geht auch der Freiheit der Gesammtheit verloren und sie wird in dem Maaße schwächer, als sie die Freiheit des Ein-

*) **Il faut les obliger à conformer leurs volontés à leur raison: du contrat Social II. VI.**

**) **D'ailleurs en tout état de cause, un peuple est toujours le maître de changer ses lois, même les meilleurs; car s'il lui plaît de se faire mal à lui-même, qui est-ce qui a le droit de l'en empêcher? du contrat Social II. XII.**

zelnen antastet. Die Gleichheit aber muß schon darum fest gehalten werden, weil ohne sie die Freiheit gar nicht denkbar ist. Zu dieser Gleichheit aber ist nicht erforderlich, daß alle Menschen auf einer gleichen Stufe der Macht und des Reichthumes stehen, sondern nur, daß Gewalt nur vermöge des Amtes und der Gesetze geübt werde, daß Reichthum nicht in dem Maße vorhanden sei, daß ein Bürger den andern erkaufen könne.

Indeßen ist diese größtmögliche Freiheit des Einzelnen in dieser allvollkommenen Democratie doch nach Rousseau selbst eine ganz eigenthümliche Sache; denn sie stellt auf der andern Seite den Einzelnen doch auch der unbedingten Verfügung jenes allgemeinen Willens anheim, sein Leben, sein Gut, ja selbst seine Freiheit. Darüber soll jedoch der Gedanke trösten, daß die Verpflichtungen, die man gegen den Staat eingegangen, gegenseitig wären, daß man dieselben Rechte über Andere besitze, welche diese vielleicht gegen den Einzelnen üben möchten, daß, was man thue, was man opfere, was man darbringe, einer Gesammtheit darbringe, in der man ja selbst begriffen sei. In der That der armseligste Trost, der ersonnen und erdacht werden mag. Der Staatsphilosoph ist so, obwohl auf indirecte Weise, doch genöthiget worden, einzugestehen, daß die Seligkeit der democratischen Freiheit für den Einzelnen, und also auch wieder für die Gesammtheit, die wildeste Tyrannei werden könne. Denn da er selbst zugegeben, daß der allgemeine Wille in seinem naturgemäßen Streben nach der öffentlichen Wohlfahrt sich irren oder getäuscht werden könnte, der Einzelne aber und die Minderzahl unbedingt der Stimme der Mehrheit, die das Gesetz ist, unterworfen bleibt, so wäre dem Staatsphilosophen wohl die Hauptpflicht gewesen, zu zeigen, wodurch denn nun eigentlich dieser in seinem Systeme allein rechtlich bestehender, allein vernunftgemäßer Staat in seinen leicht möglichen Wirkungen für den Einzelnen sich von dem grausamsten Despotismus der Sultane Asiens unterscheide. Etwas Anderes aber als jenen armen und nichts sagenden Trost, etwas Anderes, als den weisen Rath, daß man den allgemeinen Willen immer zum Guten zu lenken und vernunftgemäß zu machen streben müße, hat Rousseau nicht aufzufinden vermocht, aus dem einfachen Grunde, weil etwas Anderes sich nicht bietet und es klar am Tage liegt, daß eine solche Democratie zur wildesten Despotie für die Minderzahl wer-

den kann, bei einem leidenschaftlichen und verdorbenen Geschlechte aber fast zu derselben werden muß. Wo ist aber das Wort „Freiheit" in den Mund zu nehmen, wo die Freiheit des Einzelnen zulezt auch nicht eine Bürgschaft hat!

Doch unbekümmert um die sorglich vermiedene Frage und das ungelößte Räthsel bauet der Prediger der Democratie sein seligmachendes Reich weiter aus, immer bei den Grundsätzen verharrend, von denen er ausgegangen, und jegliches Andere, was nicht sein System ist, als baaren Widersinn betrachtend. Jede freie Handlung hat zwei Dinge, aus denen sie zusammenfließt, zuerst den Willen, der zu ihr treibt, dann die Kraft, welche vollzieht. Das heißt in dem nach Rousseau falschen Systeme der Theilung der Staatsgewalten, es giebt eine gesetzgebende und eine vollziehende Kraft. Für die Vollziehung der Gesetze bedarf es eines oder mehrerer Beauftragten. Dadurch entsteht die Regierung, welche niemals etwas Anderes sein kann, als ein Amt, niemals der Herr, sondern immer nur der Diener des souverainen Volkes, welche eingesezt, umgestaltet, abgesetzt werden kann nach dem wechselnden Willen des Volkes. Die Regierung muß sich streng der Herrschaft des allgemeinen Willens fügen, und da man ihr allen und jeden Eigenwillen nicht nehmen kann, da sie selbst eine gewiße Kraft besitzen muß, so wird eingestanden, daß es höchst schwierig sei, eine Regierung dem allmächtigen Despoten, dem allgemeinen Willen, gehörig unterzuordnen. Die Art und Weise nun, in welcher die Uebertragung der vollziehenden Kraft geschieht, bildet die verschiedenen Staatsformen. Wird sie dem ganzen Volke, oder doch dem größten Theile des Volkes übertragen, so giebt das die Democratie. Die Aristocratie entsteht, wenn das Vollziehen Einigen übergeben, die Monarchie, wenn es Einem. Jede dieser Formen kann nach gewißen Verhältnißen die beste und nach anderen Verhältnißen wieder die schlechteste sein. Die Unfehlbarkeit des allgemeinen Willens wird jeden Tag anders darüber entscheiden können. Diese Democratie aber wird doch nur für möglich da erklärt, wo der Staat sehr klein, die Sitten sehr einfach, die Gleichheit des Standes und Vermögens sehr groß sei. Die Aristocratie wird die vorzüglichste von allen Regierungsformen genannt: sie ist natürlich nur eine Wahlaristocratie, da in diesem Staate ein Erbadel die widernatürlichste Mißgeburt sein müßte.

In jener aber stehen in den Gedankenbildern des Philosophen immer nur die Weisen des Volkes, ein ehrwürdiger Senat, an der Spitze der Geschäfte. Die Monarchie aber ist die schlechteste von diesen Verfassungsformen; denn der Eigenwille des Königs wird hier den allgemeinen Willen dem seinigen unterzuordnen suchen, und so der allein natur- und vernunftgemäße Staat den Untergang finden.

Diese Gelegenheit nun wird von Rousseau ergriffen, um auf die monarchische Regierungsform überhaupt einen wüthenden und man möchte fast sagen, tückischen Ausfall zu machen. Die Rechtfertigung dieses Ausdruckes ergiebt sich für jeden Denkenden aus der Art und Weise dieses Angriffes selbst. Könige, heißt es, wollen unumschränkte Herrscher sein; vergebens ruft man ihnen zu, die Liebe der Völker baue das uneingeschränkte Herrnthum zusammen, sie spotten nur einer solchen auf Liebe gegründeten Macht; denn sie ist ja schwankend, sie beruht ja auf Bedingungen. Die besten Könige wollen die Macht haben, auch böse zu sein, so wie es gelüstet, ohne die Herrschaft deshalb zu verlieren. Ihr erstes Interesse ist, daß schwach und kraftlos die Völker, damit sie niemals der Freiheit gedenken mögen; selbst die würdige und große Stellung gegen andere Könige, die nur gebauet sein kann auf Macht, Kraft und Reichthum des eigenen Volkes, wird, wie sehr auch immer ersehnt, doch zuletzt um des höheren Vortheiles willen, Behauptung unumschränkter Herrschaft, willig aufgegeben. Die Monarchie, meint Rousseau ferner, paße überhaupt nur für einen großen Staat, aber es läge dann ein zu großer Raum zwischen Fürst und Volk, der Staat habe keine gehörige Verbindung; nun könne zwar eine solche durch Große und einen Adel herbeigeführt werden, aber zuletzt sei es doch immer schwer, einen großen Staat gut zu regieren, am allerschwersten aber, daß er von einem einzigen Menschen gut verwaltet werden könne. Dann reihet der Democrat wiederum eine Kette von Beschuldigungen gegen die monarchische Regierungsform, die nicht minder, als die früheren, ohne Beweis aufgestellt werden. In der Monarchie erhebt die öffentliche Stimme fast niemals erleuchtete und würdige Männer zu den ersten Stellen des Staates, fast immer schwingen nur Elende, Schurken und Schmeichler sich durch die Gunst des Hofes empor. Aber ein Volk in einem Freistaate täuscht sich weit seltener in

seinen Wahlen, und ein Narr an der Spitze der Angelegenheiten einer Republik ist eben so seltene Erscheinung, als ein Mann von wahrem Verdienst in der Leitung der Dinge einer Monarchie. Sollte es überhaupt gedenkbar sein, daß ein monarchischer Staat gut verwaltet werde, so müßte sein Umfang sich nach den Talenten des jedesmaligen Herrschers gestalten, sich ausdehnen mit dem geistvollen, sich verengen mit dem geistesarmen. In der Wahlmonarchie wird der Staat verkauft; denn wie sollte der ihn nicht verkaufen, der die Herrschaft über ihn erst hat bezahlen müßen, da das Wahlkönigthum nur durch so unwürdige Mittel gewonnen werden kann; die Erbmonarchie, welche man jener vorgezogen, ist um nichts beßer, ja schlimmer; denn alle junge Fürsten werden schlecht erzogen: zulezt wohnen Weisheit und Sicherheit nur in dem Senate eines freien Volkes, Thorheit und Schwanken, das Eilen von einem Grundsatze zum andern, von einem Entwurfe zum andern nur in dem Rathe eines Königs *). Es hieße diesen Sophismen eine Würdigung geben, welche sie nicht verdienen, wenn man sie zu widerlegen unternähme: man könnte das ganze Bild umwenden, und es würde dieselbe Wahrheit haben. Schlüßlich aber spricht Rousseau noch das Verdammungsurtheil auch über das Repräsentativ-System aus; denn der allgemeine Wille kann so wenig repräsentirt, als getheilt und übertragen werden, was schon in der Sache selbst liegt. Repräsentanten eines Volkes können daher ebenfalls nur Beauftragte sein, die nichts definitiv entscheiden dürfen; denn es kann ja das Gesetz in dem ganzen Systeme immer nur vollkommen identisch mit dem allgemeinen Willen sein. Darum hat auch das Volk von England selbst nur einen Moment wahrer und vollkommener Freiheit, dann, wenn es die Glieder des Parlaments ernennt: da dieses dann mit dem Könige das Gesetz giebt, so ist es so unfrei wie jedes andere.

So stand das Reich der vollkommensten Democratie da, welche gedacht werden kann: das Volk allein waltet und regieret, und jeder Unterschied, der durch Intelligenz, Stand und Reichthum unter den Menschen gebildet wird, ist hier nicht vorhanden, die Zahl und die Masse entscheidet und ihr Wille ist das höchste, unverletzbare Heiligthum. Hebt man in Gedanken

*) Du contrat Soccal III. VI.

die europäische Staatenwelt auf und setzt das democratische Reich an ihre Stelle, so fühlt man sich rettungslos in des intelligenzlosen Haufens Macht gegeben und auf die arme und sicher täuschende Hoffnung gewiesen, daß mit einem Schlage der Geist der Vernunft, der Mäßigung, der Leidenschaftslosigkeit, der edelmüthigen Aufopferung, der Selbstverläugnung, der freiwilligen Anerkennung der Macht der Intelligenz und der Tugend sich in diesem Haufen niederlassen würde, im anderen Falle aber unbedingt der Tyrannei des allgemeinen Willens verfallen, der sich selbst das höchste und alleinige Gesetz ist, gegen die nothwendigste und unbedingteste Unterwerfung der Prediger der Democratie selbst verkündet, auch wenn es falle, daß er das Böse wolle, gegen den ein Weigern, Protestiren und Berufen auf ein Gesetz der Natur, des inneren Pflichtgefühles, der Selbsterhaltung gar nicht gedacht werden kann, weil es den Staat sogleich auflösen kann. Eine reine Souverainetät des Volkes ist schon an sich selbst ein Ungedanke; denn es wäre in diesem Falle gar kein Gegenstand mehr vorhanden, über den die Souverainetät Statt finden könnte, sie wird aber dadurch offenbar practisch zum Undinge, weil der bei weitem größte Theil der Menschen gar nicht fähig ist, in Staatsangelegenheiten einen eigenen Willen zu haben, weshalb er nothwendig, wo er in einem solchen democratischen Staate nun doch genöthiget, sich irgendwie auszusprechen, irgend einen anderen Willen, der in Selbsttäuschung höchstens für den eigenen gehalten werden könnte, als Gesetz aufstellt, so daß der angebliche Wille Aller immer nichts weniger wäre, als der allgemeine Wille. Es fehlt ihm immer und muß ihm immer ein sicheres Organ fehlen, und es käme, um Menschenglück zu entscheiden, darauf an, ob immer die Tugend und die Weisheit, oder das geschäftigere Laster und die stolzere Thorheit sich desselben zu bemächtigen verständen.

Zwar ist richtig, daß Rousseau nirgends sagt, es solle seine ideale Democratie in Frankreich oder irgend anderswo eingeführt werden; aber man darf ihm das schwerlich zum Verdienste machen. Denn indem er mit allen Mitteln der Sophistik und der schmeichlerischen Beredtsamkeit, diesen seinen democratischen Staat als den einzigen hinstellt, der einen rechtlichen Grund habe, der vernunft- und naturgemäß sei, indem er jeden andern als ein verkrüppeltes Unding, oder als eine nur auf dem rohen Rechte der

Gewalt ruhende Schöpfung betrachtet, welchen zu brechen der Unterworfenen jeder das unbezweifelte Naturrecht, ja die heilige Verpflichtung, wolle er ein Mensch und nicht ein Sclave sein, habe, ist ja die Aufforderung, die alten Staaten zu vernichten und diese Democratie allerwärts einzuführen, indirect zwar, doch deutlich genug vorhanden. Darum frug auch Mercier bald darauf: warum sollte denn Frankreich keine Democratie sein?

Damals hatte noch keine Erfahrung über Möglichkeit und Unmöglichkeit der Einführung eines solchen Systemes auf dem Boden Europas entschieden, und nur der kühleren und tieferen Betrachtung war möglich, zu sehen, daß es, ein kühnes Phantasienbild, haltlos in den Lüften schwebe. Die Menge, und das war wiederum in Frankreich der Fall, da hier unter den mittleren Ständen die meiste Bildung verbreitet, und in französischer Sprache die neue Weisheit zu Tage gefördert worden war, hing sich an die Zauberformeln der Volkssouverainetät, der Freiheit, der Gleichheit, die in Rousseaus Schrift unaufhörlich wiederkehrten. Diese, wie Ahnungen und Vorboten eines seligen Naturstandes, mit dem Gefühle erfaßten, aber mit dem Verstande nicht begriffenen Formeln, haben, so weit es überhaupt eine herrschende Meinung vermag, die immer eines Stützpunctes in dem Gange der äußeren Angelegenheiten bedarf, um in das Leben zu gelangen und sich geltend zu machen, weit mehr, als das ganze System auf die französische Revolution eingewirkt. Denn die französische Republik selbst hätte Rousseau, da sie die Gesetzgebung unbedingt in die Hände von Volksrepräsentanten legte, als unnatürlichen Auswuchs des allein seligmachenden Reiches der reinen Democratie verdammt. Volkssouverainetät, Freiheit und Gleichheit, eine Democratie mit der Monarchie, beschränkt auf den Besitz der Vollziehungsgewalt, wurden die Evangelien des gebildeten Bürgerstandes in Frankreich besonders, wie die Kammer des Adels über der Kammer der Gemeinen und dem Könige die Evangelien eines großen Theiles des Adels. Finstere Boten aber kamen zeitig, die unselige Richtung zu verkünden, welche der Geist der Democratie nehmen würde, ob sie auch vor der Hand nur, wie das Ganze, in der Schrift erschienen; Raynal forderte auf, die Könige zu vernichten, Diderot wollte mit Feuer und Schwert die ersten Stände der menschlichen Gesellschaft ausgetilgt wissen, damit es

schneller komme das selige Reich der Freiheit und der Gleichheit. Und Niemand, oder Wenige nur, schienen daran zu denken, daß es nöthig sei, die Menschen erst zu Engeln alle umzubilden, ehe man den Satz hinaus rufe in alle Welt: der Wille der Masse und der Zahl ist allein ein Recht und allein ein Gesetz.

Während aber bei einem Theile, wenigstens derer, die unten am Fuße des Thrones standen, solche Ansichten über das Leben des Staates sich gebildet hatten, war noch ein anderer Geist emporgewachsen, der, wenn er zur That gelangen und sich geltend zu machen vermochte, tief das Innere und das heiligste Innere der europäischen Völkerwelt zerstören mußte. Als die neuen Ideen über den Staat stürmisch die Fesseln durchbrochen, welche sie früher gebunden gehalten hatten in dem Lande der Gedanken, da ist auch dieser Geist zu ihnen getreten, und hat kräftig und unheilvoll mit an der Zerstörung des Lebens gearbeitet. Aber wenn sie so einige Zeit als Bundesgenossen handelten, wenn sie der flüchtigen Betrachtung innig zusammengehörend und zusammengewoben erschienen, so war doch ihre Verbindung nur zufällig und in keiner inneren Nothwendigkeit begründet. Die Grundlage des europäischen Völkerlebens, durch welche es seine moralische Schönheit, Würde und Reinheit erhalten, wird durch das Christenthum gegeben. Dasselbe war nicht, als das Römer-Reich des Westens durch die Germanen zerbrochen ward, wie das Staatsleben als etwas fast durchaus Neues und Eigenthümliches durch die Macht vielverschlungener Verhältniße bei ihnen aufgestiegen, sondern aus dem Römer-Reiche zu ihnen, ein auch in seinen äußeren Formen und Gestaltungen fast schon ausgebauetes Werk, gekommen. Schon unter den Römern hatte dieses Christenthum seine reine geistige Natur zum Theil verloren, und viele Zusätze waren aus Menschenirrthum mit ihm in Verbindung gesetzt worden, in denen ein furchtbarer Keim zur Ueberwältigung jener reingeistigen Natur in den Gemüthern der Menschen lag.

In jenen düsteren Jahrhunderten aber, die auf den Fall des Römer-Reiches im Westen folgten, in denen das, Menschenwerth verkennende und Menschenglück zertrümmernde, Lehnswesen vom finster waltenden Geschicke aufgebauet ward, in jenen Jahrhunderten, die nur eine ungeheure Kette von blutigen Greueln, von wilder Zerstörung und zulezt von ordnungslosen Freiheiten Weniger, auf der Knechtschaft von Millionen errichtet, darboten,

ging, noch nicht wie heute durch wohlthätige Erfindung verallgemeinert und vor jedem abermaligen Untergange bewahrt, die Wissenschaft unter sammt ihrer Schwester, der Kunst, unter dem rohen Getöse der Ereigniße der Zeit. Und Jahrhunderte brauchte sie später, um wieder emporzuglänzen aus der finsteren Nacht. Die Erhaltung aber der Kenntniß des wahren inneren Gehaltes des Christenthumes hing damals weit inniger noch, als jezt, mit der Erhaltung der Wissenschaft zusammen; denn es lag ja die Lehre in Schriften, die in fremden, nur den Gelehrten zugänglichen Sprachen geschrieben waren. Die Sprachen des neueren Europas lagen noch in ihrer Bildung; sie waren in barbarischen, ungeschlachteten Formen wohl im gemeinen Leben vorhanden; aber in so rohen Idiomen zu schreiben, wagte lange Niemand. Die Wissenschaft aber verschwand, und selbst die, welche sich Gelehrte nannten, oder welche Amt und Pflicht zu Erforschung fremder oder abgestorbener Sprachen hätten anhalten sollen, kannten sie nicht mehr. Daher verschwand die Kenntniß des wahren, inneren Gehaltes des Christenthumes unter denen selbst, welche die Lehrer des Volkes sein sollten: darum kannte Jahrhunderte lang kaum einer oder der andere dieselbe noch in ihrem Vollgehalte, und einsam und verlassen stand er mit dieser Kenntniß in einer fremden, ihn nicht fassenden und verstehenden Umgebung. Denn während die Kenntniß der Lehre unter den Menschen verschwand, hatte, wozu in dem Reiche der Römer schon der Grund gelegt worden, eine äußere Form und Gestaltung dieses Christenthums sich ausgebildet, welche theils überflüßig und zwecklos, theils selbst dem Geiste und den Anforderungen desselben offenbar widersprach. Und Lehren und Zusätze, die im geraden Widerstreite mit ihm waren, die aus dem fremden und feindlichen Gebiete selbst des Heidenthumes herübergezogen worden waren, erfüllten die Gemüther, welche erleuchtet werden sollten von der ewigen Wahrheit. So war der Dienst der Bilder, der Heiligen und ihrer Reliquien, der Glaube an eine wunderbare Vermittelung ehrwürdiger Männer und Frauen der Vorzeit zwischen Gott und den Menschen von unwissenden und schlauen Priestern einem unwissenden Volke durch Tausende von Legenden und Wundern beglaubiget, so auch der Glaube an die Heiligkeit eines nur beschaulichen Lebens, so der Glaube an die Heiligkeit des ehelosen Standes emporgekommen. Und der einfache Tempel des

Christenthumes war zu einem bildererfüllten Prunksaale geworden, in dem die Sinne sich verwirrten, und in dem dem Evangelio, welches diese Dinge entweder nicht kannte, oder sie stillschweigend und ausdrücklich verdammte, kein Platz gegeben werden konnte, auch wenn die Kenntniß desselben noch vorhanden gewesen sein sollte in großer Allgemeinheit. Jahrhunderte waren über dieser Umbildung des Christenthumes, oder vielmehr über der Aufführung eines fremdartigen Neubaues neben und zum Theil auf den Trümmern desselben verlaufen, und sie war nicht allein durch die finstere Unwissenheit des Mittelalters möglich geworden, sondern es hatte auch zu ihr gewaltsam fast der Strom der Ereignisse getragen. Denn die rohen Nationen, welche vom Anfange der Zeit, die das neuere Völkerleben Europas gestaltete, für das Christenthum gewonnen werden mußten, sie waren kaum allein zu gewinnen durch die reine Lehre und eines starken Reizes bedurften die rohen Gemüther, eines die Sinne lockenden und blendenden Glanzes, einer Verkörperung gleichsam des Glaubensgehaltes, wenn sie zu demselben gezogen werden sollten. Das Gewebe aber, welches um das Christenthum gezogen worden, hatte in dem Laufe der Zeit solche Festigkeit und Stärke gewonnen, daß es von dem Lichte des Geistes, das am Ausgange des Mittelalters besonders die Völker germanischen Stammes wieder zu erleuchten und zu erwärmen begann, nicht allenthalben durchleuchtet und aufgezehrt werden konnte. Denn es ward festgehalten von einer mächtigen und einflußreichen Priesterschaft, welche die Anfänge ihres Bestehens in der christlichen Welt auch der Einimpfung fremdartiger, jüdischer Ideen in dieselbe verdankte, und welche dann von den Ereignißen und von den Zuständen der Zeit so kräftig emporgetragen worden war, daß ihre Häupter in fürstlicher Pracht und Herrlichkeit dastanden, was der Mensch zu glauben und zu thun habe und was nicht, gebietend im Namen des Meisters und Herrn, der auf ihrer Genossenschaft ruhe und durch den Mund derselben zu den Menschen rede. Der untere Kreis dieser Hierarchie ward von den Bischöfen und Erzbischöfen gebildet, von denen bemerkt worden ist, wie sie zur Zeit der Herrschaft des Adels in der germanischen Völkerwelt zu demselben getreten und mit dem weltlichen Schwerte das geistliche vereinigend eine dem Königthume furchtbare Macht gebildet und eine noch furchtbarere geschaffen haben würden, wenn

nicht die Einführung des Cölibats der Priester gehindert, daß wie der Adel so auch das Hochpriesterthum, zur Erbwürde geworden. Die weltliche Macht aber hatte dieses Hochpriesterthum zugleich mit dem Adel an das Königthum übergeben müßen, und die geistliche war schon im Laufe des Mittelalters dem höhern Kreise der Hierarchie, dem Papstthume, untergeordnet worden. Denn die Bischöfe zu Rom hatten ein höchst schwieriges Werk durch consequentes Streben und Schlauheit, wobei das Bedürfniß des in der Anarchie des Mittelalters schwankenden Schiffes der Kirche ein mächtiges, gegen Rohheit und Raubsucht des Adels schützendes Haupt zu besitzen, trefflich ihnen zu Hülfe kam, bald glücklich zum Ausgange zu führen verstanden, das Werk, den Bischöfen und Erzbischöfen den Glauben zu entwinden, daß auf ihrer Genossenschaft der Geist des Herrn ruhe und sie leite, daß ihre Würde und Hoheit von Gott stamme, und ihnen dagegen den andern aufzudringen, daß der Stuhl in Rom ein Höherer über ihnen Allen sei und von Gott zur Leitung untertergeordneter Gewalten eingesezt, daß die Kirche Christi auf dem Bischofsstuhle von Rom ruhe. Und es war das noch schwerere Werk, diesen Glauben in das Leben und in die That zu führen, und wahrer, allein regierender Herr der gesammten Kirche des Abendlandes zu werden, mit nicht minderem Erfolge hinausgeführt worden. Wie aber die Bischöfe und Erzbischöfe, die in der lezten Zeit des Mittelalters nur noch eine vom römischen Stuhle ausgehende geistliche Gewalt übten, die weltliche den Königen und den Fürsten hatten überantworten müßen, so hatte auch dieser römische Stuhl selbst die kühnen Ansprüche, die er einst auch auf weltliche Macht aufgestellt und zum Theil hinauszuführen verstanden, vor derselben Königsgewalt zwar nicht förmlich aufgeben, aber doch der Hoffnung entsagen müßen, die einst aufgestellten und zuweilen mit Glück behaupteten Grundsätze, daß alle menschliche Creatur nach göttlicher Bestimmung dem römischen Bischofe unterworfen sei, jemals wieder in Ausübung bringen zu können. Denn seitdem die Monarchien fest gegründet und dem stolzen Adel das Haupt gebeugt worden war unter das Königthum, konnten die Bannstrahlen Roms, durch die einst Kaiser und Könige in die Niedrigkeit geworfen worden waren, kein Schwert mehr finden, das dem Donnerworte seine Hülfe gab und es in Vollziehung setzte. Beide Theile der Hierarchie

aber hielten, als das Licht der Wissenschaften wieder über Europa aufzuleuchten begann, fest an Allem, was in der finsteren Zeit zu dem Christenthume getreten oder an seine Stelle gekommen war. Denn es brach ja, wurde das Christenthum rein wieder dargestellt in der Welt, ihre eigene Macht zusammen, und gefährlich mußte es scheinen, einen Stein auch nur zu nehmen von dem Gebäude, weil dann dem hinweggenommenen andere nachrollen und das Ganze darnieder ziehen konnten. Als daher ein Theil der christlichen Welt doch in der großen Bewegung der Geister des sechszehnten Jahrhunderts, durch die Reformation der Kirche, zum Urchristenthume zurück strebte nnd Alles in ihr hinweggenommen ward, was fremdartiger Auswuchs schien, da glaubte die katholische Kirche oder die vielmehr sich repräsentirende Hochpriesterschaft, sich fortan nur halten und behaupten zu können, wenn sie alles Alte um desto strenger behaupte, je lauter die Neuerer des Glaubens ihre Stimme gegen dasselbe erhoben, wenn sie eine eherne Mauer um sich zöge, an der jeglicher Versuch zu Neuerungen scheitere. Und auf der großen allgemeinen Synode der Bischöfe und Lehrer der katholischen Kirche zu Trident wurden außer andern, die damals in dem Streite mit der neu entstandenen evangelischen Kirche von besonderer Wichtigkeit waren, die Lehren vom Fegefeuer, von der Anrufung der Heiligen und der Reliquien, von den Bildern, von der Messe, vom Cölibat, von der Heiligkeit des Priesterstandes unabänderlich festgesetzt. Die Form der katholischen Kirche, die untrüglich ist, ist seitdem besonders vollkommen identisch mit dem Wesen *). Es kann nichts aus dem großen Ganzen herausgenommen werden; denn es ist das Eine so heilig, als das Andere. Die Kirche mit allen den Dingen, die nun einmal sanctionirt und angenommen sind, ist Gottes Wort und Gottes Wort ist die katholische Kirche. Es ist schon früher bemerkbar gemacht worden, daß diese katholische Kirche durch solchen Aufbau in einen wesentlichen Nachtheil gerathen ist, indem es sehr leicht geschehen kann, daß in den Gemüthern Zweifel an den Dingen sich bilden, die sie für göttlich, für unabänderlich erklärt, die sie in einem innigen, unauflösbaren Zusammenhange mit den heiligsten und jeglichem, der ein Christ ist, unverbrüchlichen Wahrheiten des Glaubens aufge-

*) Marheineke: System des Katholicismus II. pag. 7.

stellt hat, und daß die Zweifel von da auch überschreiten zu andern, im Geiste des Christenthumes selbst liegenden Dingen, eben weil von der Kirche selbst Alles als ein großes, zusammengehörendes Ganzes betrachtet und den Gläubigen vor die Augen gestellt wird.

Im achtzehnten Jahrhundert aber war in den meisten katholischen Ländern der Stand der Dinge unter dem Volke noch wie er im Mittelalter gewesen: auf den Knien noch lag das Volk vor den heiligen Bildern, brünstig rief es noch zu den Heiligen, küßte gläubig die Reliquien und glaubte noch die Wunder und die Legenden, von denen die Priester und Mönche einen unerschöpflichen Schatz besaßen, den unter dem Volke sie zu verbreiten eifriger und erfinderischer waren, als selbst vor der Reformation. Denn der Orden der Jesuiten, in dem Jahrhunderte der Reformation der Kirche zur Bekämpfung des Protestantismus und des Evangelii gebildet, hatte eifrig, wohl unterstützt von andern Mönchsorden, an der Verfinsterung des Volkes gearbeitet. In die Hände dieses Ordens hatten die katholischen Fürsten willig eine ungeheuere Macht gelegt; denn er lehrte den Protestantismus als den Vorläufer auch politischer Revolutionen betrachten, und stellte sich als besten Verfechter der Throne auf, indem er diesen bekämpfe. Freilich hat die Geschichte die Prophezeihung der Jesuiten und der ihnen Befreundeten fast allenthalben Lügen gestraft, zumal in der Neuzeit, der Periode der schnell auf einander folgenden Staatsumwälzungen; denn sie haben fast insgesammt nur in dem Schooße katholischer Völker und Staaten sich gezeigt. Aber die Vermuthung lag doch nahe genug, daß die religiöse Freiheit auch die bürgerliche und politische wolle; und sie wollte sie auch und will sie noch heute, nur hält der sanfte Geist des Evangelii seine Bekenner zurück vom wilden Toben und lehrt sie mit ruhiger Mäßigung da verfahren, wo Völker, die mit dunkeln Phantasienbildern, nicht mit klarer, das Herz erleuchtender und mildernder Lehre auferzogen worden, schnell vom schweigenden und blinden Gehorsam zum andern Extrem leicht schreiten mögen. In die Hände dieses Ordens war darum, damit sie die Geister bänden für die Zukunft, in vielen katholischen Ländern die Erziehung der Jugend gelegt worden, und ihnen und andern, in gleichem Geiste arbeitenden Orden, war es gelungen, ein Volk zu bilden, dessen religiöser Zustand großen-

theils erbärmlich war, das mit dem blindesten Glauben noch an den Heiligen, den Bildern und den Reliquien hing, und den Dienst des Wahren darüber vergeßen zu haben schien. So namentlich in Frankreich *), wo nun bald dasselbe Volk, das bis jezt Alles willig aus den Händen der Priester hinweggenommen, als es sich enttäuscht glaubte, und die Fesseln des Wahnes gesunken, sie schonungslos mordete. Unter den höheren und mittleren Ständen war im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Bildung gestiegen mit reißender Schnelle, und es ward durch sie in katholischen Staaten ein Widerstreit zwischen dem Stande der Bildung dieser Klassen der Gesellschaft und dem Stande der religiösen Angelegenheiten herbeigeführt, der leicht zu einer furchtbaren Explosion führen konnte. Mit Unwillen mußte ja der nur einigermaßen Gebildete sich abwenden von dieser Art der Gottesverehrung, und nun hatte die katholische Kirche es fast sich selbst zuzuschreiben, wenn die Angriffe sich gegen ihre Form und ihr Wesen zugleich richteten. Nimmt sie selbst allerdings die Wunder, Legenden und Heiligengeschichten, die sich in irgend einem vertrockneten Mönchsgehirn ausbilden mögen, nicht auf, und hat sie auch selbst Dinge, die nur zur Disciplin gehören, für Aeußerlichkeiten erklärt, die nach Umständen hinzugethan und hinweggenommen werden könnten, so stand sie doch im Ganzen genommen, troz einzelnen Versuchen katholischer Bischöfe, Volksbildung und beßere Kenntniß der Religion zu verbreiten, so stand doch besonders ihr anerkanntes Haupt, der römische Stuhl, als Beschützerin und Erhalterin des ganzen Kirchenthumes mit seinen Messen, seinen Ceremonien, seinen Bildern, Reliquien und Legenden da. Versuchte man doch in Rom selbst noch, zur Zeit der französischen Staatsumwälzung den Bettler Labré zum Heiligen der Kirche zu machen, zeigte man doch in diesem Sitze des katholischen Glaubens jeder Beßerung und Neuerung sich durchaus abhold; und glaubte man dort nicht immer noch, nur in strenger Behauptung des Alten und des Gewordenen liege die Rettung vor dem Geiste der Neuzeit?

Aber es schien, troz dem tiefen und festen Glauben des eigentlichen Volkes an das Kirchenthum mit seinem ganzen bilderreichen Wesen, doch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts

*) Plank: Neueste Religionsgeschichte I. pag. 42.

dasselbe in seinen Grundfesten angegriffen und in ihnen erschüttert zu werden. Als Haupt, Spitze und wahrhafter Halt dieses Kirchenthumes muß das römische Pabstthum gelten, und schwerlich wird die katholische Kirche in den Formen fortbestehen, die sie jezt hat, wird dieses hinweggenommen, und die Einheit wird verloren gehen mit der einigenden Kraft; die Spaltung aber wird von einer Reform zur anderen führen. Es lag schon in der Art und Weise der Entstehung dieses Pabstthumes, daß seine Macht niemals auf ganz sicheren Basen stand. Immer stand neben den Lehrern dieser Kirche, welche sie ganz und mit all ihrer Gewalt in dem römischen Stuhle fanden, eine andere mächtige Partei, die Episcopalisten, welche lehrten, daß nicht auf dem Pabste allein, sondern auf den Bischöfen allen, als den wahren Nachfolgern der Aposteln, die Kirche Christi gegründet sei *). Und selbst auf dem Concile zu Trident war es nicht gelungen, obwohl es unter der Leitung apostolischer Legaten stand, die Lehre vom Supremat und von der Unfehlbarkeit des römischen Stuhles förmlich mit als Artikel des Glaubens sanctionirt zu sehen. Und sie hatte nur in den großen römischen Katechismus gebracht und durch diesen und andere Mittel tief dem Glauben der katholischen Völker eingegraben werden können. Dabei hatte der Orden der Jesuiten mächtig nachgeholfen, der am lautesten und am beharrlichsten, nicht allein die Lehre vom Supremat des römischen Stuhles über die gesammte Kirche und seiner Unfehlbarkeit, sondern auch die fast verschollene und in der Praxis ungültig gewordene von seiner Herrschaft über die Welt, verkündete. In jesuitischen Schriften war der römische Bischof noch immer der rechtmäßige Herr aller menschlichen Creatur. Der Orden hatte zwar sich selbst wohl gehütet, sich in die strenge Abhängigkeit vom römischen Stuhle zu stellen, welche er Anderen predigte. Aber er suchte doch sonst diese Lehre aufrecht zu halten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, wissend und fühlend, daß von dem ganzen Baue der katholischen Kirchen, wie er geschichtlich geworden, auch nicht ein Stein würde hinweggenommen werden können, ohne daß andere folgten und der Bau zertrümmert werde, am wenigsten aber der Schlußstein. Dieser Orden mit seinem weitgreifenden Einfluß, er war nicht mehr.

*) Marheineke: System des Katholicismus II. pag. 334.

Weil er Königsmord geprediget, auch wohl die Hände zu demselben geboten und sonst die Macht der Könige frech zu durchschneiden gedacht, hatte er von dem römischen Stuhle aufgehoben werden müßen (Jahr 1773). Sein Fall war das Triumphgeschrei der zahlreichen Gegner innerhalb und außerhalb der kathoschen Kirche. Da die Kardinäle der römischen Kirche es eben nicht gut verstanden, das Haupt der Hierarchie zu verfechten, so war der Untergang eines gelehrten Ordens, der einen guten Theil seiner Wissenschaft und seines Einflußes für den römischen Stuhl aufgewendet hatte, höchst bedenklich.

Der Zerfall aber des Ordens der Jesuiten war eine um so bedenklichere Erscheinung, als gleichzeitig das römische Pabstthum von mehreren Seiten her auf das Heftigste angegriffen ward in dem Schooße der katholischen Kirche selbst. Das geschah zuerst von den Bischöfen derselben selbst, welche lauter als je behaupteten, daß wenigstens neben dem römischen Stuhle auch die übrigen Bischöfe insgesammt, als der Apostel Nachfolger, zur Regierung der Kirche berufen wären; durch welchen Satz dann nothwendig die Alleinregierung der Kirche durch das Pontificat sich in ein bloßes Obsichtsrecht verwandeln, das bei dem herrschenden Geiste der Zeit und der Regierungen kirchliche Verbeßerungen zu beginnen und den Staat in volle Unabhängigkeit vom Kirchenregimente zu setzen, nicht für kräftig genug erachtet werden zu verhindern, daß nicht ein Stein hinweggenommen werde nach dem andern, wovon, wie gleich bemerklich gemacht werden wird, schon die bedenklichsten Vorboten vorhanden waren. Der fromme Johann Nicolaus von Hontheim', Weihbischof zu Trier, schrieb unter dem Namen Febronius ein gelehrtes Werk, in welchem er mit einer Klarheit, wie es noch von Niemanden geschehen, bewieß, wie der römische Stuhl zu dem alleinigen Supremat gekommen, wie in der Urkirche die Bischöfe und die Concilien, durch göttliche Einsetzung bestehend, die oberste Regierung derselben gehabt, und wie die Rechte des römischen Primats zurück zuführen wären auf die ursprünglichen und wesentlichen, die man ihm gegeben, um die Einheit der Kirche zu erhalten. Zwar gelang dem römischen Bischofe, den ehrwürdigen und frommen Hontheim zum Widerrufe zu bringen. Aber die Grundsätze, die er wieder in das Leben gerufen, blieben unverloren. Die Erzbischöfe des deutschen Reiches, von Mainz, Trier, Köln und

Salzburg stellten sie auf dem Emser Kongreß wiederum auf, und versuchten die Unabhängigkeit der deutsch-katholischen Kirche vom römischen Pontificat zu gewinnen. Doch scheiterte auch dieser Angriff auf den römischen Stuhl, und die Erzbischöfe sahen sich genöthiget, sich wieder auszusöhnen mit dem Papste Pius dem Sechsten. Denn ihr Angriff war nicht unterstützt worden von den Bischöfen des deutschen Reiches, und das mächtige Gefühl, auf kaum beßerem Grunde, als die Lehre vom Supremat des römischen Stuhles, ruhe die Göttlichkeit der bischöflichen Würde; dem einen Steine werde der andere folgen, und es dürfe unter dem Volke die Heiligkeit und der Glaube an das ganze Gebäude nicht wankend gemacht werden auf einem Puncte von der Kirche selbst, da es so vielfach schon schwanke, hatte gewaltig für dieses Pontificat gearbeitet. Und in der That schwankte sie vielfach im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts diese Kirche, angegriffen hier in einzelnen Puncten, dort in ihrer Ganzheit, was bei dem engen, geschichtlich gewordenen Zusammenhange des Ganzen fast gleich furchtbar war.

Heftige Angriffe erfuhr zunächst das Pontificat von der Fürstengewalt. In katholischen Ländern bestand neben dieser in geistlichen Dingen, deren Grenzlinie von den weltlichen aber wenig genau in früheren Jahrhunderten gezogen worden, noch die concurrirende des römischen Stuhles. Die Fürstengewalt aber wollte von ihm, so wenig, als von irgend etwas Anderem, gehindert sein in dem Streben, selbstherrlich allenthalben zu schalten und zu walten. In diesem Geiste ward in der Praxis die Gewalt des römischen Stuhles in mehreren katholischen Ländern unter die Fürstenmacht gestellt, und der Grundsatz angenommen, daß die apostolischen Bullen nicht gültig sein könnten, wenn sie nicht die königliche Bestätigung erhalten (**placitum regium**). Ja es fühlte sich die Königsmacht bis zu dem Grade erstarkt, daß sie selbst Anordnungen traf, die immer als in das Gebiet des Kirchenfürsten gehörig betrachtet worden waren, und sich dann höchstens herabließ, die apostolische Konfirmation einzuholen. Am kühnsten geschah dieses von Kaiser Joseph dem Zweiten und seinem Bruder Leopold, Grosherzoge von Toscana. Und dem römischen Stuhle, der seit langem schon eigentlich hülflos dastand gegen die Fürstenmacht, blieb nichts anderes übrig, als zu klagen über den Jammer der Kirche, die in Rom immer für

identisch mit dem Pontificat betrachtet ward, und froh zu sein, daß die Fürsten die gesetzgebende Gewalt des Pabstthumes dadurch noch anerkannten, daß sie um Bestätigung baten, und wenn sie, wie im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch mehrere Concordate geschah, demselben noch einen Theil von den reichen Einkünften der Kirche, die es einst allein gezogen, zufließen ließ. Aber unbedeutend war das Behauptete, wenn Rom erwog, daß es nur in dem guten Willen der Königsmacht lag, wie lange man dem heiligen Stuhle noch einen Antheil an dem Kirchenregimente und den Kircheneinkünften gestatten wolle. Doch die Angriffe auf das römische Pontificat, zumal da sie von katholischen Fürsten selbst nur bis zu einem gewißen Puncte geführt worden, da dadurch in der Theorie mindestens das Supremat desselben über die Kirche unverletzt blieb, waren von minderer Wichtigkeit, als andere bedenkliche Zeichen der Zeit, die insgesammt mittelbar oder unmittelbar darauf hinarbeiten zu wollen schienen, das Gebäude der katholischen Kirche, wie sie jezt vorhanden war, zu unterhölen. In katholischen Ländern ruhete ein guter Theil des Landes und des Gutes, das in protestantischen für das Leben werkthätig war, noch in der todten Hand der Kirche, und die große Masse des Volkes lag in einem vom Mönchsgeiste großgezogenen Stumpfsinne gefangen, der jene freie geistige Entwickelung hemmte, welche unter evangelischen Christen Betriebsamkeit, Wohlleben und Reichthum der Völker erzeugt, die natürlich auch wiederum Macht und Reichthum der Staaten und der Herrscher waren. Auch katholische Fürsten wollten nicht zurückbleiben; alle vorhandenen Mittel und Kräfte im Staate sollten auch für das Erblühen desselben thätig sein und das Leben fördern. Daher bei vielen katholischen Regierungen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, und je weiter dasselbe verläuft, um so eifrigere Bestrebungen, das Gut der Kirche zur Mitleidenheit an den Lasten des Staates zu ziehen, denen es sich bis jezt zum Theil zu entziehen gewußt, die übermäßige Anzahl der Klöster einzuschränken und ihr Gut zu Staatszwecken zu verwenden, Aufklärung und beßere religiöse Kenntniß unter den niederen Volksclassen zu verbreiten. Am eifrigsten war in diesen Bestrebungen wiederum Kaiser Joseph der Zweite. Aber eben so eifrig auch Angstruf des römischen Stuhles und des bei weitem größten Theiles der Bischöfe der katholischen Welt, der Kirche

drohe Untergang, gegen die ehrwürdigsten und heiligsten Institute frevle die weltliche Macht. Gegen Kaiser Joseph den Zweiten steigerte sich die Wuth der Bischöfe und der von ihnen geleiteten streng altgläubigen Partei bis zu Anforderungen an das Volk zum Aufstande, zulezt zum Aufstande selbst. Nun ward zwar durch die sogenannten Neuerungen allerdings die katholische Kirche an sich selbst nicht angegriffen, indem sie mit der Lehre gar nicht zusammentrafen, indem sie nur die Dinge hinwegräumen sollten, die erst allmälig in die Disciplin der Kirche gekommen waren. Aber zwischen dem Gebäude der Lehre und des Glaubens, wie es sich in dem Schooße derselben gebildet hat und zwischen jenen Dingen, war und ist ein inniger Zusammenhang, und es wird selbst durch das, was wider die Schlüße allgemeiner Concilien in die Kirche gekommen ist, das Lehr- und Glaubenssystem aufrecht erhalten. Die katholischen Bischöfe hatten daher in ihrem Sinne und Geiste ganz recht, wenn sie gegen jene Neuerungen riefen; denn soll die Kirche bleiben, wie sie nun einmal geworden, so darf durchaus nichts verrückt werden; nicht die Hierarchie des Pabstes und der Bischöfe, nicht der Dienst der Bilder und der Heiligen, nicht das Mönchthum, weil dadurch nothwendig auch der Weg zum Untergange des Priesterthumes und der Vorstellungen von einer einigen, heiligen, unverletzlichen und untrüglichen Kirche folgen muß. Die katholische Kirche kann niemals weder eine volle Aufklärung unter dem Volke, noch einen von der Fürstenmacht kommenden Reformationsgeist dulden. Wie die Verbeßerungen in bürgerlichen Angelegenheiten rückgängig gemacht worden sind durch die französische Revolution, so sind auch die kirchlichen zum Stillstand gebracht worden, als sie mit der Feindschaft gegen das Christenthum sich verband. Nicht minder beunruhigend aber war das von einem Ende Europens tönende Geschrei nach Toleranz, die Aufnahme, welche es fand, und die Resultate, welche es hervorbrachte; hier wurden Inquisitionen aufgehoben, dort die Protestanten wieder in den Besitz der ihnen in verfolgungssüchtigen Zeiten entzogenen bürgerlichen Gerechtsamen gesetzt. Zwar war, was im Leben erschien, allerdings vor der Hand noch wenig Bedenken erregend; denn es endete nur der wilde Verfolgungsgeist gegen Andersgläubige; es war aber viel Bedenken erregend, was das Rufen nach Toleranz in der Ferne zeigte. Die katholische Kirche kann überhaupt, so

lange sie ist, wie sie ist, dem Grundsatze einer allgemeinen Toleranz in Glaubenssachen nicht huldigen. Sie hat sich für unfehlbar erklärt, und dadurch ist nothwendig herbeigeführt, daß ihre Stellung gegen Alle, die außerhalb ihr sind, feindlich ist: sie sind Irrende, die genöthiget werden müßen, hereinzutreten in den Schooß der alleinseligmachenden Gemeine; denn es ist eine natürliche Pflicht dessen, der, was außer ihm selbst ist, für Irrthum und dem Verderben anheim gefallen erklärt, es zur Wahrheit zu führen. Bei den großen Mängeln aber, welche diese Kirche an sich trug und welche viele ihrer Häupter gewiß kannten, bei dem in denselben vorwaltenden Bewußtsein, nur Unaufgeklärtheit des Volkes halte dasselbe bei der Kirche fest, die Gebildeteren aber ein äußerer Zwang und eine Convenienz, mußte gewiß mit demselben Eifer, als einer wahren und vollständigen Aufklärung des Volkes von dem bei weitem größten Theile der Bischöfe entgegengearbeitet ward, auch gehindeet werden, daß die Fesseln nicht sprängen, welche die noch banden, die im Herzen schon eine andere Ueberzeugung trugen. Dazu aber ließen die Maßregeln, welche der Geist der Toleranz hervorrief, ob auch von ferne nur, den Anfang sehen. Der Anfang aber auch muß gefürchtet werden, weil er den Fortgang und die Entwickelung bedingt. Am allerbedenklichsten aber, und nicht für die katholische Kirche allein, sondern auch für die ganze christliche Welt, war der Geist, aus dem im achtzehnten Jahrhunderte der Ruf nach Toleranz entsprang. Dieser war bei sehr vielen nicht eine evangelische Ansicht vom Christenthume, sondern Gleichgültigkeit, ja Feindschaft gegen dasselbe. Ueberrascht steht der Beschauer der Welt vor diesem Geiste, der durch den Lauf dieses Jahrhunderts hindurch sich mit immer größerer Schärfe und Bestimmtheit, und größtentheils in dem Schooße der katholischen Welt ausbildet.

Zwar hatte es auch in früheren Zeiten fast nie an einzelnen Bekämpfern des Christenthumes gefehlt, aber mit Verwunderung sieht man mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine ganze Fluth von Schriftstellern sich gegen dasselbe erheben, um es mit einer Art von Wuth, von Fanatismus zu bekämpfen, und mit noch größerer Verwunderung sieht man den Eingang, den sie unter den höheren Ständen der Gesellschaft gewinnen. Diese Verwunderung aber lößt sich durch die Erwägung des ge-

waltigen Widerstreites, der zwischen dem Stande der Bildung der höheren Stände und dem Zustande der katholischen Kirche eingetreten war. Die Gewalt der Vernunft war zu mächtig geworden, als daß sie ihre Strahlen nicht nach allen Seiten hätte werfen, als daß sie nicht alle Schwächen, die in irgend einem Gegenstande vorhanden waren, hätte erspähen sollen. Wie viele solche Schwächen aber bot sie nicht dar, diese katholische Kirche! Hier Priester, mit fürstlicher Pracht einherschreitend, die Nachfolger und Diener der einfachen Apostel sein wollten und sein sollten, Männer, die, vermöge ihrer Stellung, Ansprüche machten auf eine halbe Heiligkeit, und die doch, mit seltenen, ehrenwerthen Ausnahmen, im Gewühle der Welt lebten, und kaum einem ihrer Genüße zu entsagen vermochten, und kaum von einer ihrer Leidenschaften nicht eben so bewegt wurden, wie die Kinder dieser Welt. Dort Formen und Ceremonien, welche Widerwillen erregten, dort Lehren, in denen die Vernunft sich nicht wieder fand, und welche um so mehr festgehalten wurden, je mehr der Sinn des Jahrhunderts gegen sie erwachte. Nun hatte aber die katholische Kirche ihre Form und ihr Wesen, das heißt den wahren Gehalt des Christenthumes, längst für identisch erklärt, sie durchdrang ihre Bekenner nicht, wie das evangelische Christenthum, mit der lauteren Wahrheit allein, sie durchdrang sie weit minder damit, weil sie dieselbe auch mit den Zusätzen erfüllte, die sie selbst geschaffen. Darin gewiß lag ein Grund, daß in so vielen der feindselige Sinn gegen ihre Aeußerlichkeiten sich verband mit der Feindschaft gegen das Christenthum selbst.

Französische Literatur war es auch hier wieder, die das Neue predigte, und auch in diesem Puncte war Frankreich wieder das Land, welches den neuen Geist am tiefsten eingesogen hatte. In Frankreich war die Religion schweigsam geworden, lange vor dem Ausbruche der Revolution; kaum daß noch ihre äußeren Formen nothdürftig beobachtet waren; in Frankreich besonders gehörte der Atheismus zum Ton der gelehrten und feinen Gesellschaften *). Vergebens war unter der langen Regie-

*) Soulavie, memoires historiques et politiques du regne de Louis XVI. l. pag. 207. l'exercice du culte était abandonné à la bourgeoise et au peuple. Dazu Memoires de Madame Hausset. pag. 22. und Memoires de Weber I. pag. 112. on ne pouvait plus appartenir à aucune societé savante sans avoir donné quelque gage de l'incredulité.

rung des funfzehnten Ludwigs versucht worden, dem wuchernden Unkraute des Aberglaubens durch Schriftverbote zu steuern, weder kräftige, noch lang anhaltende Maßregeln wurden ergriffen, da in der Regierung selbst oft eifrige Freunde der neuen Philosophie — wie man sie nannte — saßen, ein Theil des hohen Klerus selbst, im härtesten Widerspruche mit Amt und Pflicht, sich zu solchen Ansichten hinneigte *). Diese neue Lehre nun, welche bewieß, daß, wie Bacon gesagt, viel Philosophie die Gottheit tief erkennen und innig verehren, ein wenig nur sie mißverkennen laße, bekämpfte nicht allein das ganze äußere Gerüst der katholischen Kirche, nicht allein Wunderglauben, Heiligen- und Reliquiendienst, Meßopfer, Mönchswesen und Priesterthum, sie erhob sich auch zum dogmatischen Atheismus, der ein furchtbar Gefolge lebenzerstörender Lehren nach sich zog. Jede Religion ist ein Aberglaube und ein feiner Priestertrug, dessen eine mündig gewordene Menschheit sich als eines Restes mittelalterlicher Barbarei eilends zu entkleiden hat. Dem Christenthume vorzüglich, werden alle Uebel Schuld gegeben, welche das menschliche Geschlecht gedrückt haben. Die katholische Kirche wird zwar mit einigen besonderen Schmähreden gelästert, aber es versteht sich von selbst, daß das evangelische Christenthum ein nicht minder verhaßter Feind der neuthümlichen Philosophie ist. Wozu eine Religion, fahren die Philosophen fort, es giebt keine Gottheit, die Vernunft sei die alleinige Religion des Philosophen, das heißt, des Menschen, der die Kraft gehabt hat, sich aller Vorurtheile zu entschlagen, welche Priestertrug um das Leben geschlungen hat. Die Welt entstand nicht auf das Gebot einer höheren, göttlichen Natur, die schaffende und erhaltende Vernunft ruht in der Materie selbst. Die Seele des Menschen ist nicht unsterblich, die Begriffe von Tugend und Laster sind willkührlich ersonnene Dinge, ohne einen wahren inneren Gehalt: daher erkennt der Philosoph nur sein Vergnügen und sein Wohlbefinden als ein wahres Gesetz an **). Alles ward von der Partei der

*) Mem. de Weber. I. pag. 109. il n'y avait d'unité d'ensemble, de persévérance que dans la faction dite philosophique.

**) Oeuvres de Voltaire. du Marsais, Essai sur les préjugés: le vrai philosophe. d'Argens, philosophie du bon sens: lettres Juives. Helvetius, de l'esprit et de l'homme: système de la nature. Oeuvres de Freret. u. a. m.

Philosophen förmlich nach Plan und Berechnung in Bewegung gesetzt, um solchen stufenweise sich ausbildenden Lehren Raum in den Herzen und Gemüthern zu verschaffen; sie freueten sich, nicht einen Wahn zu zerstören, der zufällig durch Menschenwitz sich dem erhabenen Baue des Christenthumes angefügt hatte, nein, dasselbe, jeden Glauben an den Zusammenhang der Menschenwelt mit einer höheren Natur, den Glauben an diese höhere Natur selbst in den Gemüthern aufzuheben. Sie heben alle Religion auf, indem sie dem Menschen seine eigene Vernunft zum Gotte geben; denn es stand nun einem jeden frei, sich seine eigene zu bilden. Und sie, die Starkgläubigen, die Philosophen, hatten die schwache und lenkbare Menge bestimmt schon auf ein gräßliches Nichts gewiesen. Sie gaben jedem die Macht, seine eigene Moral sich zu schaffen, und auch hier zeichneten sie einen finstern Weg vor, indem sie die alte für durchaus verwerflich erklärten, indem sie auf eine neue und naturgemäßere hindeuteten, welcher keiner menschlichen Leidenschaft Zaum und Zügel anlegte.

Das Verdienst der Neuheit in allen ihren Theilen hatte nun diese als frischgefundene Weisheit dem Menschen vielfach angepriesene Lehre keinesweges, und selbst in den Jahrbunderten des Mittelalters schon war unter Bekennern des Korans der lebenzerstörende Satz verkündet worden, daß jede Religion und jede Handlung vollkommen gleichgültig sei. Aber die Philosophen Persiens und Arabiens waren noch verständig genug gewesen, ihn in den finstern Schleier eines Geheimnißes zu hüllen, der von Wenigen nur aufgehoben ward. So wenig aber die europäischen Staatsphilosophen erwogen zu haben schienen, daß ihre politischen Phantasienbilder nicht ohne den grimmigsten Kampf in das Leben treten könnten, so wenig sie gefühlt zu haben scheinen, daß, trotz einem solchen, das Reich der reinen Democratie auf dem Boden Europas unmöglich gedeihen, und nur zur wildesten Tyrannei führen würde, so wenig scheinen sie gefühlt zu haben, daß der ganze Vollgehalt ihrer stufenweise bis zur bezeichneten Ausdehnung ausgebildeten Moral, käme er in das Leben, dasselbe durchaus vernichten müße. Oder konnte es denn etwa zweifelhaft sein, daß, wenn die Menschheit jeder wohlthätigen Fessel des Lebens enthoben würde, wenn Vergnügen und Vortheil für jeden das lezte, vernunftgemäße Gesetz, wenn kein Glaube

an die Gottheit, an ein lohnendes und rächendes Jenseits den Dämon der Leidenschaft bändige, das cultivirte Europa binnen wenigen Geschlechtern nur noch mit Horden sich selbst zerstörender Kannibalen würde erfüllt sein? Oder wollte man etwa doch die neugefundene Weisheit den unteren Ständen der Gesellschaft entziehen, und für sie Religion und Moral als Gängelband der Unmündigkeit fortbestehen laßen? Nein: die neuthümliche Philosophie war wirklich minder umsichtig, als die Lehrer im Islam. Sie, welche das Christenthum und jede geoffenbarte Religion als das Werk täuschender, die freie Menschheit entwürdigender Priester schmähete, sie mied sorgfältig, daß ihr der Vorwurf gemacht werden könne, sie wolle irgend ein neues Gängelband einer unmündigen Menschheit schmieden, oder ein altes festhalten; sie verkündete mit vollem Munde Allen ihre ganze Weisheit. Jedes Mittel ward in Bewegung gesetzt, um besonders Frankreich mit Schriften zu überfluthen, in denen allen Ständen die neue Lehre mundgerecht dargestellt; es gab eigene Anstalten zu ihrer Ausbreitung, und im Nothfalle wurden die Schriften ohne Entgeld vertheilt*). Und Ausdrücke der Philosophen in ihren Werken laßen über die Tendenz, der Lehre Ausbreitung und Anhang unter Allen zu verschaffen, keinen Zweifel übrig: einmal schreibt Voltaire: die Welt enttölpele sich immer mehr und mehr; ein anderesmal: es gäbe keinen vernünftigen Menschen mehr, der an das Christenthum glaube. Sie freuen sich im Geiste, daß ihre Ansichten, kämen sie zur allgemeinen Kenntniß, eine Revolution in allen Verhältnißen herbeiführen müßten, sie sahen schon voraus, wie sich dieselbe etwa gestalten müße, sie stimmen einen Triumphgesang über jeden neuen Fortschritt an. Das Streben aber ist von den Erfolgen begleitet, deren bereits gedacht worden ist. Der Atheismus ist vorherrschend geworden, klagt eine Vorstellung der französischen Geistlichkeit an den König **). So arg war es nun freilich nicht; aber gewiß, daß der Atheismus und die Immoralität der höheren und mittleren Stände der Gesellschaft dicht neben dem finsterſten Aberglauben, neben Unaufge-

*) Soulavie Mem. V. pag. 171. Condorcet: la vie de Voltaire.

**) Remontrance du clergé de France (Jahr 1775) bei Soulavie Mem. III. pag. 16. le monstrueux athéisme est devenu l'opinion dominante. Alle fünf Jahre wiederholte der Klerus seine Vorstellungen. Remontrance vom Jahre 1783 bei Soulavie V. pag. 136.

klärtheit der religiösen Ansichten und Begriffe des Volkes stand. Diese aber sind eine gar unsichere Basis des Glaubens, und leicht ward er bei dem Volke in der Revolution durch den Atheismus umgebrochen. Das Volk stürzte die Tempel um, in denen es eben noch gekniet, entweihete die Heiligthümer, vor denen es eben noch einen frommen Schauer empfunden, und mordete die Priester, die es eben fast angebetet, als ihm gesagt ward, ein greulicher Trug habe bis dahin es gefesselt gehalten. Da nun aus Allem auf das unzweideutigste hervorgeht, daß die Gesammtlehre für die große Masse des Volkes bestimmt war, so täuschten sich die Philosophen entweder über die Wirkungen, die sie unter derselben hervorbringen mußten, so wie sie über die Möglichkeit ihres neuen democratischen Staatsthumes sich getäuscht zu haben scheinen, oder, da eine solche Täuschung hier, wo ein Blick auf das Leben schnell sattsam Belehrung geben konnte, fast unbegreiflich ist, ein inneres Grauen muß Jeden vor dieser Philosophenschule erfüllen, die Zerstörung lehrte, wie er mit Entsetzen vor dem zerstörten Leben steht, das durch sie in der Revolution sich zeigte, wie er noch heute mit Entsetzen vor dem Geiste der Irreligiosität und Immoralität steht, die aus jenen Tagen unter einem guten Theile des französischen Volkes übrig geblieben ist.

Indeßen hatte sich eine enge Verbindung zwischen den beiden neuthümlichen Ansichten gebildet, und nicht mit Unrecht klagte oftmals die französische Geistlichkeit vor dem Könige, das große Getreibe der neuen Philosophie gehe auf den Untergang des Christenthumes und der Monarchie zugleich. Die neuen Staatsphilosophen machten dasselbe nicht zu einer wesentlichen Bedingung für ihre Ideale, und sie riethen, daß jedes Volk sich eine Religion selbst geben möchte, die es eben für seine Verhältniße am paßendsten erachte. Die neuen Religions- und Moralphilosophen waren ihrerseits auch größtentheils dem republicanischen Systeme zugethan, und so oft sie es vermochten, riefen sie: vertilgt die Könige. So redet Helvetius von dem vorhandenen Staate, als von dem nichtswürdigsten Werke frecher Vergewaltigung, dessen der aufgeklärte Mensch sich möglichst schnell zu erledigen habe *); und andere fordern zu Mord, Aufstand und

*) Helvetius système de la nature.

Empörung ohne weitere Umschweife auf *). Aber es wäre ein starker Irrthum, wenn man daraus die Folge ziehen wollte, daß eine jede neue, oder in Einigen mit dieser übereinstimmenden Staatslehre, auch zugleich in Kampf mit dem Gebäude der Religion und der Moral treten müße, oder wenn man daraus schließen wollte, daß durch die katholische Kirche und ihr Priesterthum die autocratische Monarchie einen festen und vorzüglichen Stützpunct finde. In Italien waren in der Neuzeit Bischöfe und Priester nicht uneifrige Vertheidiger des republicanischen Systemes, predigten dem Volke am Fuße der Freiheitsbäume, das Kreuz in der Hand, die Democratie, und bewiesen demselben durch Hirtenbriefe, daß Republik, Freiheit und Gleichheit wohl beßer noch als Monarchie, dem Geiste der katholischen Kirche entspreche. Man kann der eifrigste Republicaner und Democrat und nicht minder eifriger Katholik, so wie der freisinnigste Religionsphilosoph und der größte Immoralist und dabei der strengste Anhänger des autocratischen Königthumes sein. Die Verbindung war damals, wie immer, eine rein zufällige. In der halben Welt der Gebildeten, unter einem großen Theile der ersten Stände, herrschte der Geist der Irreligiosität und Immoralität; aus der Mitte eben derselben ging die neue Staatslehre hervor. Es war eine Verbindung nicht der Sachen, sondern der Personen.

Aber der Lauf der Betrachtung hat sich allmälig von dem Allgemeinen zu dem französischen Volke verloren, und es ist Zeit zu betrachten, wie die allgemeinen Verhältniße der Staaten germanischen Ursprunges, deren gedacht worden ist, hier sich im Besonderen gestaltet, und wie der Kampf zwischen dem Neuen und dem Alten sich hier zuerst in der Neuzeit Bahn gebrochen.

Auf dem Throne des französischen Reiches saß, als die Stürme der Revolution begannen, schon längst König Ludwig, seines Namens der sechszehnte. Je trüber die Schicksale seines Lebens sich gestalten sollten, da er mit der Königswürde geschmückt ins Mannesalter trat, desto freundlichere Sterne hatten über seiner Jugend gewaltet. Denn aufgewachsen und auferzogen in der Mitte eines zügellosen Hofes, unter den Umgebungen der Verworfenheit und des Lasters, hatte er doch die Reinheit seines Her-

*) Lanjuinais: le monarque accompli. Im Jahre 1776 von Henkershand verbrannt.

zens zu bewahren vermocht und seines Lebens. Das französische Volk hatte den zwanzigjährigen Jüngling, als er den Thron seiner Väter bestieg (Jahr 1774, am zehnten Mai), freudig mit dem Namen „der Ersehnte" begrüßt, weil es zu einer Zeit geschah, die schwere Lasten auf dasselbe gelegt, die vielfache Umgestaltungen der Staatsverhältniße begehrte, die einen Eckel eingesogen hatte vor dem Alten und dem Bestehenden. Von dieser Zeit an bis die Revolution ausbrach, hatte Ludwig der Sechszehnte lange genug schon gewaltet, um seinem Reiche und seinem Volke, wie der Welt zu zeigen, was an ihm war. Niemand konnte es treuer und redlicher mit seinem Volke meinen, als es dieser König Ludwig that, und Niemand konnte das Glück und die Blüthe seines Reiches eifriger sich zu Herzen genommen haben, als er. Es waren nicht täuschende Floskeln, als er einst gutmüthig, wie ein Minister ihm den Plan zu Erleichterung der Lasten des Volkes vorgelegt, äußerte: „er habe die ganze Nacht vor Freuden nicht schlafen können", und ein anderesmal: „das Volk habe nur zwei wahre Freunde, ihn, den König, und den Minister Turgot" *). Unter den Herrschern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die mit schönem und unverstelltem Eifer an dem großen Baue des Glückes, des Wohlstandes, der Betriebsamkeit und der Bildung der Völker arbeiteten, nahm der sechszehnte Ludwig eine ausgezeichnete Stelle ein. Prärogativen der Krone wurden aufgeopfert, persönliche Ueberzeugung von ihm niedergedrückt, wenn es das schöne Staatsgebot, das Wohl des Volkes, zu erheischen schien. Die ganze Regierung dieses Königs war eine Kette an einander geschlungener Bestrebungen, die Last der Abgaben zu erleichtern, den Rost der Jahrhunderte hinwegzunehmen, die Administration zu verbeßern, den Handel und Ackerbau zu beleben, die unter dem Vorgänger verletzte Ehre des Reiches wieder in einen Achtung gebietenden Stand zu bringen. Und unter so wohlthätigen und zum größten Theile auch mit Weisheit geleiteten Bestrebungen waren wohl Handlungen der ministeriellen Willkühr, die jedoch auch kaum mit dem, was in Frankreich früher in dieser Beziehung geschehen war, in Vergleich kommen konnten, aber kein Act königlicher Tyrannei und zermalmender Willkühr je hervorgetreten. Es haben die wildesten und erbit-

*) Lally Tolendal: plaidoyer pour le roi.

tertsten Gegner dieses Königs, als sie in dem Besitze der Macht waren, als sie, um ein großes Verbrechen zu beschönigen, krampfhaft Alles zusammenrafften, was gegen ihn gesagt werden konnte, nicht einen Flecken solcher Art auf den Tyrannen, wie sie ihn nannten, zu werfen vermocht. Und sie haben, um ihrer Anklageacte nur einigen Schein zu geben, dieselbe entweder auf offenbare Unwahrheiten oder auf Dinge begründen müßen, die der Revolution selbst angehörten, einer Zeit, in welcher die gewaltsamsten Umstände den König, wie Alle, heraus getrieben hatten aus dem gewohnten Geleise. Wenn daher die Erwartungen, welche das Volk am Anfange der Regierung Ludwigs des Sechszehnten gehegt, befriediget worden waren, in so weit es einer Regierung überhaupt möglich, und wenn dadurch doch eine Befriedigung der Gemüther nicht eingetreten war, so lag das nur an der Herrschaft einer Ansicht und eines Geistes unter dem größten Theile der Franzosen, welcher die ganze vorhandene Staatsform als eine Mißgeburt der Jahrhunderte betrachtete, und auf ihre Zertrümmerung hinarbeitete. Diesem Geiste freilich hatte der König, trotz vieler Bewilligungen, die den neuthümlichen Ansichten gemacht wurden, kein Genüge zu leisten vermocht, weil er an dem eigenen Sturze nicht arbeiten konnte.

In einem Reiche, das einer festen und an die neuen Staatsideen sich anschließenden Verfassung sich erfreuet hätte, ja selbst in einer Zeit und unter Menschen, die noch fähig gewesen, zu dulden, daß eine Staatsumformung in ruhiger und gesetzlicher Weise, mit möglichster Schonung aller vorhandenen Elemente des Lebens von der Regierung selbst herbeigeführt wurde, wäre Ludwig ein glücklicher König gewesen, und mit größerem Rechte, als vielen Anderen, würde der Ruf eines weisen und guten, ja selbst eines großen Monarchen ihm in das Grab gefolgt sein *). Aber es hängt nicht von dem Menschen, sondern von der Macht der Verhältniße ab, in denen er steht, ob seine Tugenden ihn heben, oder ihn selbst schneller dem Untergange entgegenführen sollen. Ludwigs Tugenden waren zum Theil von der Art, daß sie auf die Menschen jener Zeit keinen Einfluß hatten und die Meinung von ihm nicht steigerten. Sein frommer und religiöser, streng dem Glauben der katholischen Kirche ergebener und doch Andersdenkende

*) Necker: de la révolution II. pag. 49.

nicht verfolgender Sinn trieb selbst aus seinen Umgebungen die Frivolität nicht heraus, das Beispiel treuer Liebe, das er seiner Gattin gab, wirkte nicht, da das Gattenverhältniß selbst unter den höheren Ständen fast als ein widernatürlicher Zwang betrachtet ward. Zum Theil aber waren sie selbst von der Art, daß sie den Ausbruch und den kühneren Gang der Revolution beförderten. Eine Milde herrscht sichtbar in dem König und eine Liebe zu dem Volke, die ihn immer verbietet, zu den gewaltsamen Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen, die, wenn sie auch gewiß die ganze Staatsumwälzung zu hindern nicht im Stande gewesen sein würden, doch dieselbe wohl in einer gewißen Schranke zu halten vermocht hätten *). Ein Zug aber in Ludwig hat nicht unbedeutend beigetragen, der Revolution den Gang zu geben, den sie eben genommen hat, und dieser ist die sehr bemerkbar hervortretende Schwäche, der Mangel an Selbstständigkeit und Kraft, der in stürmischen Augenblicken unheilvoll wirken mußte. Der König ist immer von fremden Entschlüßen abhängig, und immer den vielfach sich durchkreuzenden Meinungen zugänglich. Je mehr er nun aus einem dunkelen Gefühle dieser Schwäche, aus einem Mangel an Vertrauen auf die eigene Ueberzeugung, Anderer Leitung sich zu überlaßen geneigt ist, desto öfterer ist der Wechsel seiner Ansichten, desto öfterer wird heute dieser und morgen jener Plan erfaßt, wo das Handeln in einem Sinne und Geiste das Königthum allein noch halten konnte. Und mit krampfhafter Festigkeit wird dann von ihm oft, kaum aus einem anderen Grunde, als weil so oft schon geändert worden ist, der leztgefaßte festgehalten, bis am ersten erscheinenden Widerstande die Schwäche sich schnell wieder zeigt, um das Erfaßte abermals aufzugeben. Der lezte Entschluß aber kommt nur zu oft von den nächsten Umgebungen des Königs, von dem Hofe, der, als nach dem Ausbruche der Revolution fast Alles rings um den Thron herum als feindlich erschien, noch

*) Ein schönes Zeugniß darüber giebt dem Könige ein eifriger Freund der neuthümlichen Freiheit. **Mémoires de Bailly I. pag. 6. le despotisme n' entra point dans le caractère du roi, il n' a jamais désiré que le bonheur du peuple, c'est le seul moyen qu'on a pu employer pour le seduire; et si jamais on l'a déterminé à des coups d' autorité, on n'y a réussi qu'en lui montrant le soulagement de la nation, la prosperité de l'Empire et le bonheur de tous.** Vergl. Mem. de Besenval. II, pag. 306.

für den sichersten Freund gehalten ward. Der Hof von Frankreich aber war nach dem Ausdrucke eines Mannes, der nicht zu den Freunden der Revolution gehört, ein Abgrund der Thorheit *). Doch immer als nicht zu bedeutend dürfen die Eigenschaften wie die Schritte des Königs in dem Gange des Ganzen erscheinen; auch dem stärksten Geiste und der größten Kraft würde es nicht gelungen sein, die Revolution ganz abzuwenden, und man mag höchstens zugeben, daß es dem höchsten Maße der in die Zeit sich findenden Klugheit gelungen sein würde, sie auf einige Zeit noch und auf einem gewißen Puncte aufzuhalten; da Jahrhunderte auf den Zustand gearbeitet hatten, in dessen Gefolge die Revolution kam, da Millionen von Menschen im Reiche auf den Umsturz des Bestehenden hinarbeiteten, denen die ganze Macht der Verhältniße zu Hülfe kam. Und diesen hätte der König entgegenarbeiten sollen, der von sich selbst gestand, daß ihm die Kraft gebreche, an die Stelle der wilden Unordnung in seinem Reiche Ordnung treten zu laßen, und der sich zulezt mit dem Gedanken tröstete, Andere hätten es ja auch nicht gekonnt **)! Die Revolution gehörte zu den Ereignißen, die unabhängig sind von eines Menschen Thun oder Lassen, deren Gang Menschenwitz nur um etwas zu fördern oder um etwas zu hemmen vermag. Jahrhunderte gingen mit ihr schwanger, und Millionen dienten ihr als Wehmütter.

Dem so guten als schwachen König aber, Ludwig dem Sechszehnten, war mit dem französischen Reiche eine gar böse Erbschaft von den Vätern überantwortet worden. Schon ward bemerklich gemacht, daß ein neuer und fast allen bestehenden Dingen feindseliger Geist vorzüglich in Frankreich seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und schon dadurch wird erklärlich, warum gerade hier sich der Kampf zuerst entspann. Doch auch dieser Geist, so lange in der Welt der Gedanken festgehalten, erklärt noch lange die ganze Erscheinung nicht. Es kamen noch eine

*) Rivarol: Mémoires pag. 289. la cour de France une profondeur d'ineptie. Mem. de Dumouriez II. pag. 17. cour frivole, irréfléchie, présomptueuse.

**) Mémoires de Besenval. I. pag. 425. „les voleries dans ma maison sont enormes, mais il est impossible de les faire cesser. Le cardinal de Fleury était bien puissant, il est mort sans oser d' effectuer aucune des idées, qu'il avait eues sur cet objet.“

Reihe dem französischen Staate durchaus eigenthümliche Umstände hinzu, welche den Ausbruch gerade auf diesem Puncte herbeiführten. Derselbe war höchst allmählig entstanden in einem steten Kampfe des Königthumes gegen den großen Adel. Das Königthum stieg, als die zahlreichen Großadelsgeschlechter, die vollkommen frei und unabhängig bis tief in die Jahrhunderte des Mittelalters hinein, neben dem Königthume gestanden, verschwanden; denn der mittlere und kleine Adel vermochte gegen den mächtigeren Herrn bald nicht mehr die stolze Unabhängigkeit zu behaupten, in welcher er früher dem Herzoge oder dem Grafen entgegengestanden hatte. Aber der Ausgang der fürstadelichen Geschlechter, welcher viele Provinzen erst wahrhaft an das königliche Haus brachte, erfolgte so spät, daß es in denselben nicht allein einen kleinen Adel empfing, dem lange Freiheit einen großen Sinn für Unabhängigkeit tief eingeprägt, sondern auch ausgebildete Verfassungen, eigenthümliche Rechtsgewohnheiten, besondere Institute vorfand, welche von dem Königthume nicht insgesammt verschlungen werden konnten. Dadurch bildete sich ein sehr verworrener Zustand der Dinge und dem Reiche fehlte, trotz dem einzigen Könige und vielen Instituten, welche das Königthum später errichtet, um die Gesammtmasse aller Länder auf möglichst gleichen Fuß zu stellen, doch die wahre Einheit. Jene bestanden aus den alten Ländern des königlichen Hauses, den Staatsländern, und den eroberten Provinzen *). Lange hat das französische Königthum gerungen, um die Reste der Adelsherrschaft zu überwinden, die Verschiedenheit zu vernichten, in welcher die einzelnen Provinzen zu dem Könige standen und die Einheit herbeizuführen, weil in jenen Dingen die Gründe lagen, daß in dem französischen Reiche nicht Ordnung und nicht Gesetz aufkommen wollten, nicht Ruhe und Glück des Volkes aufkommen konnten. In ihren lezten Trümmern noch bildeten die mittelalterlichen Staatsformen ein wildes Gewebe von Barbarei, Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Empörung, welches dem Staate jegliches Gedeihen wehrte **).

*) Pays d' élections, pays d' états, pays conquis.

**) Mémoires de Besenval. I. pag. 344. assemblage monstrueux de barbarie, d'injustice, de cruauté, de révolte, qui troublait sans cesse l'ordre de la Société.

Nach schwachen Versuchen früherer Zeit ward von dem Kardinal Richelieu, unter der Herrschaft des ganz von ihm geleiteten dreizehnten Ludwig, Hand an die Zerstörung dieses Unwesens gelegt. Als Richelieu die Verwaltung des Reiches antrat, herrschte der große Adel noch als Gouverneurs über die Provinzen, immer zum Aufstande bereit, immer fertig, um Fremde in das Land herein zu rufen, damit die alte vollständige Feudalfreiheit des Adels, über der Machtlosigkeit des Königs und dem Unglücke des Volkes wieder aufgerichtet werden könnte. Und noch hatten sie die Mittel, dem Gesetze der Ordnung entgegenzutreten, sie hatten die festen Plätze in ihrer Gewalt, sie unterhielten Truppen, sie schrieben Auflagen aus. Der kleine Adel, von alten Erinnerungen getrieben, folgte bereitwillig dem Beispiele des mächtigen. Die Tyrannei des Adels lag am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts auf der Masse des Volkes und die privilegirten Stände der Nation erdrückten die arbeitenden Klassen, beschimpften und gefährdeten unaufhörlich das Königthum und nannten es Grundgesetz des Reiches doch dabei, daß dieses Königthum nur ihnen alle Stellen, nur ihnen alle Auszeichnungen, nur ihnen die meisten Würden zukommen ließ. Es war die Folge einer langen Reihe von bürgerlichen Kriegen, daß die Adelsgewalt in Frankreich sich ungleich länger als auf den meisten anderen Puncten der germanischen Staatenwelt erhalten hatte. Wie ein Wetterstrahl war nach dem Ausdrucke eines französischen Schriftstellers der Kardinal in diesen Adel gefahren und hatte ihn, zuweilen nicht ohne die wildeste Grausamkeit, unter das Königthum gebeugt *). Aber für das Reich war seine Waltung der Anfang der Ordnung und für das Volk der Anfang der Freiheit, indem die vielköpfige Tyrannei des Adels endlich gebrochen ward. In der Minderjährigkeit Ludwigs des Vierzehnten, als Anna von Oestreich und der Kardinal Mazarin über Frankreich walteten, machte der große Adel noch einen Versuch, sich wieder mit denselben Mitteln, deren er sich früher bedient, emporzuheben, und suchte sich selbst an die Städte und an die Parlamente anzuschließen, um die Autocratie des Königthumes niederzuwerfen. Diese aber erkannten des Adels Gesinnung und unterstützten ihn nicht. Der Krieg der Frondeurs gegen Mazarin

*) Bailleul: Examen critique de l'ouvrage posthume de Mad. de Staël I. pag. 46—54.

nahm für den Adel einen demüthigenden Ausgang und die Selbstregierung Ludwigs des Vierzehnten begegnete einem bewaffneten Widerstande von Seiten des Adels so wenig, als von anderen. Und nun ging auch in Frankreich der freie und ritterliche Geist desselben, der anderwärts schon längst in Schlummer gegangen war, unter. Auch in Frankreich ward der stillschweigende Pact zwischen dem Adel und dem Königthume geschlossen, dessen als einer am Ende des Feudalwesens fast allenthalben hervortretenden Erscheinung gedacht worden ist. Der Adel allein und vorzüglich der alte Adel wird an den Hof gezogen, der seit dem vierzehnten Ludwig sich mit asiatischem Pomp umgab, dem Adel allein blieben in der Regel die ersten Staatswürden und Staatsämter. Mit der Unmöglichkeit erst des Gedankens an einen Widerstand gegen das Königthum ist der ritterliche Sinn für Unabhängigkeit in dem französischen Adel untergegangen und hat dem Eilen und Drängen nach der Gunst und nach den Würden des Hofes Platz gemacht.

Indeßen hatten Richelieu, Mazarin und König Ludwig der Vierzehnte immer nur das eine Ziel verfolgen können, die Autocratie thatsächlich zu begründen, ohne ihr eine rechtliche Unterlage zu geben. Der König commandirte ein Heer von zweimalhunderttausend Mann, darum ruhete in seinen Händen die Staatsgewalt *). Eine solche rechtliche Grundlage aber anzuerkennen und zu suchen liegt außer dem Wesen der Autocratie. Sie muß immer den Grundsätzen folgen, welche Ludwig der Vierzehnte aussprach: **l' état c'est moi,** sie darf nichts Menschliches anerkennen, von dem sie herrühre. Es war aber in Frankreich ein solcher Aufbau der Gewalt nicht ungefährlich; er war im Verhältniß zu benachbarten Staaten spät erfolgt, er war zu einer Zeit begründet worden, wo in England, dem Nachbarlande, die Freiheit gewonnen ward. Auch in Frankreich redete man zur Zeit der Fronde noch von einer Republik, das Parlament von Paris versuchte dem Königthume eine Art von Magna-Charta abzugewinnen, welche bald wieder von der Autocratie verschlungen ward. Klagen über die Tyrannei des Hofes, Erinnerungen an die alte Zeit erhielten sich immerfort. Und zumal der Adel, so sehr auch ein Theil desselben von dem Hofe angezogen ward,

*) **Mémoires de Besenval I. pag. 351.**

hatte seine alte, unabhängige Stellung nicht vergeßen. Und am Hofe war das nicht unbekannt noch beim Ausbruche der französischen Revolution *). Es hatte aber von den feudalistischen Freiheiten und Rechten selbst in Beziehung auf die höheren Staatsangelegenheiten sich ein, obwohl sehr matter und kümmerlicher Rest erhalten bis auf die Zeit der Revolution. Dieser lag nicht in den Provinzialständen, welche die pays d' état bei ihrer Vereinigung mit dem Königthume gerettet hatten; denn diese Provinzialstände wurden entweder gar nicht mehr versammelt, oder sie waren doch sehr unbedeutend geworden **). Dieser lag ferner auch nicht den Generalstaaten (états généraux), denn es waren ebenfalls fast zweihundert Jahre verlaufen, in denen sie niemals von den Königen einberufen worden waren. Generalstaaten, Deputirte des Adels, des Klerus und der Städte hatte König Philipp der Schöne zuerst gerufen (Jahr 1301); seitdem war es siebenzehnmal geschehen in dem Laufe von dreihundert Jahren; gewöhnlich wenn die Könige sich in außerordentlichen Geldverlegenheiten befanden und einer großen Anstrengung der Nation bedurften, zuweilen auch wegen anderer Staatsangelegenheiten. Diese Generalstaaten sprachen zuweilen eine höchst kühne Sprache, (wie im Jahre 1483), begehrten, daß die königlichen Commissionen enden, kein Franzose seinen natürlichen Richtern entzogen, der königliche Fiscus nicht Handel mit der Gerechtigkeit treiben, die Zölle an die Grenzen des Reiches verlegt werden sollten, und vor andern, daß keine Steuer der Nation ohne Einwilligung ihrer Repräsentanten auferlegt würde. Aber die Generalstaaten so wenig wie die Parlamente hatten dem französischen Reiche eine Magna-Charta zu gewinnen vermocht. Das würde nicht ausgeblieben sein, wenn zeitig die Bestimmung gewonnen worden wäre, daß die Könige zu unabänderlich festen Zeiten die Generalstaaten einberufen müßten. Da aber dieses nicht geschah und das ganze Institut nicht zu einer festen Bildung gelangte, frommten die einzelnen und abgebrochenen Versuche der Generalstaaten der allmälig emporsteigenden Autocratie einen Damm entgegenzubauen, nicht. Seit Ludwig dem Dreizehnten war es ein halbes Verbrechen von der Einberufung

*) Neker de la révolution I. pag. 142. 143.

**) Soulavie mémoires IV. pag. 121.

derselben zu sprechen. Doch die Erinnerung an sie konnte nicht ausgetilgt werden, und offenbar blickte der französische Adel, je mehr in der Heimath der Despotismus sich ausbildete, hinüber nach England, nach dem Lande der Freiheit. Man bemerkte das zumal vom Ende der Regierung des vierzehnten Ludwigs an; also gerade von der Zeit an, wo die Autocratie sich mit aller Schärfe und Bestimmtheit ausdrückte *). Und zuweilen geschah es doch, daß dieser Generalstaaten noch gedacht ward. Im Jahre 1650 begehrte der Adel ihre Einberufung; dem Herzoge von Orleans, dem Regenten des Reiches für den minderjährigen funfzehnten Ludwig, rieth bei der Noth der Finanzen der Herzog von Saint-Simon die Nation selbst zu Rathe zu ziehen **), und Ludwig der Funfzehnte selbst mußte an seinem eigenen Hofe hören, daß ein Höfling ihn an die Generalstaaten mahnte ***). Bei solchem Geiste war ein übler Umstand, daß die Autocratie nur der Praxis nach vollständig geworden war. Als eine solche wird sie von Ministern König Ludwigs des Sechszehnten betrachtet †). Und sie war es; denn der König herrschte über das Vermögen seiner Unterthanen, indem er die Abgaben ausschrieb, herrschte über ihre Leiber durch die seit Ludwig dem Vierzehnten immer häufiger werdenden Verhaftsbriefe (**lettres de cachet**): er vereinigte, um in der Sprache der neueren Staatsphilosophen zu reden, die vollziehende und gesetzgebende mit der richterlichen Gewalt.

Aber in der Theorie war die französische Monarchie keine Autocratie. Waren auch die Generalstaaten im achtzehnten Jahrhunderte als factisch gar nicht mehr vorhanden zu betrachten, die Provinzialstände ebenfalls ganz verschwunden oder unbedeutend, so war doch noch Etwas übrig geblieben, was die Nation fortwährend daran erinnerte, daß ihre Könige eigentlich nicht Autocraten sein sollten, was fortwährend bei den Gebildeten die Erinnerung an die Generalstaaten und die lange Reihe ihrer stets

*) **Madame de Staël: Considérations sur la révolution françoise I. pag. 36. Mem. de Mad. Hausset, pag. 43.**

**) **Marmontel: régence du duc d'Orleans II. pag. 9.**

***) **Mémoires de Madame Campan III. pag. 49.**

†) **La France est une monarchie où l'autorté est absolue. Vergennes bei Soulavie: Mémoires VI. pag. 208.**

fruchtlosen Bemühungen dem Volke eine Magna=Charta zu verschaffen, wach erhielt. Von jenen Generalstaaten hatte sich ein schwacher und kümmerlicher Rest erhalten, oder es war vielmehr ein Recht, welches von ihnen als den Repräsentanten der Nation ausgeübt worden war, seltsamer und unnatürlicher Weise einem Institute ganz anderen Ursprunges und ganz anderen Zweckes eingepflanzt worden. Das französische Reich besaß noch am Anfange der Revolution die eigenthümlichste und zugleich unvollständigste Nationalrepräsentation, welche gedacht werden kann. Sie lag in den dreizehn Parlamenten des Reiches. In den früheren Tagen des französischen Staates und seit am Ausgange des zehnten Jahrhunderts das Geschlecht der Kapetinger und seiner Sproßen auf dem Throne saß, wird der Parlamente oftmals gedacht: zuweilen werden unter dem Ausdrucke die Versammlungen der Großen des Reiches verstanden, welche der König beruft, um über Heerfahrten oder andere ähnliche Unternehmungen sich mit ihnen zu besprechen. Es werden aber auch Parlamente die Gerichtshöfe genannt, welche der König mit Zuziehung der großen Vasallen hält, um über einen aus ihrer Mitte zu entscheiden: doch nannte man diese Gerichtshöfe gewöhnlicher **cours des pairs.** Von der Zeit Königs Ludwig des Heiligen aber, unter dem die königliche Macht überhaupt reißend schnelle Fortschritte machte, erscheint ein Parlament, welches mit jenen alterthümlichen Instituten wenig mehr als den Namen gemein hat. Dasselbe wird zum obersten Gerichtstribunale des Reiches, und Glieder desselben sind nicht allein die Barone des Königs, sondern auch Gelehrte. Diese fördern die Aufnahme des römischen Rechtes, fördern die Ausdehnung der Gerichtsbarkeit des Königs in den Vasallenländern. Die Untersuchungen werden gelehrt und schwierig; der Adel bleibt deshalb allmälig aus den Sitzungen weg *). Das Parlament in dieser neuen Gestalt wurde in den Händen des Königthumes ein sehr wirksames Mittel, die oberste Gerichtsbarkeit des Königs in den Ländern der großen Vasallen einzuführen. Und dazu war ebenfalls der Anfang von König Ludwig dem Heiligen gemacht worden. Die Rechtsgelehrten, bald alleinige Beisitzer des Parlamentes schöpften ihre Begriffe über die Königsgewalt aus dem römischen

*) **Sismonde de Sismondi: histoire des Français VIII. 88—94.**

Recht und gewannen aus demselben natürlich die Vorstellung von ihrer vollkommenen Uneingeschränktheit. Sie haben von der Zeit ihrer Entstehung an fast unabläßig gearbeitet die Feudalaristocratie zu zerbrechen, und sie haben zu dem Untergange derselben kaum minder beigetragen und kaum minder dem Königthume den Weg bereitet, als die Gunst der Umstände, welche das Absterben der mächtigsten Fürstengeschlechter herbeiführt und die Gewalt des Schwertes, durch welche Frankreichs Könige sich allmälig die Krongewalt auf den Trümmern der Adelsherrschaft erbauen.

Unter König Philipp dem Schönen war das Parlament von Paris zum stehenden Tribunale gemacht worden. Mit der Ausdehnung der Kronländer wurden die Parlamente dann vermehrt bis zur angegebenen Zahl. Unter der Herrschaft des Hauses Valois kam in Frankreich der seltsame Gebrauch auf, daß die Beamtenstellen für Rechtssachen und Administration von den Königen verkauft wurden, größtentheils an begüterte Bürgerfamilien. Indeßen traten auch alte Edelleute in die Magistratur. In jeder Weise suchen die Könige die Stellen den Käufern annehmlich zu machen: sie werden unter König Ludwig dem Eilften für inamobil *), unter Heinrich dem Vierten sogar für erblich erklärt **). Es findet dabei noch immer eine königliche Bestätigung Statt, aber sie ist kaum mehr als eine leere Formalität. Das Seltsame der Erscheinung verschwindet, wenn man erwägt, daß damals die Finanzkünste und das geregelte Abgabenwesen der neueren Zeit unbekannt waren und darum die Könige oft in den größten Geldverlegenheiten sich befanden, aus denen man um jeden Preis herausstreben mußte. Die Könige aber hatten durch diese Maßregel in demselben Augenblicke, wo sie noch mit der alten Feudalaristocratie kämpften, eine neue Schranke um ihre Herrschaft gezogen. Vierzigtausend Familien mit dem Erbrechte der richterlichen und administrativen Stellen bekleidet, konnten mit der Zeit sich zu einer eben so geschloßenen und unabhängigen Körperschaft bilden, als die großen Vasallen des Reiches sie früher dargestellt. Daher hatte der kraftvolle Richelieu die Rechtssachen von denen getrennt, welche Gegenstände der reinen Administration sind, und die lezteren wieder in die Hände abhängiger

*) Gesetz vom Jahre 1467.
**) Durch den Kanzler Paulet.

königlicher Beamteter gelegt. Indeßen hatte das nur durch einen kühnen Gewaltstreich geschehen können: die Regierung hatte die Kaufcapitalien nicht zurückgezahlt. Der Kardinal war auf halbem Wege stehen geblieben: die Richterstellen blieben wie sie vor Zeiten gewesen, und nur um ihre politische Bedeutsamkeit hatte er die Parlamente fast gebracht.

Die Parlamente als Gerichtstribunale hatten sich allmälig aus den alten und wahren Parlamenten des Reiches, den Versammlungen des Königs und seiner großen Vasallen, auf denen sie frei mit einander des Rathes pflegten, herausgebildet. Dieser Umstand macht es, so seltsam auch die ganze Erscheinung bleibt, doch begreiflich, wie in dem Laufe der Zeit, Vorrechte, welche das alte und wahre Parlament beseßen, auf das neue Institut übergehen konnten, das durchaus andere Zwecke zu verfolgen hat. Zeitig behaupten die Parlamente und zumal das Parlament von Paris, es sei in dem Besitze der politischen Vorrechte des alten Parlamentes und alle wichtigen Angelegenheiten des Reiches müßten ihm zugefertiget werden, damit es über dieselben rathschlage, sie untersuche und nach freiem Gutbefinden Abänderungen treffe*). Diese Ansprüche wurden dadurch unterstützt, daß die Pairs des Reiches und die Prinzen des königlichen Hauses von Geblüt geborene Mitglieder des Parlamentes von Paris geblieben waren. Mitten auf dem Wege zur Autocratie wollten die Könige von Frankreich doch den Schein vermeiden, als träten sie die alten Rechte insgesammt nieder. Da sie die alten und eigentlichen Parlamente des Adels gar nicht mehr beriefen, da sie die Generalstaaten selten und endlich gar nicht mehr versammelten, die beide dem aufstrebenden autocratischen Königthume eine feste Schranke hätten entgegensetzen können, schien, damit die Meinung der Menschen geschont werde, um so nöthiger den Schatten festzuhalten, der sich an ihre Stelle drängte. Darum sendeten die Könige in der Regel den Parlamenten alle Ordonnanzen zu, welche die Gesetzgebung oder die Finanzen betrafen, ließen sie von ihnen prüfen, nahmen ihre Vorstellungen an, und gestatteten, daß die Befehle durch sie zur Nachachtung bekannt gemacht wurden.

Wenn das Königthum indeßen den Parlamenten des Reiches niemals freilich durch eine feierliche und bestimmte Anerken-

*) Parlamentsvorstellung vom 16. März 1615.

nung, aber doch durch den Gebrauch, ein Recht verstattete, welches eigentlich nur den Generalstaaten zukam, so war es doch auf der andern Seite auch bedacht gewesen, dieses Recht zu einem blosen Schatten zu machen. Denn wozu wäre die Feudalaristocratie bekämpft und wozu wären die Generalstaaten unterdrückt worden, wenn eine durch das Gesetz der Inamobilität unabhängige Körperschaft wirklich eine neue Fessel hätte anlegen können. Darum hatte sich das Königthum ein Mittel geschaffen, die Parlamente zu nöthigen, die Befehle und Ordonnanzen ohne Weiteres anzunehmen und in die Acten einzutragen (**enregistrer**). Der König erschien persönlich in dem Parlament von Paris, in seinem Namen der Intendant in dem Provinzialparlamente und gebot das Enregistriren (**Lit de justice**). Indeßen griff man zu dieser Maßregel selten, weil die eigentliche Nichtigkeit des parlamentarischen Rechtes dadurch zu offen an den Tag trat. Gewöhnlich ließ die Regierung, wenn die Parlamente Gegenvorstellungen (**remontrances**) eingereicht und das Enregistriren standhaft weigerte, die Räthe etwa in kleine und entlegene Landstädte verbannen, bis sie zahm würden und sich dem Willen des Königs fügten, oder die lautesten Schreier in die Bastille führen und den minder Muthigen gleiches Schicksal in der Ferne drohen. Da aber auch in der Natur dieser Mittel lag, daß sie nicht eben oft angewendet werden konnten und daher nicht selten und zumal unter der langen Herrschaft des funfzehnten Ludwigs sich ein langer Kampf zwischen der Regierung und den Parlamenten entspann, so wurden Volk und Adel immer in der Erinnerung an die alten Rechte erhalten, welche das Königthum einst umgeben und welche jezt zu einem durch Machtspruch der Regierung unschwer zu überwältigenden Fantom geworden waren.

So hatte denn Frankreich die sonderbarste Nationalrepräsentation, die gedacht werden kann. Gerichtshöfe, die von dem Könige wie von der Nation fast ganz unabhängig, sind in dem factisch anerkannten Besitze des Rechtes die Verhältniße des einen zu dem anderen zu bewachen, besonders zu wahren, daß der König nicht alle Klassen des Volkes mit übergroßen Steuern drücke und sonst willkührliche und dem Sinne der Nation widerstrebende Anordnungen treffe. Aber dasselbe thatsächlich anerkannte Recht war auch thatsächlich wieder null und nichtig, wenn der König es nicht wollte gelten laßen.

Indeßen genügte das Vorhandensein dieser Parlamente zu der Behauptung, das französische Reich sei eine beschränkte Monarchie, welche sich freilich fast mehr noch auf die Erinnerungen stützte, welche durch den Fortbestand dieser Parlamente noch erhalten worden waren, auf den Gedanken, daß das französische Königthum eigentlich von den Generalstaaten beschränkt sein sollte. So wenig nun das Institut der Generalstaaten selbst zur Ausbildung und Festigkeit gekommen, so wenig hatten auch die Parlamente, die ihre Rechte geerbt haben wollten, einen festen Grund sich unterzulegen vermocht. Niemand wußte, woher denn die Parlamente ihre Rechte eigentlich genommen oder wer sie ihnen gegeben, Niemand wie weit sie sich erstreckten, und Niemand, ob alle Parlamente zusammen eine große und das ganze Reich repräsentirende Körperschaft bildeten, oder ob das einzelne Parlament nur den District und die Provinz zu vertreten und zu verfechten habe, in der es Gerichtstribunal war. Es hatte sich Alles durch den Zufall gebildet und ward durch denselben aufrecht erhalten; das Reich hatte keine anerkannten Grundgesetze *). Indeßen redete man doch gern von einer Konstitution des französischen Reiches, weil der Mensch sich gern Sicherheit erträumt auch wo sie nicht vorhanden ist. Da aber unter dem Ausdrucke eigentlich nichts zu verstehen war, so legte jedermann in denselben das, was besonders er wollte. Der König und die Minister erklärten die Autocratie, die Parlamente die Rechte, die ihnen Brauch und Zeit zugeworfen, die Provinzialstände, wo sie noch bestanden, ihre alterthümlichen Privilegien, Dinge, die sämmtlich neben einander nicht bestehen konnten, für konstitutionsgemäß. Der Adel aber dachte bei dem Namen „Konstitution des Reiches" am liebsten zurück an die Feudalaristocratie, oder dachte mit dem Bürgerstande dabei mindestens an die untergegangenen Generalstaaten.

Die Parlamente in ihrer ungewißen und zweideutigen Stellung hatten natürlich den Verpflichtungen ächter Volksvertreter niemals ein Genüge leisten können, und seitdem Richelieu, Mazarin und Ludwig der Vierzehnte durch Niederkämpfung des Adels die thatsächliche Autocratie begründet, hatten die Parlamente wohl

*) Mémoires de Besenval II. pag. 205. La France, où tout est usage et tradition, et où il n'y jamais eu aucune loi fondamentale authentiquement établie et conservée.



Bayerische Staatsbibliothek München

zuweilen Unbedeutendes erlangen, im Großen aber der Regierung keinen Widerstand leisten können. Sie waren aber auch nicht geneigt, solche Verpflichtungen zu erfüllen, auch wenn sie es vermocht hätten. Sie kämpften, wie jede so gestaltete und so geschloßene Korporation thun wird, fast immer nur für sich und ihre Rechte. Es wird den französischen Parlamenten mit Recht vorgeworfen, daß sie niemals etwas gethan, um den trägen und verwickelten, dem Volke großen Nachtheil bringenden Gang der Rechtsverwaltung umzugestalten, sondern das ganze Wesen sorglich aufrecht erhalten, weil es ihnen und den untergeordneten Gerichtsstellen zum Vortheile war. Es wird ihnen ferner nicht ohne Grund zum Vorwurfe gemacht, daß sie das Volk nur selten kraftvoll vertheidiget, daß sie durch Geld und Gunstbezeugungen leicht von der Regierung gewonnen, daß sie heftigen Widerstand besonders nur dann entgegensetzt, wenn die Minister ihre Rechte angegriffen, daß sie tek gewöhnlich nur dann aufgetreten, wenn Aussicht auf die Ausdehnung derselben gewesen *). König Ludwig der Sechszehnte hatte solches Urtheil über den Geist der Parlamente ausgesprochen **). Der Standesgeist triumphirte in ihnen fast stets über die Sache des Volkes, und nur für den erbärmlichsten Schatten einer Repräsentation desselben konnten sie gelten, welche die Schritte einer kraftvollen und für das Wohl des Volkes arbeitenden Regierung nur hemmen konnte. Am Anfange der Regierung des sechszehnten Ludwigs war aber dem französischen Reiche kaum anders zu helfen, als durch eine solche Kraft, sollte die nothwendige Regeneration überhaupt von derselben ausgehen. Es war daher für das Königthum als ein Glück zu erachten, daß diese Parlamente nicht mehr vorhanden waren.

Ludwig der Vierzehnte schon hatte den Parlamenten das Recht Remonstranzen vor dem Enregistriren einzureichen, genommen ***) und dasselbe dadurch unzweideutig als den Schatten

*) **Mémoires de Besenval I. pag. 348—351.**

**) Worte des Königs bei **Soulavie Mem. III. pag. 132: „mes parlemens sont dans l'usage d'accorder tout ce qu' on leur demande à la charge des peuples. Ils sont dans l'usage de tout refuser et de se laisser exiler quand on leur demande quelqu' impôt à leur préjudice individuel.“**

***) **Neker de la révoulution I. pag. 34.** Mit der Peitsche in der Hand kam Ludwig der Vierzehnte in das Parlament. **Mémoires de Besenval I. pag. 358.**

hingestellt, der es in der That war. Die Nachfolger, die doch sonst auf dieses Ludwigs Wegen, die Autocratie zu begründen, forschritten, hätten die Parlamente mehr und mehr in den Hintergrund bringen, den politischen Einfluß ihnen allmälig entwinden sollen. Denn es war ein Widerspruch, die Autocratie auf der einen Seite aufzubauen und auf der anderen der Nation die Erinnerung zu laßen, daß einst ein anderer Stand der Dinge gewesen. Ohne diese Parlamente war jene Erinnerung nur eine todte, die in dem Laufe der Zeit unter der größeren Masse doch abgestorben sein würde.

Aber unter der Regentschaft (J. 1715—1723) des Herzogs von Orleans hatten die Parlamente das Recht, Remonstranzen vor dem Enregistriren einzureichen, wieder erhalten *). Der Regent war fast gezwungen gewesen, das Ansehen des Parlaments von Paris, welches immer die erste Stelle unter ihnen einnahm, wieder zu beleben, weil des Königs Testament ihm den ersehnten Alleinbesitz der Regentschaft entzogen, und er für die Behauptung desselben einer öffentlichen Autorität bedurfte, die er nur in dem Parlamente finden konnte. Seitdem tauchen die Parlamente aus der niederen und demüthigen Stellung, in welche sie besonders vom vierzehnten Ludwig gebracht worden waren, wieder auf. Als unter dem funfzehnten Ludwig (J. 1723—1774) der Geist der Freiheit um sich griff, als die neue Staatslehre in ihren verschiedenen Formen die Köpfe zu erfüllen begann, als in Frankreich die gebildeten Stände mehr und mehr auf das unter dem Schirme einer freien Verfassung kräftig emporblühende England, auf das unter dem jetzigen Autocraten dahinwelkende Vaterland blickten, regte ein fünf und zwanzigjähriger Kampf zwischen dem Königthume und den Parlamenten die Gemüther auf. In diesem wurden die Rechte des Königs und der Nation, die Handlungen der Regierung mit größerer Freimüthigkeit als selbst in England besprochen **). Diese Aufregung war am heftigsten geworden, als über den Prozeß des Herzogs von Aiguillon zulezt ein heftiger Streit zwischen der Regierung und dem Parlamente von Paris ausbrach, in welchem das leztere zu dem äußersten Mittel, das ihm gegen das Königthum zu Gebote stand, geschritten und

*) Soulavie: Mémoires II. pag. 181.

**) Weber Mémoires I. pag. 108.

alle Rechtspflege eingestellt hatte. Viermal ward dem Parlamente von der Regierung geboten, Recht zu sprechen, und viermal hatte es sich standhaft geweigert. Endlich hatte die Regierung des Nachts die Glieder des Parlamentes von Paris durch Soldaten aus den Betten holen und in die Verbannung führen laßen. Der Kanzler Maupeou wollte diese Gelegenheit benuzt wissen, um die königliche Autocratie von ihrer lezten Schranke zu befreien *). In dem Laufe noch nicht eines vollen Jahres wurden alle Parlamente des Reiches cassirt und ihre Glieder in die Verbannung geführt. In Paris ward jedoch das aufgehobene Parlament durch ein anderes ersetzt, in den Provinzen wurden an ihrer Stelle **conseils superieurs** errichtet, deren Präsidenten die königlichen Indentanten waren; denn auch sie hatten durch eingereichte Remonstranzen Theil an der Sache des Parlamentes von Paris genommen. Die neuen Parlamente von der Regierung unmittelbar besetzt, standen in weit größerer Abhängigkeit als die alten. Diese Maßregel der Regierung hatte zwar einen offenen Widerstand nicht erfahren, aber ein Ruf des Unwillens war durch ganz Frankreich gegangen. Die exilirten Parlamentsräthe wurden als Opfer der Tyrannei betrauert, die neuen Parlamente wurden allenthalben mit Haß und Abscheu betrachtet, und es gelang dem Kanzler nicht sie mit würdigen Männern zu besetzen **). Selbst das Volk zahlte mit größerem Unwillen die Steuern, die es nicht mehr von den alten und ächten Parlamenten enregistrirt sah. Alle Prinzen von Geblüte hatten auf Seiten des ächten Parlamentes gestanden und die meisten Pairs des Reiches hatten in der Stille Protestationen gegen ihre Aufhebung eingelegt ***); denn die Parlamente waren in früheren Tagen oftmals der Schutz der Großen gegen die Willkühr der Minister gewesen. Der Gewaltschlag wäre gewiß unter einer kräftigen, weisen und sparsamen Regierung nicht eben sehr gefühlt worden; da man aber unter dem funfzehnten Ludwig nur Thorheit, Willkühr und Verschwendung in dem Gouvernement erblickte, so zitterte Alles, daß die lezte Schranke gefallen sei, daß der lezte Weg sich kund zu geben, der öffentlichen Meinung genommen.

*) Aufhebung des Parlamentes von Paris im **Lit de justice** am 17. April 1771.

**) **Mémoires de Besenval I. pag. 373.**

***) **Soulavie Mémoires II. pag. 186. 211.**

Indeßen hätte eine weise Regierung doch das einmal Gethane festhalten und den lezten Rest der feudalistischen Freiheiten des Mittelalters in diesen Parlamenten zertrümmern sollen. Die neue Regierung König Ludwigs des Sechszehnten hätte ungestört von den Verfechtern, nicht des Volkes, sondern der privilegirten Stände, ungehindert auf der Bahn der Verbesserungen arbeiten können, die in Frankreich nur auf dem Untergange der Aristocratie das Wohl des Staates aufbauen konnten *). Aber es hatte dieser König seine Regierung gleich mit der Wiederherstellung der alten Parlamente eröffnet.

Kaum war die Sache, besonders durch den Minister Maurepas in Anregung gekommen, als sich die öffentliche Stimme laut und unzweideutig, selbst mit einer der Autocratie gefährlichen Heftigkeit, für die alten Parlamente äußerte. Selbst alle Prinzen von Geblüt, mit alleiniger Ausnahme des Grafen von Provence, des ältesten Bruders des Königs, reichten dem Könige Memoiren für sie ein, in denen sie kräftig gegen die Maßregeln der willkührlichen Regierung des funfzehnten Ludwigs, besonders gegen die **lettres de cachet** eiferten. Die Mitglieder des alten Parlamentes griffen die Autocratie noch weit heftiger an: nicht aus göttlicher Gnade, sagten sie laut, und nicht durch das erobernde Schwert habe ein König von Frankreich seine Macht empfangen, sondern durch Urvertrag mit der Nation, der ihm gebiete, nach dem Gesetze zu walten: das aber sei durch die Vernichtung der alten und wahren Parlamente angegriffen in seinen heiligsten Fundamenten, und so lange sie nicht hergestellt, herrsche in Frankreich nur die rohe Gewalt. Aufregung herrschte unter der ganzen Nation, und die Mitglieder des neuen Parlamentes sahen sich dem Hohne und dem Spotte des Pöbels ausgesetzt. Vergebens rieth der Minister Vergennes, die nun einmal gewonnene volle Autocratie festzuhalten, sie durch die Wiederaufrichtung der alten Parlamente nicht in den früher vorhandenen Widerspruch mit sich selbst zu bringen; vergebens weissagte er selbst den Untergang der Monarchie aus dieser Maßregel und vergebens flehten die Mitglieder des neuen Parlamentes, sie und das königliche Ansehen nicht auf das heftigste zu compromittiren. Ludwig, der in seiner Schwäche lange unentschloßen zwischen den kämpfenden

*) **Il fallait en outre détruire la barrière aristocratique. Mémoires de Madame Hausset, pag. 26.**

Parteien gestanden hatte, der einen Augenblick selbst zur Behauptung der vollen Autocratie entschloßen gewesen war, ward endlich durch seine Liebe zum Volke, das einmüthig die Wiederherstellung des alten Parlamentes zu wünschen schien, bewogen, die Maßregel wirklich eintreten zu laßen. Alle Parlamente des Reiches wurden wieder hergestellt. Indeßen ward dabei nicht ohne Vorsicht verfahren. In dem königlichen Edicte für die Wiederherstellung der alten Parlamente ward ihnen zwar das Recht der Remonstranzen bestätiget, zugleich aber zur Pflicht gemacht, die Edicte ohne Weiteres zu enregistriren, wenn der König ihre Gründe nicht stark genug finde, um eine Aenderung eintreten zu laßen: ausdrücklich ward den Parlamenten verboten, der Vollziehung der königlichen Edicte Hinderniße in den Weg zu legen, oder das Rechtsprechen einzustellen. Bei neuer Widerspänstigkeit ward mit abermaliger Aufhebung gedroht. Aber das Parlament von Paris, kühn gemacht durch die Schwäche des Königs, behauptete nicht allein, daß nicht Gnade des Monarchen es zurückgeführt, sondern seine Pflicht gegen die unverletzbare Magistratur; es protestirte auch gegen alle Beschränkungen, denen es sich unterwerfen sollte, protestirte gegen das **lit de justice**, in dem der König sie geboten, weil dadurch die Grundsätze der Reichsverfassung untergraben würden. Und Ludwig nach kurzem Zögern ließ die Sache auf sich beruhen. Die Parlamente sahen sich wieder im Vollbesitze ihres alten Rechtes *) (Jahr 1775).

So hatte Ludwig die böse Erbschaft, die seine Autocratie in dem Dasein dieser Parlamente von den Vätern empfangen, selbst neu befestiget; denn es hatte ja nun die Regierung selbst förmlich zugestanden, daß die Parlamente zu den Grundsäulen des Reiches gehörten, die nicht umgebrochen werden dürften, ohne die Herrschaft des rohen Rechtes der Gewalt als vorhanden zu erklären. Diese Wiederherstellung der Parlamente muß als eine durchaus unpolitische, ja thörige Maßregel erscheinen. Die Regierung mußte entschieden das Eine wollen oder das Andere. Entweder die Autocratie ganz und vollständig festhalten **), und in diesem Falle durfte sie die Parlamente nicht wieder-

*) Mémoires de Bouillé pag. 19. Mémoires de Besenval I. pag. 380 — 384. Soulavie: Mémoires II. pag. 200 — 246.

**) Mémoires de Besenval I. pag. 379. Mémoires de Madame Hausset pag. 28.

herstellen, sondern froh sein, daß sie dieselben bereits vernichtet vorfand; denn sie riefen immer die Erinnerung an die Generalstaaten auf. Der Herzog von Rochefoucault, Pair des Reiches, sagte es schon damals unverholen im Pariser Parlamente, die Generalstaaten müßten eigentlich berufen werden, die Parlamente könnten sie nicht ersetzen *). Die Generalstaaten aber waren der Tod der Autocratie, und die Parlamente schon an sich selbst konnten nur hemmen und hindern in Zukunft, wie sie es immer gethan. Oder wollte der König der Autocratie entsagen und dem Reiche eine feste Verfassung geben, so durfte dieses elende Schattenbild einer Volksrepräsentation eben so wenig wieder in das Leben gerufen werden. Aber große und kühne Gedanken lagen weder in Ludwig noch in seinen Umgebungen: die Halbheit herrschte und die Unentschloßenheit, man nährete den heutigen Tag mit dem gestrigen und führte dadurch die Monarchie mit dem Glücke des Volkes in das Grab. Die Parlamente brachen der Revolution die Bahn und ihre Wiederherstellung ward der erste Ruf der neuthümlichen Freiheit.

Ueblere Erbschaft aber als König Ludwig der Sechszehnte in den Parlamenten des Reiches empfangen und festgehalten, fand er in einem entwürdigten Königthume vor, das seine Schwäche nicht zu regeneriren vermocht hatte. Der französischen Autocratie in den Formen, die sie seit Ludwig dem Dreizehnten, Richelieu, Mazarin und Ludwig dem Vierzehnten empfangen, war nicht beschieden worden, ein langes Blüthenleben zu führen und von kräftigen und gesunden Händen fortgeleitet zu werden. Beim Tode Ludwigs des Vierzehnten stand Frankreich groß und glänzend da. Gegen halb Europa hatte es unter den Waffen gestanden, und war, ob auch nach ungeheuren Anstrengungen, doch zulezt mit Ehre und Vortheil aus dem Kampfe gegangen: schöne Provinzen waren gewonnen, eine französische Nebenlinie auf den Thron von Spanien gehoben worden, große Männer hatten in den Geschäften des Krieges und des Friedens um den König gestanden, Handel und Ackerbau hatten sich mächtig gehoben, die französische Literatur glänzte durch ganz Europa und das französische Volk ward für das gebildetste erachtet. Ludwig der Vierzehnte hatte verstanden die Autocratie der Nation zu versüßen

*) Soulavie: Mémoires II. pag. 243.

und sich selbst wie mit einem Heiligenscheine zu umgeben *). Bis zu seinen Liebschaften herab bewahrte er eine würdige und königliche Haltung, und niemals war er niedrig, niemals gemein. Er wußte, unter einem so gebildeten Volke, wie die Franzosen es waren, habe die Autocratie ihren wahren Stützpunct in der öffentlichen Meinung, in einem Zauber, der mit großer Kunst und Geschicklichkeit festgehalten sein wollte, das Volk müße sehen, oder zu sehen glauben, für die Ehre des Reiches, für die Größe des französischen Namens, für die Kraft wohlthätiger Einrichtungen sei die Autocratie vorhanden, und ihr Besitzer dürfe der Masse niemals verächtlich erscheinen.

Aber die hohe Würde, in welcher Ludwig der Vierzehnte fast bis zum Ende seines Lebens sich zu behaupten verstanden, verschwand unter seinen Nachfolgern, und mit schnellen Schritten eilte das Kongthum seiner tiefsten Erniedrigung zu. Eine sehr bedeutende Staatsschuld, die jedoch zum Theil auch schon aus früheren Zeiten zu stammen scheint, hatte dieser König seinen Nachfolgern hinterlaßen. Sie war eine Frucht der großen Kriege, die er geführt, welche zuweilen ein Heer von viermalhunderttausend Kriegern zu halten nöthig gemacht. Sie betrug zweitausend Millionen Livres damaliger Währung. Die folgenden Regierungen hatten, um die Autocratie zu behaupten, zuerst weise Sparsamkeit walten zu laßen, damit nicht die Parlamente ihr altes Recht der Steuerverweigerung in Anwendung zu bringen, von den Rechten des Volkes, von den Generalstaaten zu reden, Gelegenheit gewönnen, damit nicht die Masse, in dem Wertheften, was sie kennt, in dem materiellen Interesse sich verletzt fühle unter der autocratischen Regierung. Sie hatten ferner die äußere Würde und den äußeren Anstand streng zu beobachten; denn der Mensch, ob auch bei ihm selbst die Tugend nicht heimisch sei, will doch nicht und kann nicht wollen, daß auf dem Throne, am allerwenigsten auf dem autocratischen Throne, das Laster offen und ungescheut sich zeige: er fühlt sich gedemüthiget und entwürdiget, steht er unter solcher Herrschaft, er fühlt, daß der

*) Mémoires de Besenval: I. pag. 357. Roi du théâtre, si l'on veut, mais roi qui en savait jouer le rôle et qui le joua si bien qu'il parvint à faire une telle impression à tous les états, qu'une parole, qu'un regard de lui suffisait pour combler les voeux d'un homme, ou lui persuader qu' il était perdu.

Boden des Daseins unter ihm unsicher geworden. Es geschah aber das Erstere nicht und das Andere ward nicht vermieden.

In Frankreich, wo die Autocratie so eben erst entstanden, wo die Erinnerungen an die alte Zeit noch wach waren unter allen gebildeten und denkenden Menschen, schien sie seit dem vierzehnten Ludwig fast planmäßig darauf zu arbeiten, sich verächtlich den gebildeten Ständen, verhaßt dem Volke zu machen. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans wurde die Nation durch den Bankrutt der Lawschen Zettelbank, durch deren trügerische Künste die Regierung die Staatsschuld mit einem Male abtragen zu können gehofft hatte, leichtsinnig betrogen. Die Staatsschuld und mit ihr ein Deficit in dem Verhältniße der Einnahme zur Ausgabe ward nur unbedeutend vermindert *). Den ungünstigsten Eindruck aber machte das Leben des Regenten und des Hofes zu seiner Zeit. Der Herzog wälzt sich in den gemeinsten Lastern und in den gemeinsten Gesellschaften herum und stellte, ein sonst reich begabter Mann, den Frevel in das leichte Gewand der Heiterkeit und des Witzes eingehüllt dar. Treu stand ihm dabei Dubois zur Seite, den der römische Stuhl zum Kardinal der Kirche zu erheben sich nicht entblödete. Damals fing überhaupt der Atheismus und mit ihm zügellose Frechheit der Sitten an sich unter den ersten Ständen der Gesellschaft und zumal am Hofe niederzulaßen. Die Autocratie mußte aber verloren sein in den Herzen der Menschen, so wie sie schwache Könige in den Händen und in der Leitung solcher Umgebungen erblickten.

An König Ludwig dem Funfzehnten arbeiteten nun diese Umgebungen, um den königlichen Sinn nicht nur, sondern auch selbst das Gefühl für bloße Schicklichkeit zu vernichten: sie wollten einen König haben, der sich leiten und beherrschen ließ, einen König, dem sich Pensionen, Pfründen und Geschenke abgewinnen, einen König, der den Kabalen und Intriguen, in denen sie allein zu leben vermochten, zugänglich sei, sie wollten nur Minister, welche den Staatsschatz zu ihrem Eigenthume machten, nur Minister, denen Verschwendung Gesetz **). Und es war diesen Umgebungen gelungen, den characterlosen König vollstän-

*) **Marmontel: Régence du duc d'Orleans.** Am Anfange der Regentschaft ward sie um **400** Millionen Livres vermindert.

**) **Mémoires de Weber I. pag. 85.**

dig zu verderben, und die Regierung des Reiches zu ordnen in ihrer Weise. So lange Ludwig der Funfzehnte unter der Leitung des milden und verständigen Kardinals Fleury blieb, gingen die Sachen noch erträglich genug *). Als er aber gestorben (Jahr 1743), lag über dem Reiche die vollständigste und entwürdigendste Serairegierung. Aus den Armen einer Buhlerin eilte Ludwig, getrieben von einer stürmischen Natur, die über jede Fessel sich durch das Königthum gestellt wähnte, in die Arme einer andern. Es waren nicht mehr Frauen aus den höheren Ständen, denen die Gunst des Königs ward, eine Dubarry ward jezt aus einem Schlupfwinkel der Verworfenheit hervorgezogen, um dem Hofe öffentlich als die Dame des Königs vorgeführt zu werden **). Es ward kein vorsichtiger Schleier mehr über die königlichen Leidenschaften geworfen; im Hirschparke wurden junge Mädchen eigens auferzogen für des funfzehnten Ludwigs Gelüst ***). Einst hatten die Gesetze des Staates und der Kirche sich verbunden, um in der Heiligkeit der Ehe dem menschlichen Geschlechte eine wohlthätige Fessel zu geben, welche die Erhalterin der bürgerlichen Ordnung ist, ohne den Gesetzen der Natur zu widersprechen. Jezt gab der Enkel des heiligen Ludwigs, der allerchristlichste König, der Mann, dessen Wahlspruch auch war: „ich bin der Staat", Ludwig der Funfzehnte, dieses heilige Institut dem Spotte der zügellos gewordenen Menge Preis, und schien es für guten Ton, für königlich, für christlich zu erklären, wenn man sich der Form nach eine Gemahlin gäbe und aus einem öffentlichen Hause sich die wahre Gattin hole †).

Aber minder schädlich wäre immer noch des Königthumes moralische Entwürdigung gewesen, hätte die Herrschaft der Maitressen über den König nicht auch gewaltig eingegriffen in die Verhältniße des Staates, wäre nicht das Reich entwürdiget, die Ehre verloren, der Schatz geplündert, der Adel erbittert, das Volk gedrückt worden.

Unter solchen Erscheinungen, erst nachdem er sich selbst auf das tiefste herabgewürdiget, nachdem er in langer Regierung der

*) Mémoires de Madame Hausset: introduction pag. 19.

**) Soulavie mémoires I. pag. 178.

***) Mémoires de Madame Campan III. pag. 30—32.

†) Soulavie Mémoires I. pag. 180.

Nation gezeigt, daß sie und ihr Wohl ihn gar nicht kümmere, daß er es willig einer Laune, einer Maitresse opfere, erst nachdem er die Edlen und Tüchtigen in seinen Umgebungen nicht mehr aufkommen ließ, nachdem er selbst im Hirschparke und durch Kornhandel die lezten Spuren königlicher Würde in sich ausgetilgt, erst dann hörte die Liebe des Volkes zu seiner Person, erst dann hörte die alterthümliche Hochachtung vor dem Königthume unter allen, selbst unter den untersten Klassen der Gesellschaft auf. Erst dann verwandelte sich jene in Verachtung, ja in Haß*), und diese in das grimmige Mißtrauen gegen Regierung und Hof überhaupt, welches den milden und freundlichen Enkel zu verfolgen scheint, und welches bei einem geringen Maße von Kraft und Umsicht, trotz löblichen Eigenschaften und redlichem Streben, er doch nicht auszutilgen vermag. Das ist auf die französische Staatsumwälzung vielleicht von größerem Einfluße gewesen, als es auf den ersten Anblick scheint. Ein unaustilgbares Mißtrauen ist durch die Herrschaft des funfzehnten Ludwigs unter den Franzosen gegen Alles, was Hof heißt, aufgekommen, und ohne die sprechendsten und bündigsten Beweise glaubt Niemand mehr, daß von dort noch etwas Gutes kommen könne. Daher das allgemeine Gefühl, die Nation müße endlich selbst eintreten und eine feste Ordnung des Reiches schaffen, welche den Hof für immerdar, wie unter Ludwig dem Funfzehnten zu schalten und zu walten, wehre, ein Gefühl, daß leider durch die Maßregeln, die König Ludwig der Sechszehnte bis zum Ausbruche der Revolution ergriff, um den Sturm zu beschwören, nicht gemildert ward, daher die Leichtigkeit, mit welcher es der dem Königthume gleich am Anfange der Staatsumwälzung feindlichen Partei gelingt, über den König, die Königin und den ganzen Hof die gehäßigsten und zum Theil unbegründetsten Gerüchte in Umlauf zu bringen. Dadurch ist die schönste Grundlage untergraben worden, auf welcher jegliches Königthum ruhen muß, und König Ludwig der Funfzehnte ist ein Fluch der Dynastie der Bourbons geworden.

Wo Frauen nun, die in sich selbst die wahre Frauenwürde ausgetilgt, wo Frauen, die Handel mit der Schönheit ihres Lei-

*) **Mémoires de Weber I. pag. 107. La partie saine de la nation ne savait plus où placer son estime et ne rencontrait que des objects de mépris ou de ressentiment.**

bes, und sei es auch an einen König, Handel treiben, das Reichsregiment führen *), da ist keine Narrheit und kein Frevel mehr undenkbar, und es giebt ein abscheuliches Schauspiel, wenn die Ehre eines Reiches und das Glück eines Volkes in dem Gemache einer Buhlerin verhandelt wird. In Frankreich wurden nach ihrem Willen und ihrem Rathe die Minister- und die Feldherrenstellen besetzt, und es konnte kein ausgezeichneter Mann aufkommen und kein tüchtiger sich lange behaupten **). Die politischen Ansichten der früheren Zeit, welche auf dem Stand der Dinge gebaut gewesen, wurden wie in Launen und Zufall vertauscht. Die französische Politik war fast stets gegen das Haus Habsburg gerichtet gewesen, und Eroberungen über dasselbe hatten die große Macht der Bourbons mächtig gefördert. Jezt ward diese Richtung aufgegeben und die entgegengesetzte angenommen. Im Kriege gegen England und Preußen, dem letzten, welchen Ludwig der Funfzehnte zur Zeit der Herrschaft der Maitressen über ihn führte, ärndeten die französischen Heere auf dem Festlande fast nur Schande ein, die Flotte ward von den Engländern fast zerstört, die Kolonien gingen verloren, der Handel ward ruinirt ***). Ein schimpflicher Friede mit England endete den Krieg (Jahr 1762). Frankreich mußte dulden, daß ein englischer Commissair in Dünkirchen darüber wachte, daß die zerstörten Hafen und Festungswerke nicht wieder hergestellt würden, und die erbitterte Nation vermuthete sogar, ein geheimer Artikel des Friedens bestimme, daß Frankreich nur eine gewiße Anzahl von Kriegsschiffen halten dürfe. Das französische Volk aber hängt an der Ehre, wie kaum ein anderes, und durch Tausende von Spottliedern machte es seinem Unwillen über die Erbärmlichkeit der Regierung Luft. In der That war das Ansehen Frankreichs tief herabgesunken, und der ungeheuerste Unterschied zwischen dem Stande der Dinge unter dem vierzehnten und unter dem funfzehnten Ludwig eingetreten. Jener stand wie ein Meister Europas da, und dieser ließ durch die erste Theilung

*) Es hatte eine solche Dirne nicht Unrecht, wenn sie sagte: **j'irai à la cour aupres de ma soeur, le roi me verra, le roi me prendra en amitiè, et je gouvernerai ma soeur, le roi, la France et l'Europe. Soulavie Mémoires I. pag. 174.**

**) **Soulavie Mémoires I. pag. 268.**

***) **Mémoires de Weber I. pag. 88.**

Pohlens die ganze Stellung der Staatenwelt gefährden, ohne eine kräftige Stimme zu erheben.

Der Staatsschatz aber war unter Ludwig dem Funfzehnten, so wie das Reich selbst, ein Spiel treuloser Minister und habsüchtiger Maitressen gewesen. Weder der Betrag des Schuldencapitals, das beim Tode dieses Königs auf Frankreich lastete, noch das damit zusammenhängende Deficit zwischen Einnahme und Ausgabe laßen sich mit Bestimmtheit ermitteln; denn Finanzminister selbst gaben dasselbe höchst verschieden an. Desto gewißer ist, daß seit dem Tode Ludwigs des Vierzehnten Sparsamkeit niemals in dem französischen Finanzwesen herrschte, am meisten indeß immer noch unter der Verwaltung des Herzogs von Orleans, daß Plünderung dieses Staatsschatzes an der Tagesordnung war, daß die Abgaben höchstmöglich gesteigert waren bis zu dem Grade, daß sie hin und wieder unerschwinglich geworden, und Landleute Haus und Hof verließen, um sich ihnen zu entziehen *). Die Abgaben lasteten aber besonders auf der größeren Masse und es war natürlich, daß eine Regierung, die keinem Interesse des Volkes ein Genüge that, die das materielle Wohlsein auf das heftigste angriff, die selbst durch die Länge ihrer Dauer einen Eckel erregte, den Wunsch nach einer festen und sicheren Verfassung zulezt bis in die niedrigste Hütte verbreitete. Die königliche Autorität, wird geklagt, war allenthalben schwach geworden **). Ja sie war schwach geworden, weil sie ohne Tugend dastand, ohne Würde und ohne Kraft, weil sie dem Leben der Menschen das Gefühl der Sicherheit entnommen hatte. Deshalb richteten unter Ludwig dem Funfzehnten die Blicke der Franzosen sich nach dem nachbarlichen, nach dem freien und glücklichen England ***). Es ward die Anglomanie fast herrschend unter den Franzosen †). Und deshalb mehrte sich von Jahr zu Jahr die Zahl der Schriftsteller, welche offen oder heimlich die Autocratie angriffen, und deshalb wurden sie mit Begierde von den Menschen ergriffen, weil sie den Gedanken Worte und Ausdruck gaben, welche allgemein vorhanden waren.

*) In Limousin, in den Sevennen, an den Pyrenäen und in der Dauphiné war das besonders der Fall. **Soulavie Mémoires I. pag. 196.**

**) **L'autorité partout rélachée. Soulavie Mémoires III. pag. 296.**

***) **Considérations par Madame de Staël. I. pag. 39**

†) **Soulavie Mémoires III. pag. 347.**

Selbst unter dem Adel hatte die Regierung Ludwigs des Funfzehnten einen Keim zu Zwietracht und zu Erbitterung gegen die Autocratie gelegt. Ein Gesetz vom Jahre 1760 gebot nur Edle, die ihre Ahnen bis zum Jahre 1400 hinaufzuführen vermochten, bei Hofe zuzulassen. Ein großer Theil des französischen Adels und gerade die berühmtesten und verdientesten Geschlechter waren jüngeren Ursprunges, und mußten sich nun oft hinter sehr unbedeutenden Menschen zurückgesetzt sehen. Es wurden Ausnahmen von diesem strengen Gesetze gemacht, aber diese Ausnahmen waren abermalige Demüthigungen für den neueren Adel. Im Uebrigen waren die ersten Stände der Gesellschaft insgesammt den königlichen Verhaftsbefehlen niemals so ausgesetzt gewesen, wie unter dieser Regierung, und so fühlten auch sie, nicht minder als das eigentliche Volk, die Unsicherheit des Lebens.

Dem guten König Ludwig dem Sechszehnten war nun nicht gelungen, diese ganze böse Erbschaft hinwegzuräumen. Nur Einiges und gerade nicht das Bedeutendste hatte durch sein redliches Streben erreicht werden können. Wohl lastete nicht auf seiner Person wie auf dem Vorgänger der centnerschwere Vorwurf, daß er mit dem äußeren Scheine der Frömmigkeit das Königthum verunehre mit den gemeinsten Lastern. Seine Tugenden leuchteten so hell, daß die Verläumdungen gegen ihn, den König, die vor und nach dem Anfange der Revolution von einer im Finstern schleichenden Partei sorglich ausgebreitet wurden, den mindesten Glauben unter dem Volke fanden.

Aber die Regeneration des Königthumes war auch bei ihm und bei den übrigen Gliedern des königlichen Hauses, denen, mit Ausnahme des Herzogs von Orleans, höchstens Leichtsinn zum Vorwurfe gemacht werden kann, stehen geblieben. In den Hof und in seine Umgebungen hatte Ludwig der Sechszehnte einen tüchtigen Geist, eine redliche Gesinnung und auch einen ehrenwerthen Wandel, obwohl sich das Laster weit mehr verborgen, als früher, doch nicht zu bringen vermocht. Der Hof, das wird offen von einem eifrigen Feinde des neuen Wesens gestanden, der Hof will einen verschwenderischen Finanzminister haben, einen Minister, der mit freigebiger Hand Pensionen aus dem Staatsschatze austheile rechts und links, und jeder, der von Tugend und Uneigennützigkeit redet, wird wie ein natürlicher Feind

betrachtet, den man mit allen Mitteln zu entfernen suchen muß *). Deshalb ward das Vertrauen der Nation zu der Regierung troz den persönlichen Tugenden des Königs nicht hergestellt. Und man muß es gestehen, Ludwig hat seinen Umgebungen einen allzugroßen und höchst verderblichen Einfluß gestattet, verführt selbst von seiner Güte. Die Pensionen werden noch immer sehr reichlich an Menschen, die nichts bedeuteten, ausgetheilt **), und Minister werden noch immer durch Kabalen des Hofes geschaffen und durch Kabalen des Hofes verdrängt ***). Daher ein unaufhörliches Schwanken in den Maßregeln und in den Systemen der Finanzen und der Verwaltung, welche mit jedem neuen Ministerio einen Wechsel erfahren: bald sind die Reformen an der Tagesordnung und das Neue, bald wieder die Reactionen und das Alte. Darum steigt die Finanznoth von Jahr zu Jahre, und das Verlangen der Nation nach gesicherten Zuständen wird immer lauter. Mit dem Hofe Hand in Hand gehen die großen Familien, die in dem Besitze der ersten und einträglichsten Würden des Staates sind †). Ihnen und den privilegirten Ständen überhaupt hat Ludwig, und gewiß hätte es auch kein anderer König vermocht, den Geist der Selbstverläugnung für das Beste des Staates und des Volkes zu geben nicht vermocht. Sollen sie Opfer bringen, soll die Administration verbeßert, die Güter aller gleich besteuert, die Privilegien aufgehoben werden, so werden von ihnen einmüthig solche Bestrebungen mit dem Namen „Verletzung der Constitution des Reiches" bezeichnet ††). Und auch hier ist wiederum zu gestehen, daß es König Ludwig an dem kraftvollen Einschreiten fehlen ließ, welches leicht, zwar nicht die Revolution vermieden, aber ihr doch eine andere Bahn hätte anweisen können. Darum konnte dem Staatsschatze nicht aufgeholfen, die Abgaben nicht bedeutend erleichtert, der Druck, welcher auf dem Volke lastete, nicht beträchtlich gemildert werden.

*) Soulavie IV. pag. 268. la cour, qui voulait un ministre dilapideur. III. pag. 310.

**) Considérations par Madame de Staël I. pag. 72.

***) Le jour de la nomination d'un ministre, on pronostiquait son renvoi. Mémoires de Madame Hausset: pag. 33.

†) Etwa funfzig Familien de la haute magistrature genannt. Soulavie Mémoires IV. pag. 21.

††) Unterdrückung unnützer Stellen heißt: dénaturer la monarchie. Soulavie Mémoires IV. pag. 85.

Es war eine Zeit gekommen, in der der Geist sich rasch in Bewegung setzen mußte, der sich der Revolution bemeistern wollte, eine Zeit, in welcher man vor Anderen begriffen haben mußte, daß das Alte sich abgelebt habe und daß ein Neues beginnen müße, nicht in langsamen, sondern in raschen Schlägen. Und das war es, was König Ludwig und noch weit weniger als er, seine Umgebungen zu erfaßen vermochten. Dadurch haben sie die Gunst der Verhältniße verloren, in denen sie Anfangs standen, und sie sind endlich von den Begebenheiten erfaßt und von ihnen bestimmt worden, nachdem sie die schöne Zeit versäumt, in welcher sie noch dieselben zu bestimmen vermocht hätten. Aber rechnen mit dem Könige möge darum niemand; seine Welt war der Hof und sein Evangelium war die Herrschaft, wie er sie von den Vätern ererbt hatte. Es werde ihm aber zu Gute gerechnet, daß offenbar ein dunkeles Gefühl in ihm gewaltet, diese Herrschaft genüge den Menschen nicht und mache sie nicht glücklich. Und es werde ihm zu Gute gerechnet, daß er diesem Gefühle nachgegangen und die Autocratie nicht mit Gewalt zu behaupten getrachtet. Es waren Puncte in Ludwigs Leben, in denen er nur zwei oder drei Schritte weiter zu gehen brauchte, um die wahre Monarchie zu retten und das Volk von Frankreich zu bewahren vor den Greueln der Revolution. Die Halbheit war es, die Unentschloßenheit, das Hinübergehen und das Herübergehen, welche den Untergang brachten.

Zulezt aber möge nicht unbemerkt bleiben, daß die Ehre des französischen Reiches wieder hergestellt worden ist von dem sechszehnten Ludwig. Er hatte ein französisches Herz *) und er war ungemein thätig, daß das Reich seine würdige Stellung wieder einnehmen möchte. Die Marine ward regenerirt, der neue Hafen von Cherbourg gebaut, andere ausgebeßert: endlich die Gelegenheit ergriffen, um die erduldende Schmach an England zu rächen. Frankreich nimmt Theil an dem Kampfe der nordamericanischen Kolonien gegen Britanien, Heer und Flotte erscheinen in demselben wieder in einem Achtung gebietenden Zustande, und in einem ehrenvollen Frieden wird die frühere Schmach ausgetilgt (Jahr 1783). Die englischen Commissaire verschwinden aus Dünkirchen. Aber die Wiederherstellung der Ehre des Reiches

*) Mémoires de Weber I. pag. 124.

war von sehr geringem Einfluß auf die Stimmung des Volkes für das Königthum. Es war ein verhängnißvoller Kampf, in dem sie wieder errungen ward, ein Kampf, der dem Gedanken der Freiheit, der Republik unter den Franzosen einen neuen Halt gab, während er die Finanzverlegenheit der Regierung ungemein vergrößerte. Die Ereigniße in der politischen Welt Europas nach diesem nordamericanischen Kriege fielen schon in die Anfänge der Revolution und das französische Reich konnte eine Zeit lang keine Rolle in denselben übernehmen, bis es gerufen ward, um die hauptsächlichste zu spielen.

Böse Erbschaften hatte so König Ludwig der Sechszehnte von seinen Vorfahren empfangen, und sie, ob es wohl in seiner Macht gestanden, sich ihrer zum Theile zu entledigen, aus gutmüthigem Irrthume und aus Mangel an einem recht festen und bestimmten Plane für seine Regierungsweise, festgehalten. Aber böse Erbschaften empfing er außerdem noch in so manchen Zuständen und Verhältnißen, die sich aus früherer Zeit in dem Reiche erhalten, und welche fast insgesammt von der Art und Weise waren, daß sie an dem vorherrschenden Geiste der Zeit verstießen, und welche doch hinwegzunehmen weder in des Königs Willen, noch fast auch in seiner Macht lag, so lange er sich nicht in einen Strudel hineinwerfen wollte, der leicht ihn selbst verschlingen konnte. Dahin gehörte vor Anderen das Verhältniß zwischen dem Adel und dem Volke. Zwar galt seit der Verwaltung des Kardinals Richelieu vor dem Könige alles für Volk *), so lange von einer gleichmäßigen Unterwürfigkeit Aller unter dem Willen der Autocratie die Rede war. Aber die Rechte gegen die unteren Klassen der Gesellschaft waren dem Adel unverkürzt geblieben. In der Regel waren sein die Würden des Staates. Das schien aber um so unnatürlicher zu sein, da ein großer Theil des französischen Adels nicht auf geschichtlichem Boden stand, sondern erst aus der Masse des Volkes durch königliche Briefe emporgehoben worden war, die seit König Franz dem Ersten für Geld verkauft wurden **). Die Reichen und Angesehenen des Bürgerstandes waren es, welche den Neid und den Haß,

*) Soulavie: Mémoires V. pag. 153.

**) Considérations par Madame de Staël I. pag. 167. 198.

den sie selbst gegen diesen Adel trugen, eifrigst auch unter die untersten Stände zu verbreiten suchten *).

Es ist in der Zeit König Ludwigs des Sechszehnten vor der Revolution nichts geschehen, um eine Milderung in dieses Verhältniß und in die daraus hervorgehende Stimmung zu bringen. Es ist sogar, und sehr zur unrechten Zeit, als das Entstehen der nordamericanischen Republic die Idee der Gleichheit der Menschen ungemein gesteigert und weiter verbreitet hatte, ein Schritt geschehen, der zu den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten selbst, welcher den Adel und den dritten Stand ganz gleichmäßig zu den Offiziersstellen der Armee beförderte, Erbitterung verbreitet haben würde. Der Bürgerstand ward durch mehrere königliche Edicte für unfähig zu den Offiziersstellen erklärt **). Nicht durch ein königliches Edict, aber durch unausgesetzten Brauch ward ferner entschieden, daß die höheren Stellen der Kirche und nicht minder die höheren Civilstellen nur an den Adel vergabt werden sollten. Dadurch ward unter den Gebildeten des dritten Standes eine grenzenlose Erbitterung hervorgerufen ***). Kaum minder als der Adel gehaßt war der höhere Klerus, dessen unermeßliche, in dem Laufe der Zeit gewonnene, Reichthümer um so mehr ein Gegenstand des Neides geworden, da ihr Genuß wiederum größtentheils dem Adel anheim fiel †), und je weniger dieser höhere Klerus im Ganzen genommen durch sein Leben Achtung einzuflößen im Stande war. Zu den bösen Erbschaften der Zeit gehörte ferner die Menge der Abgaben, welche auf dem Volke lastete. Sie beliefen sich ungefähr auf fünfhundert Millionen Livres des Jahres, und es wird geklagt, das sie nicht allein durch ihre Menge, sondern besonders durch die Art und Weise ihrer Erhebung drückend für das Volk gewesen wären ††). In der

*) **Mémoires de Rivarol, pag. 93.**

**) Die hierher gehörigen Edicte wurden am **22. Mai, 18. August 1781** und **1. Januar 1786** gegeben. **Soulavie Mémoires IV. pag. 389 — 395.**

***) **Mémoires de Madame Campan I. pag. 236. Il fallait tenir à cette classe honorable du tiers état pour connaître le désespoir ou plutôt le courroux qu'y porta cette loi.**

†) **Rivarol Mémoires pag. 97.**

††) **Mémoires de Madame Hausset, pag. 24.** Besonders heftig ward über Willkührlichkeiten der königlichen Indentanten der Finanzen in den Provinzen geklagt.

That ward durch eine fehlerhafte Administration eine bedeutende Summe, die das Volk zahlen mußte, verschlungen, ehe sie in den königlichen Schatz gelangte. Adel und Klerus zahlten dem Staate zwar kaum minder als das eigentliche Volk, und zumal der erstere hatte nur sehr wenige Geldprivilegien vor dem Volke voraus, da er nur von persönlichen Steuern und Gaben frei. Der Klerus aber, welcher etwa ein Fünftheil alles liegenden Grundes in Frankreich besaß *), war doch von mehreren Steuern frei und seine ganzen Abgabenverhältniße zu dem Staate regelte er als eine geschloßene Körperschaft durch eigene Verträge mit dem Könige. Da fast alle Minister Ludwigs des Sechszehnten sich große Vortheile für den Staatsschatz von dem Systeme der vollkommen gleichen Besteuerung versprachen, so muß die Vermuthung, besonders der Klerus zahle im Verhältniß zu den übrigen Staatsgenossen ungenügend, wohl begründet gewesen sein. Die mehrfach ausgesprochene Ansicht, daß der Haupttheil der Abgabenlast, trotz anscheinend geringer Vorrechte der beiden ersten Stände, des Adels und des Klerus, doch auf dem eigentlichen Volke gelastet habe, rechtfertiget sich dadurch, daß auf demselben, außer den Summen, welche der Staat bezog, noch eine große Menge von Lasten ruheten, welche an den Klerus und die adelichen Gütern zu zahlen waren **). Und diese Dinge waren ohne eine gänzliche und niemals in den Sinn des Königs kommende Regeneration des Reiches nicht hinwegzunehmen.

---

## Der Anfang der französischen Revolution in dem Kampfe der privilegirten Stände gegen das Königthum.

Aus der Darstellung der vorhandenen Zustände in Frankreich, aus der Schilderung des herrschenden Geistes und der Stimmung der Nation mag deutlich erkannt werden, daß die

*) Soulavie Mémoires IV. pag. 134.

**) Considérations par Madame de Staël I. pag. 73.

Stellung der neuen Regierung höchst schwierig war. Wie sollte sie mit einem Schlage, wie die öffentliche Stimme fast zu verlangen schien, das Gebäude vieler Jahrhunderte niederbrechen, wie sollte sie schnell über die ungeheure Masse von Uebelständen und Mißverhältnißen hinwegkommen, welche mit der Nation fast selbst entstanden waren, und wie sollte sie endlich, angenommen, sie habe erkannt, das Alte sei nicht mehr tauglich und es müße ein Neues beginnen, in der Gründung desselben die sich schroff entgegenstehenden Ansprüche der verschiedenen Stände der Gesellschaft vereinigen. Die Schöpfung eines neuen Frankreichs war nur zu erreichen durch eine Revolution, und eine Revolution wäre sie gewesen, auch wenn sie von dem Machtgebote des Königs herbeigeführt worden. Ludwig der Sechszehnte wollte aber eine solche nicht und konnte sie nicht wollen. Schon die Wiederherstellung der Parlamente zeigte, daß er im Großen und Ganzen die Verfassung des Reiches, die jezt für die alte galt, aufrecht zu erhalten entschloßen war: er äußerte auch später ein lebhaftes Widerstreben gegen die Einführung einer andern, etwa der englischen sich anschließenden, Verfassung. Frankreich aber sehnte, durch die Regentschaft und durch des funfzehnten Ludwigs Waltung belehrt, sich nach einem neuen Staate, in dem sein Glück nicht abhängig von dem Zufalle, ob das Talent oder die Thorheit, ob die Tugend oder das Laster ihren Sitz in der Regierung nehmen würden. Dadurch kam Ludwig der Sechszehnte in Widerspruch mit seinem Volke. Doch hatte ihm ein richtiges Gefühl gelehrt, daß das Reich nicht fortbestehen könne in alter Weise, und schon die Noth der Finanzen drängte mit gleicher Gewalt zu dieser Ueberzeugung hin. Aber solche Umgestaltungen nur wollte der König größtentheils vorgenommen wissen, welche das materielle Interesse der Nation befriedigten. Und vielleicht würde durch eine strenge Bewahrung desselben die Revolution aufgehalten worden sein. Aber der Hof wendete den König auch von diesem Ziele immer ab, und die privilegirten Stände rufen selbst gegen diese Neuerungen, als bedrohten sie die Monarchie. Und die Neuerungen werden aufgegeben, das Alte zurückgerufen, bis die beßere Ueberzeugung in dem Könige wieder Raum gewonnen. Aber das stete Schwanken erzeugt in der Nation nur das heftigere Verlangen nach festen Verfassungsformen. Und sehr getäuscht hatte sich der König, wenn er vermuthete, die Be-

friedigung des materiellen Interesses werde dem Volke auf die Dauer genügen. Das ist die Geschichte der Regierung Ludwigs des Sechszehnten bis zur Revolution.

Der König hatte, nachdem über die Minister Ludwigs des Funfzehnten, wie das Volk sich ausdrückte, eine Bartholomäusnacht gehalten und sie ihres Dienstes enthoben worden waren, Maurepas zum Principalminister (24. Aug. 1774) ernannt. Das Ministerium der Finanzen ward an Turgot, bisher Intendanten der Provinz Limoges, gegeben. In dem früheren Amte hatte sich Turgot durch Rechtschaffenheit und durch große Liebe für das Volk ausgezeichnet; seine Eingaben und Vorstellungen an die Regierung, die immer Gerechtigkeit und immer das Wohl des Staates wollten, hatten ihm den höchsten Grad des Wohlwollens und der Achtung in dem gefühlvollen Herzen des königlichen Jünglings verschafft *). Als Minister trat er mit strenger und unerschütterlicher Redlichkeit, mit reinen Sitten und offenem Gemüthe fast nothwendig in einen Kampf mit dem Hofe **). Seine Ansichten über den Staat und dessen Leben, wenn es vernunftgemäß sein sollte, machten ihn zum Gegner nicht minder der privilegirten Stände. Turgot war ein eifriger Freund der neuen Philosophie: auf das Christenthum legte er keinen besonderen Werth, der Klerus mit seinem Reichthume und mit seinen Freiheiten erschien ihm als eine unnütze Last des Staates, das Dasein eines Adels schien ihm unverträglich mit der Vernunft, und zulezt wollte er auf die Democratie hinaus, die Rousseau geprediget hatte, wenn er auch nicht als Minister mit ihrem Vollgehalte hervorzutreten wagte. So wie er nur mit einem Etwas hervorrat, das der Democratie sich wenigstens näherte, entließ ihn König Ludwig seines Amtes. Turgot fand bei dem Antritte desselben die Finanzen in dem wilden und ordnungslosen Zustande, in dem sie Terrai, der lezte Finanzminister Ludwigs des Funfzehnten, gelassen hatte ***): es war ein bedeutendes Deficit vor-

*) Soulavie Mémoires II. 262.

**) Niemals hatte Ludwig Kraft genug, Herr dieses Hofes zu werden: le roi se trouva dans le sein d'une cour au milieu de tous les vices et de tous les erreurs, sans avoir la force de les réprimer. De là l'indécision, les doutes et les anxietés du monarque, ainsi que les perpetuelles contradictions entre ses actions et ses opinions. Mémoires de Soulavie III. pag. 133.

***) Georgel: Mémoires I. pag. 364.

handen. Sparsamkeit, erklärte daher Turgot dem Könige unverholen, so wie er in das Ministerium getreten, müße jezt die erste Pflicht sein und der König müße selbst seiner Güte Schranken setzen, und bedenken, daß die Gaben, die er unter die Hofleute vertheilen wolle, dem armen Volke abgepreßt werden müßten *). Das war freilich an dem französischen Hofe eine neue und unerhörte Lehre, eine Lehre, die den Minister sogleich in Kriegsstand fast mit allen Umgebungen des Königs setzte. Doch Sparsamkeit und Ordnung hatten ihre Früchte getragen, das Deficit ward heruntergearbeitet. Indeßen war es mehr durch künstliche Mittel, als durch neu dem Staatsschatze eröffnete Quellen verdeckt worden. Daher mußte das System der Sparsamkeit lange noch fortgesetzt werden. Für die Zukunft aber wollte Turgot auch die reinen Einkünfte des Staates gesteigert wissen, was schon darum nöthig war, wenn an eine allmälige Abtragung der aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten herrührenden Staatsschuld gedacht werden sollte. Nicht sofortige neue Abgaben, die jezt überhaupt ohne den heftigsten Druck nicht weiter emporgeschraubt werden konnten, sondern ihre gleiche Vertheilung, Hinwegräumung der Hindernißе, welche der Industrie und dem Wohlstande des Volkes im Wege waren, sollten die Kräfte des Staates in die Höhe heben. Daher bewog Turgot den König alle Beschränkungen des Frucht- und Weinhandels im Innern des Reiches aufzuheben, die Zünfte und die Innungen abzuschaffen, so wie die Wegefrohnen. Schon diese Verfügungen, so wenig bedeutend sie auch waren, hatten den heftigsten Widerstand aufgeregt, in dem alle Betheiligte sich vereinigten. Das Parlament war, wie gewöhnlich, für das Alte und Hergebrachte in den Kampf getreten und der König hatte wieder zu dem gewöhnlichen Zwangsmittel des **Lit de justice** seine Zuflucht nehmen müßen. Aber die privilegirten Stände und besonders der Klerus wurden gegen den Minister auf das heftigste aufgeregt, als er deutlich von der Nothwendigkeit der Einführung der gleichen Besteuerungen redete. Von dieser war schon früher einigemal die Rede gewesen, und schon lange hatten Finanzmänner erkannt, daß nur durch sie dem Reiche werde aufgeholfen werden können. Aber sie hieß bei den Privilegirten immer ein Verbrechen gegen den Staat, eine Ver-

*) Soulavie Mémoires II. pag. 288.

letzung gegen die Grundsätze der Monarchie. Und alle Mittel wurden in Bewegung gesetzt, um den verhaßten Mann zu stürzen, der davon zu reden gewagt *). Der Minister verdarb sich aber bei dem Könige selbst, der Anfangs trotz dem Geschreie des Hofes und der privilegirten Stände ihm sehr befreundet gewesen war, durch den Antrag, den er zur Errichtung einer neuen Administration des Reiches machte. Municipalitäten der Grundbesitzer sollten in den Provinzen die Abgaben vertheilen, eine große National-Municipalität aus Deputirten der Provinzial-Municipalitäten zusammengesetzt, um den König sich sammeln. Diese Municipalitäten sollten nicht entscheidend, sondern nur mit Vorschlag, Rath und Bitte dem Könige zur Seite stehen. Aber Ludwig sah darin Gefahr für die Autocratie, zu welcher er sich eben so sehr gezogen, wie von dem Wunsche, die Lasten des Volkes zu erleichtern und das Reich glücklich zu machen, bewegt fühlte. Von diesem Augenblicke an wendete sich der König von Turgot und die Gegenpartei, der Hof, die Parlamente, die privilegirten Stände, alle, die durch Turgots Maßregeln in ihren Interessen verletzt worden waren, gewannen freies Spiel. Der Minister ward seines Amtes entlaßen **) (12. Mai 1776). Niemand, als das Volk, blickte ihm mit Schmerzen nach und mit einem schönen Bewußtsein stieg Turgot von seiner hohen Stellung herab. So wenig er auch in der kurzen Zeit seiner Amtsführung zu thun vermocht hatte, so sehr er auch nur erst in der Ferne mit dem Untergange der Privilegien und Freiheiten gedroht hatte, so einmüthig war die Stimme des Hofes, der Parlamente, der hohen Magistratur, des Klerus, aller Privilegirten gegen ihn gewesen. Das war ein trübes Zeichen für einen folgenden Minister, der, wie überhaupt ein jeder, welcher es mit dem Staate redlich meinte und seine Verhältniße überhaupt zu würdigen vermochte, einsah, daß dem Reiche nicht anders als durch Sparsamkeit, verbeßerte Administration, gleiche

*) Der Graf von Provence selbst gab eine Schrift gegen Turgot heraus: sie steht bei Soulavie Mémoires III. 107—127.

**) Soulavie Mémoires III. pag. 155. Mémoires de Weber I. pag. 137. On fit redouter au roi de grands troubles. On lui dit, que Turgot faisait mal le bien. Le jeune prince, n'osant prendre sur lui la responsabilité de ses penchans, sacrifia le ministre que son coeur chérissait.

Besteuerung und Erleichterung der Lasten des Volkes aufgeholfen werden konnte.

Das System der Reformen, welches Turgot einzuschlagen begonnen, wurde sogleich wieder aufgegeben und besonders die Zünfte und die Frohnen wieder hergestellt *), bei welcher Nachricht Turgot Thränen des Schmerzes vergoßen haben soll. Die Regierung zeigte dadurch, daß sie planlos handele, daß sie selbst ein Spiel des Zufalls sei. Dadurch ward das Gefühl der Unsicherheit des öffentlichen Zustandes, welches die Regierung des funfzehnten Ludwigs zurückgelassen hatte, aufs neue befestiget. Gegen den Verlust, den dadurch der König in der öffentlichen Meinung erlitt, konnte es natürlich nicht in Anschlag kommen, daß die von Turgot Angegriffenen oder Bedrohten wieder zufrieden gestellt waren und schwiegen **). Die Finanzen lagen ein volles Jahr wieder in großer Unordnung, in welchem sie nicht weniger als sechs interimistische Verwaltungen hatten.

Endlich ward Necker, schon früher als Finanzrath angestellt, als Generaldirector der Finanzen, da man ihm als einen Ausländer und Protestanten den Titel eines Ministers nicht geben wollte, berufen (Juli 1777). Die Verhältniße des französischen Reiches waren in diesem Augenblicke höchst kritisch geworden. Der Krieg zwischen England und seinen nordamericanischen Kolonien stand bereits in vollen Flammen. Die Kolonien hatten ihre Unabhängigkeit erklärt und mit eigener Kraft die ersten Erfolge errungen. König Ludwig hatte sich bereits zur Theilnahme an diesem Kriege gegen England entschieden. Das System der Reformen und der Sparsamkeit konnte im Kriege nicht fortgeführt werden. Daher hatte sich Turgot bestimmt gegen die Theilnahme Frankreichs an dem Freiheitskampfe der Nordamericaner ausgesprochen. Auch Necker war gegen den Krieg, aber fand ihn, als er in das Ministerium trat, bereits ausgebrochen, und er hatte als Finanzminister nur noch die Pflicht, dem Könige und dem Reiche die Mittel zur Führung desselben zu verschaffen. Es war vorauszusehen, der Krieg gegen den Koloß der britischen Macht würde sehr bedeutende Summen kosten, zumal da die

*) Soulavie Mémoires V. pag. 53.

**) Soulavie Mémoires III. pag. 167.

französische Marine noch im Argen lag *). Der nordamericanische Krieg ist ohne Neckers oder irgend eines Anderen Schuld schon durch die unvermeidliche Steigerung der Staatsschuld ein hauptsächliches Mittel geworden, schneller die Revolution herbeizuführen, als sie sonst wohl gekommen sein würde. Er verschlang dem Staate ungeheure Summen, welche die Finanzverlegenheit für die folgende Zeit bis zur Noth steigerten.

Unter solchen Aussichten trat Necker in das Ministerium. Dieser Mann war vom Schicksale des französischen Reiches bestimmt, eine Hauptrolle am Anfange seiner Staatsumwälzung zu übernehmen, zu welcher er sich nicht drängte, zu welcher er gezogen ward. Dadurch ist er allem Haß und aller Feindschaft, mit der jene selbst verfolgt ward, Preis gegeben worden. Und mit Recht klagt Necker, daß weil er auf der Höhe gestanden, vielen geschienen, er sei es, welcher die Dinge in Bewegung setze, er sei es, welcher die Dinge in Bewegung setze, er, der die Verhältniße bestimme, er, der die Revolution schaffe, da er doch, wie alle, nur unter der Macht der Zustände gestanden **). Menschen, welche, weil sie das Leben nicht kannten und von jener Macht nichts wußten, nicht zu begreifen im Stande waren, woher so plötzlich das Ungeheuer der Revolution gekommen, fanden es einfach und bequem zu sagen, Necker besonders sei es gewesen, der die Revolution gemacht habe, Necker, der einen Geist und eine Meinung unter fünf und zwanzig Millionen Franzosen gemacht habe ***). Als Beweise aber der absurdesten aller Meinungen müßen die Reformen und die Finanzmaßregeln Neckers in seinem ersten und auch in seinem zweiten Finanzministerio dienen. Die Reformen sind es gewesen, welche den alten und ächten Geist der französischen Monarchie, ihren, wie manchen schien, schönen Zusammenhang, ihre, wie die am meisten glaubten, welche sie führten, treffliche Administration zerbrachen, und das Neue, das an die Stelle des Alten gesetzt ward, zog den

*) Die Summen, welche der Krieg mit England aufgezehrt, werden sehr verschieden angegeben. Eine der höchsten Angaben ist 1200 Millionen Livres. **Mémoires de Bouillé: pag. 39.**

**) **Necker: de la révolution I. pag. 184.**

***) In Soulavie's, zum Theil auch in Webers und Anderer Memoiren. Doch in den ersteren am meisten werden diese Vorwürfe bis zum Ekel wiederholt.

Geist der Democratie auf, welcher das Königthum und das Reich zerstörte.

Solche Vorwürfe kommen von denen, welche nicht begriffen, daß gerade die von der Regierung selbst getroffenen Reformen es waren, welche dem Geiste der Revolution entgegenarbeiteten, und daß gerade das die Revolution hervorrief, daß die Regierung durch Schwanken und Unbestimmtheit, durch Nehmen und Geben das Vertrauen und den Glauben der Nation, sie selbst sei fähig und kräftig genug, um ein neues der Zeit genügendes Gebäude aufzubauen, verloren hatte, daß gerade der Umstand die gewaltsame Staatsumwälzung erzeugte, daß die Regierung in diesen Reformen auf halbem Wege stehen blieb. Die Stimmen aber, von denen diese Anklagen gegen Necker kamen, sie tragen den Stempel der höchsten Parteilichkeit an sich; denn es war der Hof, der sich gegen ihn erhob und endlich wiederum in dem Könige die beßere Ueberzeugung niederkämpfte, der Hof, der sich durch das System der Sparsamkeit eingeschränkt sah, die Beamteten, deren Stellen als unnütz dem Könige, dem Reiche und der Nation eingezogen wurden, die privilegirten Stände, welche sich wiederum mit der furchtbaren gleichen Besteuerung bedroht sahen. Alle diese Dinge aber wurden nicht von dem Geiste der Democratie, sondern in dem Maße von der absoluten Nothwendigkeit geboten, daß zulezt selbst der glatte Höfling Kalonne und überhaupt jeder Minister, der weiter sah, als auf den folgenden Tag, auf sie zurückkommen mußte.

Wenn das nun staatsumwälzender, democratischer Geist war, zu fühlen, daß das französische Reich an Tausenden von Mängeln seit Jahrhunderten kranke, daß es, trotz seiner inneren Blüthe, weil die Kraft und die Industrie der Nation selbst die härtesten Uebelstände überwand, der Freiheit ermangele, der rechten Ordnung und des wahren Gesetzes, und wenn das ein democratisches Streben war, die ächte Freiheit, die rechte Ordnung und das wahre Gesetz unter dem Baume des Königthumes zu begründen, so ist Necker, wie alle einsichtsvolle Franzosen, der ächteste Democrat gewesen. Denn sein ganzes erstes Ministerium bietet nur ein Bestreben dar, so weit es mit der Pflicht des Ministers eines autocratischen Königs vereinbar, jene Dinge unter den Franzosen zu begründen. Aber nichts deutet in diesem ersten Ministerio darauf hin, daß Necker das allerdings in

ihm waltende Gefühl, die Zeit komme heran, wo Frankreich eine beschränkte Monarchie werden müße, wenn es überhaupt noch eine bleiben sollte*), in das Leben zu führen getrachtet habe. Er setzte die Pflicht des redlichen Mannes treu hinter dieses Gefühl. Und er konnte und durfte es; denn noch drängte die Regierung nichts hart und unmittelbar zu einer großen Staatsumformung selbst schnell zu schreiten, um einer Staatsumwälzung zuvorzukommen.

Erst in seinem zweiten Ministerio, welches von dem ersten durch einen langen und verhängnißvollen Zeitraum getrennt war, als die Regierung durch abermaliges Schwanken das Zutrauen der Nation verloren, als die Stimmung der Nation durch Ereigniße, die außer Neckers und jedes Menschen Machtbereiche lagen, gesteigert, laut, ja ungestüm eine Veränderung aller Staatsverhältniße forderten, als bereits von früheren Dienern des Königs selbst die Einleitungen zu derselben getroffen waren, die er nicht zurücknehmen konnte, dann allerdings hat er dem Könige gerathen herab von dem autocratischen Throne zu steigen und sich mit einer beschränkten Monarchie zu begnügen, dann hat er gerathen, sich die Revolution gewißermaßen selbst zu machen, damit sie nicht von dem Volke gemacht werde, so lange es noch Zeit war, sie zu gestalten, wie der König wollte **), und dann hat er darauf gearbeitet, daß eine der englischen ähnliche Verfassung in Frankreich möchte eingeführt werden, eine Verfassung, unter deren Schirme der ältere Zweig der Bourbons heute noch auf dem glänzendsten Throne Europas' sitzen würde, eine Verfassung, welche später die Königin Marie Antoinette mit dem Verluste eines Armes nicht erkauft zu haben bejammerte ***), und welche von dem Hofe standhaft zurückgewiesen ward zu derselben Zeit, wo ihre Gewinnung dem Könige, dem Reiche, ja der ganzen europäischen Staatenwelt das höchste Glück war. Sollte es nun wieder democratischen Geist verrathen, gewußt zu haben, daß die Dinge kommen würden, wie sie kamen, und

*) Dasselbe hatte schon Turgot dem Könige gesagt: **Soulavie Mémoires III. pag. 165.**

**) Förmlich dem Könige vorgelegt in dem: **Rapport fait au roi dans son conseil:** Jahr 1788 bei der Delibration über die Einberufung der Generalstaaten.

***) **Considérations par Madame de Staël: I. pag. 216.**

democratischer Geist das autocratische Königthum hinwegreißen zu wollen von dem Rande des Unterganges, um es als verfassungsmäßiges in dem Augenblicke neu zu begründen, wo es sonst ganz untergehen mußte, so ist Necker wieder der vollständigste Democrat, der gedacht werden mag.

In diesem zweiten Ministerio mag Necker, fortgerissen von der Gewalt der Ereigniße, die kaum zur Besinnung zu kommen verstatteten *), Hunderten von Irrthümern und Mißgriffen verfallen sein, sie lagen nicht in seinem Wollen und in seinem Streben, sie lagen nur in der Menschennatur und in der Gewaltsamkeit der Dinge. In der That Necker hat weder die eigene noch der Tochter beredte Vertheidigung nöthig, um den schönen Ruhm eines dem Könige und der Nation gleich befreundeten und für beide gleich wachenden Ministers auf die unbefangene Nachwelt zu tragen.

In diesem ersten Ministerio nun folgte Necker streng dem Systeme der Sparsamkeit, welchem schon sein Vorgänger Turgot angehangen: es war in den Jahren des Krieges natürlicherweise mehr als je nothwendig und mußte mit größerer Strenge gehandhabt werden. Der Hof und die Brüder des Königs — denn den König selbst und die Königin kann nie der Vorwurf der Verschwendung treffen — konnten nicht mehr ungehindert aus dem königlichen Schatze schöpfen. Und mit einer besonderen Naivität wird von einem eifrigen Freunde des alten Staatswesens eingestanden, das sei der Grund einer grimmigen Feindschaft gegen den Minister gewesen, das habe genügt, um alle Mittel und Hebel gegen ihn in Bewegung zu setzen **). Aber es mußten Spott, Verläumdung, Verdrehung und Lüge lange vergebens am Hofe arbeiten, ehe sie das Gemüth des Königs erschüttern und gegen den Minister einnehmen konnten. Eine Menge von unnützen Hofstellen werden abgeschafft, die Stellen der Intendanten der Finanzenaufgehoben, ein ganzes Heer von Beamten des Finanz- und Administrationswesen sieht sich ganz von dem Staatsdienste entfernt, oder doch eingeschränkt. Die

*) Neker de la révolution I. pag. 302.

**) Weber Mémoires I. pag. 301, Soulavie Mémoires III. 85—88. Mémoires de Besenval I. pag. 428. Les déprédations des grands seigneurs qui sont à la tête des dépenses de la maison du roi sont énormes révoltantes.

bedeutendsten Ersparnisse in den Ausgaben des Staates wurden dadurch herbeigeführt. Da für aber auch ein einmüthiges Geschrei aller Betheiligten gegen den Minister, er untergrabe die heiligsten Grundsäulen der Monarchie, er reiße das Gebäude des Staates Stück für Stück nieder. Es war das Rufen gegen so plötzliche Umgestaltungen allerdings von einem gewißen Standpuncte aus verzeihlich, aber selbst von Eifer für das Königthum giebt die von dem Minister angegriffene Partei keine Zeichen in ihrer Wuth: sie verbreiten in derselben Schriften, die den Credit des Staates, den Minister und unmittelbar auch das Königthum untergraben sollen. Die durch das System der Reformen Angegriffenen scheinen zu zeigen, daß es ihnen um das werthe Ich noch etwas mehr zu thun war, als um den Staat *). Selbst an dem Vorwurfe gegen Necker, er breche thatsächlich die Monarchie um und eröffne der Democratie Thor und Thür, fehlte es nicht. Necker hatte dem Könige den Plan zu einer neuen Administration der Provinzen vorgelegt, der sich von dem früheren Entwurfe Turgots wesentlich unterschied und die Autocratie des Königthumes vollständig bewahrte. Die Verwaltung der Intendanten der Finanzen in den Provinzen war, wie König Ludwig selbst eingestand **), vielen Mißbräuchen unterworfen, und es stand der Regierung kein kraftvolles Mittel zu Gebote den Klagen, welche häufig die Unterthanen gegen ihren Druck erhoben, abzuhelfen. Der König sollte nach Neckers Rathe an ihre Stelle in den Provinzen Municipalitäten aus den Grundeigenthümern errichten, welche die Abgaben vertheilen und überhaupt der Regierung mit ihrem Rathe zur Seite stehen sollten. Diese Municipalitäten waren in Neckers Vorschlage von dem Könige weit abhängiger als in Turgots Plane; denn sie sollten zum Theile von dem Könige selbst mit den ihm tauglich scheinenden Männern besetzt werden, zur Hälfte aus dem Adel und dem Klerus und zur andern Hälfte aus dem Bürgerstande und aus den Bauerschaften ***). Auch dachte Necker

*) Soulavie Mémoires III. pag. 108.

**) Soulavie Mémoires IV. pag. 124.

***) Mémoire donné au roi en 1778. Neckers nur für den König bestimmtes Memoire, kam in treulose Hände, die es bekannt machten, um die Parlamente und die Indentanten zu erbittern. Weber Mémoires I. pag. 142.

nicht an die Errichtung einer großen Nationalmunicipalität, wie Turgot sie vorgeschlagen. Necker wollte mit dem Institut für die Zukunft nicht allein den Willkührlichkeiten der Intendanten der Finanzen in den Provinzen wehren, sondern auch den öffentlichen Geist unter den Franzosen beleben, und nach und nach wohl auch den Parlamenten, die ja immer nur Widerstandsgeist gegen die Regierung gezeigt hatten, das Recht des Enregistrirens der Anleihen und Abgaben entwinden. Der Plan, dem der König seine t[illegible]lweise Billigung nicht versagte, ward auch mit großer Vorsicht in das Leben geführt, und solche Municipalitäten vor der Hand nur versuchsweise in drei Districten eingeführt. Dennoch wird geklagt, daß die Einrichtung das Königthum beeinträchtiget habe, als ob es von den weit unabhängigeren Parlamenten, von den Provinzialständen nicht bereits weit mehr beschränkt gewesen, und als ob nach Neckers Plane diese Municipalitäten etwas Anderes als Rathgeber des Königs hätten sein sollen. Aber es erbitterte die privilegirten Stände schon, daß in diesen Municipalitäten die Hälfte der Mitglieder aus dem Bürger- und Bauerstande genommen werden sollte. Nichts aber brachte jene mehr in Zorn, als daß Necker von weitem sehen ließ, auch er denke an die gleiche Besteuerung der Güter*): dagegen erhob sich besonders der Klerus, der schon aus dem Grunde, daß er Protestant, dem Minister sehr feindlich gesinnt war. So hatte Necker alle Stände, welche damals ihre Stimme laut durften werden laßen, gegen sich vereiniget, und wie seinem Vorgänger Turgot war ihm kaum etwas Anderes geblieben, als die Liebe des Volkes, der stille Beifall der Redlichen und Unparteiischen.

Der Zustand der Finanzen hatte alle diese Neuerungen absolut nothwendig gemacht, und Neckers persönliche Ueberzeugung daß freiere Institutionen in Frankreich gegründet werden müßten, hatten auf sie nur sehr unbedeutend eingewirkt. In dieser Verwaltung der Finanzen aber werden dem Minister kaum minder heftige Vorwürfe gemacht. Ohne Noth habe er das System der früheren Minister durch Steigerung der Auflagen den Bedarf des Staates zu decken aufgegeben, um das System der Anleihen zu ergreifen **). Nun ist aber schon früher bemerklich gemacht

*) In dem Werke: **sur l'administration des finances de la France** redet Necker nachdrücklich gegen die Ungleichheit der Besteuerung.

**) **Soulavie Mémoires IV. pag. 111. V. pag. 117.**

worden, daß diese Abgaben bereits so hoch gesteigert waren, daß sie überhaupt nicht um ein Bedeutendes höher hinaufgetrieben werden konnten, am allerwenigsten aber konnten sie in dem Maße erhöhet werden, daß die ungeheuren Kosten des Krieges mit England durch sie bestritten werden konnten. Necker, der sich oftmals, doch eben so vergeblich als Turgot, gegen diesen Krieg erklärt *), hatte doch während desselben die Finanzen zu führen, und war es überhaupt unmöglich, die Kriegskosten durch gesteigerte Abgaben zu decken, wie wohl vollkommen einleuchtet, und war, wie völlig gewiß, so gut als Nichts in dem königlichen Schatze, so blieb ein Anderes als Anleihen nicht übrig, und alle Anklagen gegen den Minister finden dadurch von selbst ihre Erledigung. Das System der Anleihen empfahl sich überdem auch dadurch, daß es die Regierung außer Streit mit den Parlamenten brachte, von denen der heftigste Widerstand erwartet werden mußte, wenn Edicte zu neuen Abgaben vorgelegt worden wären. Frankreich hatte unermeßliche Hülfsmittel, es war nur nöthig, das System der Sparsamkeit und der Verbeßerungen consequent fest zu halten und die Zinsen der neuen Staatsschuld würden recht gut gedeckt worden sein. Sie war in den drei Kriegsjahren unter Neckers Verwaltung um mehr als fünfhundert Millionen Livres gesteigert worden. Ob nun auch allerdings durch diese Steigerung, zumal da die neuen Anleihen nur zu hohen Zinsen hatten gewonnen werden können, der Zukunft eine neue, jedoch unvermeidliche Last aufgebürdet worden war, so hatte doch Necker in seiner Finanzverwaltung Einnahme und Ausgabe in vollständigem Gleichgewicht erhalten. Davon gab er in dem **Compte rendu** des Jahres 1781 der Nation Rechenschaft. Noch dauerte der Krieg, eine Menge heimlicher und offener Gegner suchte den Credit des Staates zu untergraben **), der aufrecht erhalten werden mußte, da nur durch fortwährende neue Anleihen die Kriegskosten gedeckt werden konnten. Die Nation sollte Vertrauen gewinnen zu dem Stande der Finanzen, und Reiche zu Anleihen leichter bewogen werden. Und das trat auch in vollem Maße ein; von allen Seiten wurde

***) Considérations par Madame de Staël I. pag. 88.**

****) Es wird fast zugegeben, daß Neker durch das Geschrei gegen ihn gezwungen worden, das Compte rendu bekannt zu machen. Soulavie Mémoires V. pag. 143.**

nun dem Minister Geld angeboten. Die Bekanntmachung des **Compte rendu** war übrigens mit Genehmigung des Königs und seines Conseils geschehen *): sie müßen dieselbe also für eben so unumgänglich nothwendig wie Necker selbst erachtet haben, und der Vorwurf, daß er damit den heiligen und geheimnißvollen Schleier, der bis dahin den Finanzzustand und überhaupt alle Maßregeln der Regierung der Nation verborgen, unvorsichtig gelüftet habe, trifft also wenigstens Necker nicht allein. In der That ward das **Compte rendu** mit jubelndem Beifall von ganz Frankreich aufgenommen; denn man betrachtete es als das erste und langersehnte Zeichen, daß die Regierung geneigt sei, der allgemeinen Stimme, die einen andern Staat begehrte, nachzugeben.

Indeßen werden die Angriffe auf den Director der Finanzen immer heftiger, die Spott- und Schmähschriften werden häufiger, und in dem Conseil des Königs selbst sucht man Necker auf eine wahrhaft erbärmliche Art und Weise **) entgegenzuarbeiten. Als Protestant ist Necker noch immer nicht eigentlicher Minister und von dem Conseil des Königs ausgeschloßen. Um seinen Feinden nun da, wo sie ihn bekämpften, auch entgegentreten zu können, verlangt er Sitz und Stimme in des Königs Rathe, Rang und Titel eines wirklichen Staatsministers, so wie Unterdrückung der Schmähschriften und Entfernung der Personen vom Hofe, die ihre Verfasser waren. Keineswegs aus Eitelkeit, einzig und allein um der angeführten Gründe willen, begehrt Necker das wirkliche Ministerium. Aber der Principalminister Maurepas ist ihm längst feind, weil Necker ihm bei dem Könige und der Königin den Rang abzulaufen drohte. Maurepas und der gesammte Hof erringen einen neuen Sieg über den König. Neckers Forderungen werden verweigert und er nimmt seine Entlassung (20. Mai 1781). Der Principalminister Maurepas, ein höchst unbedeutender Mensch, stirbt kurze Zeit darauf (November 1781). Ein allgemeiner Unwille wird bei dieser Maßregel des

*) Mémoires de Weber I. pag. 141.

**) Soulavie Mémoires IV. pag. 214. On attaquait au conseil, en presence du roi, les vues et les plans de M. Necker; on faisait semblant de ne pas concevoir ses idées; on y morcelait les unes; on plaisantait des autres.

***) Weber Mémoires I. pag. 142.

Hofes durch ganz Frankreich laut. Der Mann, dem der bei weitem größte Theil der Nation das unbedingteste Vertrauen zugewendet, der Mann, welcher drei Jahre hindurch die Mittel zu einem schweren Kriege geschaffen, ohne dem Volke neue Lasten aufzubürden, der die Finanzen in Ordnung gehalten, unter dessen Verwaltung die ersten bedeutenden Zeichen gekommen, daß die Regierung das alte System aufgegeben und sich den Anforderungen der Zeit fügen wolle, ist nicht mehr. Frankreich fürchtet wieder in die Hände von Ministern zu fallen, die aus dem Schooße des Hofes hervorgegangen, der keine Achtung und kein Vertrauen zu gewinnen verstanden. Necker aber, der nur durch Kabalen früher zur Direction der Finanzen gekommen sein soll, den nur Herrschsucht und der Drang, sich geltend zu machen, in den Staatsdienst geführt haben sollen, empfängt von den größten Fürsten der Zeit, von Kaiser Joseph dem Zweiten, von der Kaiserin Katharina der Zweiten, wie auch von dem Hofe von Neapel Einladungen, die Direction der Finanzen ihrer Staaten zu übernehmen *). Aber der Mann hat ein ächt französisches Herz und zeigt von dem vorgeworfenen Drange, nur herrschen und regieren zu wollen, auch nicht eine Spur: er meidet den fremden Staatsdienst.

Auf die Stimmung des französischen Volkes aber gegen die Autocratie waren diese Vorgänge gewiß nicht ohne Einfluß geblieben. Der König Ludwig hatte einen neuen Beweis gegeben, daß auf ihn nicht zu zählen sei, daß er seine besten Ueberzeugungen sich von seinen Umgebungen entwinden laße, und wie ein schwankendes Rohr von jeglichem Winde bewegt werde. Ist es doch, als hätten alle Dinge darauf hinarbeiten müßen, auch unter dem gemäßigten und democratischen Ansichten nicht befreundeten Theile der Nation, das Gefühl zu stärken, das Reich bedürfe einer anderen Sicherheit, als dieser König sie zu geben im Stande scheine **).

Unter so düsteren Zeichen für die Zukunft windet sich die Geschichte der Regierung des sechszehnten Ludwigs daher. Noch ist nichts vorhanden, was dringend und unmittelbar die Regierung zu einer Umgestaltung des Staates auffordere; der Staat

*) Considérations par Madame de Staël I. pag. 104.

**) Necker de la révoulution I. pag. 18.

ist zwar mit einer schweren Schuldenlast beladen, aber die Mittel sind doch bis jezt gefunden worden, den königlichen Schatz wieder zu füllen, freilich mit immer steigenden Opfern, mit immer trüberen Aussichten für die Zukunft; die Parlamente sind noch erfüllt mit dem alten Geiste des Widerstandes, aber ihre Stimme ist bis jezt doch noch nicht bedeutend laut geworden, ein böser und der Autocratie nicht günstiger Geist wohnt unter fast allen Ständen, aber hat bis jezt doch keinen Weg gefunden, um sich auf eine bedenkliche Art geltend zu machen. Doch wie weiter werden die Dinge schreiten, noch dauert der Krieg mit England, der alljährlich bedeutende Summen verschlingt, wie, woher sollen sie genommen werden? Es wird gerühmt, in den nächsten fünf Jahren nach Neckers Abgange sei Alles ganz trefflich gegangen, und das sei die einzige Zeit gewesen, in welcher ein ruhiger Glanz sich über die Regierung Ludwigs des Sechszehnten verbreitet habe *). Indeßen in dieser heiteren Ruhe eben ward die leise Decke, welche den grundlosen Boden, auf dem die französische Monarchie stand, hinweggebrochen und am Ende derselben stand man an dem Rande eines Abgrundes, welcher den Königsthron und das Volksglück verschlingen sollte. Daß aber diese diese Decke hinweggebrochen ward, daß ist nicht sowohl die Schuld der Menschen, welche in dieser Zeit handelnd auftreten, als vielmehr das Werk der Jahrhunderte und einer dunkel waltenden Schicksalsmacht.

Joly de Fleury trat zuerst in das Finanzministerium. Die Kosten des Krieges mit England konnten in keiner andern Weise, als Necker es gethan, aufgebracht werden. Aber die Leichtigkeit, mit welcher Necker die Bedürfniße des Staates herbeigeschafft, hatte mehr auf dem Vertrauen zu seiner Person, als zu dem Staate geruht. Es wird geklagt, der neue Finanzminister habe große Schwierigkeiten gefunden. Die neuen Anleihen mögen mit größeren Kosten gewonnen worden sein. Es werden etwa vierhundert Millionen Franken neu aufgenommen und einige Abgaben gesteigert. Indeßen wird der Friede mit England geschloßen, und bald darauf tritt Joly de Fleury aus dem Ministerio (März 1783). Dieser Krieg um die Freiheit Nordamericas hatte schon in Beziehung auf die Finanzen allein dem französischen

*) Soulavie Mémoires IV. pag. 262.

Reiche eine tödtliche Wunde beigebracht. Dies vorausſehend hatten die reformirenden Miniſter immer dagegen geeifert. Theuer hatte Frankreich das Verlangen, die Schmach des früheren Friedens des Jahres 1762 auszutilgen, den brittiſchen Stolz zu demüthigen, bezahlen müßen. D'Ormeſſon trat auf kurze Zeit in das Miniſterium der Finanzen, deren Bürde er durch ſchnellen Wiederaustritt zu entgehen ſuchte (November 1783). Der König ward von dem Miniſter Caſtries durch ein eingereichtes Memoire aufgefordert, Necker wieder zu berufen. Aber Necker hatte in der Zwiſchenzeit ſein Werk über die Adminiſtration der Finanzen herausgegeben, in dem Staatsgeheimniße geoffenbart zu haben, ihm zum Vorwurfe gemacht ward, obwohl es in demſelben in keinem höheren Grade als in dem früher genehmigten **Compte rendu** geſchieht. Der König war Necker jezt ſehr entfremdet und erklärte, er werde ihn nie wieder in den Staatsdienſt berufen *).

Der feine und gewandte Höfling Kalonne, der nach dem Ziele, Miniſter zu werden, lange getrachtet, ward von dem Könige, der einen Widerwillen gegen ihn zu überwinden hatte, endlich doch berufen. Das Finanzminiſterium war damals in der That eine Pein ſchon geworden; eine unermeßliche Verantwortlichkeit laſtete auf dem Finanzminiſter, von Jahr zu Jahre ward es ſchwieriger, die Bedürfniße des Staates herbeizuſchaffen, und kaum iſt zu faſſen, wie noch Männer ſich fanden, die zu einem ſolchen Amte ſich drängten. Schon war große Unruhe unter den Gläubigern des Staates vorhanden, ſchon fürchtete man von fern einen Bankerutt des Staates, und Tauſende zitterten für Habe und Eigenthum bei dem Gedanken. Von einem ſolchen Staatsbankerutt aber konnte niemals die Rede ſein, ſchon die Redlichkeit des Königs ließ einen ſolchen Gedanken gar nicht aufkommen. Uebrigens wird von Gegnern der Revolution behauptet, daß er den Staat ſelbſt gar nicht würde erſchüttert haben, daß ſogar er das beſte Auskunftsmittel dargeboten haben würde, welches man überhaupt hätte finden können **). Doch unmöglich iſt, die Möglichkeiten alle aus dem Kreiſe der Dinge, welche nicht geſchehen ſind, zu berechnen.

*) Soulavie Mémoires IV. pag. 294.

**) Mémoires de Besenval II. pag. 200. 287.

Nur durch immer gesteigerte Anleihen hatten die früheren Finanzminister den Staat zu erhalten vermocht: die offenbarste Noth hatte dazu getrieben, und darum hatten die Minister von allen Ansichten und allen Parteien immer wieder darauf zurückkommen müßen. In England sah man die Vorherrschaft des Anleihesystemes vor Augen; von Jahr zu Jahre fast summte sich die englische Staatsschuld höher hinauf. Aber in England stieg auch von Jahr zu Jahre Handel und Verkehr, mit ihnen der Nationalreichthum, welcher es der Regierung möglich machte, die Zinsen der Staatsschuld abzutragen und den Credit offen zu erhalten. Aber Frankreichs Nationalreichthum war nicht gleichmäßig mit der Vergrößerung der Staatsschuld gestiegen, und neue Bahnen des Handels und des Verkehrs hatten sich nicht im Großen eröffnet *). In Frankreich, einem im Ganzen genommen nicht handelnden und fabricirenden, sondern ackerbauenden Staate, hatten einsichtsvolle Minister, um den Nationalreichthum und die finanziellen Mittel des Staates höher zu stellen einen Weg einschlagen müßen, der nicht schnell wirken konnte.

In Turgots und Neckers kaum zu den Anfängen ihrer Verwirklichung gekommenen Plänen hatten Sparsamkeit im Hof- und Staatshaushalte, Vereinfachung der Administration und besonders die gleiche Besteuerung, die finanziellen Mittel der Regierung steigern und sie so in die Möglichkeit, die Zinsen der Staatsschuld abzutragen, setzen sollen. Da nun durch den Krieg mit England, durch diese selbst geschaffene Nothwendigkeit, die Staatsschulden nun einmal zu einer sehr beträchtlichen Masse angewachsen waren, so war nichts dringender nothwendig, als ein Festhalten des Systemes der Sparsamkeit und ein Wiederauffassen des Systemes der Reformen **), welche einerseits den Nationalreichthum steigern, andererseits die Staatseinkünfte da vermehrten, wo sie überhaupt noch zu vermehren waren. In dem Fortgange, in dem einen wie in dem andern Systeme, konnte ein Minister einen harten Kampf voraussehen. Gegen das System der Sparsamkeit erhob sich gewiß, nicht der König und nicht die Königin, aber der Hof, gegen die Vereinfachung der Admi-

*) Im Ganzen aber blühete das Land, das ist kein Zweifel; es bedurfte nur Ordnung und Gesetz. **Besenval Mémoires II. pag. 230.**

**) **Besenval Mémoires II. pag. 203.**

nistration, gegen die gleiche Besteuerung erhob sich die ganze Masse der privilegirten Stände, an ihrer Spitze gewiß die Parlamente. Aber in diesem Kampfe, jezt noch mit aller Kraft erfaßt, würde der Minister und die Regierung mit der bei weitem größeren Masse der Nation gestanden haben, die zwar durch das Schwanken, welches der König gezeigt, schon beunruhiget, aber noch keineswegs gegen ihn eingenommen war. Es war ein entscheidender Augenblick; ging der König zu der Nation, so kam diese wohl noch zu ihm, und der Kampf mit den privilegirten Ständen, mit den Parlamenten war nicht zu scheuen. Große Schritte waren Noth; es würde eine Revolution geworden sein, aber eine Revolution, welche das Königthum gemacht. Es würde vielleicht in dem sofort gegen die privilegirten Stände und gegen die Parlamente eröffneten Kampfe, bei dem herrschenden Geiste der Zeit, genöthiget worden sein, dem dritten Stande Concessionen zu machen, aber diese Concessionen wären jezt noch aufgenommen worden wie Wohlthaten des Königs; die Democratie würde vermieden worden sein. Das Schlimmste aber, was zweifelsohne jezt geschehen konnte, war, wenn man das eine wie das andere System auf mehrere Jahre ganz aufgab, und wenn man die Erwartungen, die immer allgemeiner wurden, und wenn man die Hoffnungen, die immer kühner hervortraten, noch einmal täuschte. Denn zu irgend einer Zeit mußte man doch auf sie zurückkommen, da es durchaus kein anderes Mittel gab, den Finanzen aufzuhelfen, und Einnahme und Ausgabe wieder in ein richtiges Gleichgewicht zu bringen *). Und so konnte in der Zwischenzeit, auch angenommen, daß es gelang, die Staatsschulden in ihr nicht weiter zu steigern, nichts weiter geschehen, als das Vertrauen der Nation in die Festigkeit der Regierung, welches bereits geschwächt, vermindert werden **). So aber geschah es und noch Schlimmeres geschah. Der Minister brachte die Regierung binnen kurzer Zeit in dem Grade um das Vertrauen der Nation, daß es den privilegirten Ständen und den Parlamenten gelang, in den Augen derselben, ob sie auch nur die eigene Sache verfochten, einen Augenblick als die

*) Mémoires de Bouillé pag. 39. on ne voyait des remèdes que dans des resources nouvelles, les anciennes étant épuisées.

**) Necker de la révolution I. pag. 20.

Vertheidiger allgemeiner Rechte und Freiheiten zu gelten. Dadurch wurden den Parlamenten auf einige Zeit alle Vortheile gegen das Königthum zugewendet, welche mit einigem Geschick leicht von demselben gegen die Parlamente gewonnen werden konnten.

Der Minister Kalonne war nicht geschaffen der Nation Vertrauen einzuflößen, seine Immoralität war notorisch. Das Vertrauen war bereits mit Neckers Austritte aus dem Ministerio verschwunden *). Schon glaubte man in dem Könige und in der Regierung nur so lange eine Bürgschaft zu haben, daß das Wohl der Nation alleiniges Ziel sei, als ein volksbeliebter, ein nicht aus dem Schooße des Hofes hervorgegangener Minister, besonders aber, wie das bei Necker der Fall gewesen war, ein Mann von anerkannter Redlichkeit an der Spitze der Geschäfte stehe. Ihm hatte der Credit sich geöffnet, aber seit er abgetreten, waren die neuen Anleihen mit immer größeren Schwierigkeiten gewonnen worden, und bänger waren die Besorgniße über die Finanzen geworden.

Kalonne, dem die öffentliche Meinung nicht zu Gebote stand, der für sich und seine Operationen kein Vertrauen zu gewinnen vermochte, wollte dasselbe für den königlichen Schatz gewinnen. Nicht Mangel, Aengstlichkeit und Sparsamkeit, war sein Grundsatz, dürfe man blicken laßen, sondern Reichthum des königlichen Schatzes, Vertrauen und Freigebigkeit. Dann würden die Quellen des Credites für den Staat sich mit Leichtigkeit wieder und von selbst eröffnen. Und so ward denn der Hof wieder so glänzend organisirt, wie er es früher gewesen, die Schulden der Prinzen und besonders des Grafen Artois wurden bezahlt, für den König das Schloß Rambouillet, für die Königin Saint-Cloud gekauft, die Pensionen wieder mit freigebigen Händen ausgetheilt, und nicht minder kostspielige Bauten angeordnet; der Hafen zu Cherbourg ward erbaut, die Barrieren von Paris wurden aufgerichtet. Allen Wünschen und allen Anforderungen eilte der Minister auf eine glänzende Weise entgegen zukommen, und vor den Augen des Publicums suchte er recht absichtlich eine fast verschwenderische Fülle zu zeigen. Da er nun einige Zeit seinen Zweck erreichte und die Quellen des Credites

*) Kalonne ward selbst beschuldiget, für sich den Staatsschatz benutzt zu haben. **Soulavie Mémoires IV. pag. 120—132.**

sich in der That neu eröffneten, so war es kein Wunder, daß Kalonne als eine Art Zauberer betrachtet, und noch weniger ein Wunder, daß er recht vollständig ein Mann des Hofes ward. Der Königin, welche der oft wiederholte Vorwurf der Verschwendung in der That nicht trifft, versicherte der Minister, der Zustand des Schatzes sei so, daß sie ihren Wünschen nicht Schranken anzulegen nöthig habe *), und dem Könige, in dem Besorgniße vor dem Ausgange aufsteigen wollten, er, der Minister, gehe mit einem großen Gedanken um, der des Königs ganze Regierung verherrlichen, das Glück seines Lebens und die Wohlfahrt des Reiches dauernd gründen werde; der König möge ihm nur Zeit laßen, diese unermeßliche Arbeit zu vollenden. Bis dahin dürften keine Maßregeln genommen werden, welche verriethen, daß eine Wunde des Staates vorhanden sei, diese dürfe erst dann aufgedeckt werden, wenn die Mittel der Heilung vollständig bereitet. So sprach er zu dem Könige, als der Sturm gegen ihn bereits heraufzuziehen begann, sechs Monate vor der Versammlung der Natabeln des Reiches. Etwa um siebenhundert Millionen Franken ist in dieser Zeit die Staatsschuld von Kalonne gesteigert worden **). Unmittelbar nach dem Ausgange des englischen Krieges mag der Zustand der Finanzen allerdings noch von der Art gewesen sein, daß neue Anleihen unumgänglich nöthig waren, um die rückständigen Kriegslasten abzutragen, und es mag auch nachher ein jährliches Deficit in der Einnahme und Ausgabe, neue Anleihen fortwährend nothwendig gemacht haben ***), und es mag deshalb als unbezweifelt immerhin angenommen werden, daß das Grundübel nicht aus der kurzen freigebigen Verwaltung Kalonne's kommt, als unbestreitbar gewiß, daß es in sehr alten Gebrechen des Staates, die durch den Krieg mit England gesteigert worden waren, seinen eigentlichen Ursprung hat. Nicht minder unbezweifelt und gewiß bleibt es darum doch, daß Kalonne dem Reiche eine tiefe Wunde ge-

*) Mémoires de Madame Campan I. pag. 271. Weber: Mémoires I. pag. 301

**) Soulavie Mém. VI. pag. 116. Lameth: histoire de l'Assemblée constituante introduction, pag. 67.

***) Soulavie Mémoires VI. pag. 152: 220 Millionen Livres Kriegsschulden sollen im Jahre 1783, als Kalonne die Administration antrat, noch zu zahlen gewesen sein.

schlagen hat. Sie ward nicht sowohl durch die Steigerung der Staatslast, als durch das Aufgeben des Systemes der Sparsamkeit und der Reformen geschlagen, durch die Rückkehr zum alten Hof- und Staatshaushalte, welche das Vertrauen der Nation zur Regierung schwächte, und zulezt durch die Art und Weise, mit welcher der Minister die Mittel, die er zur Heilung dieser Staatswunde erdacht, in das Leben führen will.

Mühsam hatte sich Kalonne auf seiner glänzenden Höhe erhalten, mühsam, ob er auch immer ein heiteres Angesicht zeigte, dem Hofe und dem Staate durch immer neue Anleihen fortgeholfen. Aber das System den einen Tag mit dem anderen zu nähren, und an diesem wiederum größere Anstrengungen für die Erhaltung des dritten zu machen, war viel zu unnatürlich, als daß es überhaupt lange behauptet, als daß es von einem Manne wie Kalonne, dem es weder an Einsicht, noch an Talenten fehlte, lange festgehalten werden konnte. Ein fast unbegreiflicher Leichtsinn, der Wunsch glänzend in der Mitte des fröhlichen Hofes, seiner Stellung sicher und seines Ansehens gewiß, dazustehen, mag ihn Anfangs in sein unheilbringendes System hineingetrieben haben. Aber er sieht den Abgrund allmälig vor seinen Füßen sich eröffnen, er kommt zur Besinnung und mit ihr ganz auf die Bahnen, in denen vor ihm Turgot und Necker gegangen, oder welche sie hatten gehen wollen. Er kehrt zu dem Systeme der Sparsamkeit und der Reformen, den unabweisbaren, zurück, nachdem er drei Jahre lang seinen eigenen Weg gegangen. Aber die tiefsten Wunden hat sein thöriges Zögern dem Staate geschlagen; die Staatsschuld ist gestiegen, das Deficit ist größer geworden, das Vertrauen aller Klassen der Nation zur Regierung ist geschwächt, zu ihm, dem Minister, unwiederbringlich verloren. Der Credit ist ausgeschöpft; es findet sich endlich Niemand mehr, der dem königlichen Schatze borgen will, ein jährliches Deficit von einhundert und vierzig Millionen Livres ist vorhanden *). Noch ist die tiefe Wunde des Staates der Nation, ja selbst dem Könige ein Geheimniß; nur Kolonne und dem Minister Vergennes ist es furchtbar offenbar geworden. Die Zeit drängt, die Parlamente haben ihren störrigen und unbeugsamen Sinn satt-

*) Ohngefähr; denn den wahren Betrag konnten selbst die Notabeln des Jahres 1787 nicht genau ermitteln.

sam beurkundet; der Minister kann für sein großes Reformationsproject von ihnen den härtesten Widerstand voraussehen.

Die Reformen sollen in der Hinwegräumung der Willkühr in der Vertheilung der Abgaben, in einfacherer und minder kostspieliger Erhebung, in Abschaffung aller Privilegien und in völlig gleichmäßiger Besteuerung bestehen. Die Stimme der Nation soll für die Regierung und den Minister durch Errichtung von Provinzialständen gewonnen werden *). Der König, dem nichts als redliche und volksbefreundete Minister fehlten, erfaßt den Plan mit ganzer Seele und gelobt dem Minister ihn niemals fortan zu verlaßen **). Aber in der Art und Weise, wie er die Reformen ins Leben führen will, wird der Minister wiederum fast unbegreiflich. Er räth dem Könige zu dem großen Werke, die Notabeln des Reiches zu berufen. Diese Notabeln des Reiches waren als ein engerer Ausschuß der Generalstaaten in früheren Zeiten öfterer und zulezt im Jahre 1624 berufen worden. Sie wurden wie jene aus den drei Ständen des Reiches, aus dem Adel, dem Klerus, dem Bürgerstande oder vielmehr aus den Magistraturen der angesehensten Städte des Reiches, berufen, und Deputirte aus den obersten Gerichtstribunalen diesesmal hinzugefügt, alle Glieder aber von dem Könige selbst erwählt. Nun waren es aber eben die Privilegien des Adels, des Klerus, der großen Städte des Reiches, die man reformiren wollte, und allzukühnes Vertrauen mindestens hieß es in die Menschen setzen, die gerade, über welche die Reformen kommen sollten, zu berufen, damit sie ihre Einwilligung gäben. Woher kam denn die Hoffnung dem Minister, daß die Notabeln des Reiches fügsamer sein würden als die Parlamente! ***) So unbegreiflich das auch erscheint, so großes Vertrauen scheint doch Kalonne darauf gesetzt zu haben, daß die Ueberzeugung, die er und der König gewonnen, nur durch diese Reformen sei dem Staate zu helfen, mit derselben Gewalt die Versammlung der

*) Mémoire de M. de Calonne au roi bei Soulavie Mémoires VI. pag. 121 — 132.

**) Weber; Mémoires I. pag. 153. Mémoires de Besenval II. pag. 206.

***) Mémoires de Besenval: II. pag. 204 giebt zu, daß nichts weniger als diese Hoffnung begründet gewesen, obwohl Kalonne sonst von ihm eifrig in Schutz genommen wird.

Notabeln des Reiches beherrschen werde, daß sie sich und überhaupt alle persönlichen Verhältniße hinter das allgemeine Wohl setzen würden; denn selbst seine erklärten Gegner trägt er einzuberufen kein Bedenken *).

Blickt man aber auf die Verhältniße der Zeit und die jezige Stimmung der Nation, so muß die Einberufung der Notabeln des Reiches von einem Minister, der ganz dem Hofe bis auf diese Stunde angehörte, als noch unbegreiflichere Kühnheit erscheinen. Sie waren ja zweifelsohne für die Nation eine weit dringendere Mahnung an die Generalstaaten, an eine wahre Volksrepräsentation, als sie schon in dem armen und kümmerlichen Leben der Parlamente vorhanden. Sie war eine neue Inconsequenz in dem französischen Staate, der dem Könige und den Ministern zufolge eine reine Autocratie war. Zeigte sich doch die Regierung durch diese Einberufung wiederum in einem Widerspruche mit ihren Behauptungen, indem sie stillschweigend dadurch anerkannte, sie könne in wichtigen Angelegenheiten nicht selbstständig handeln, sie müße dabei, unter welchen Formen es auch immer geschehe, die Nation selbst zu Rathe ziehen. Niemals aber war es gefährlicher als eben jezt gewesen, eine solche Mahnung zu geben und ein solches Geständniß abzulegen. Der Krieg für Nordamerica gegen England hatte der französischen Autocratie noch einen härteren Schlag, als er durch die Steigerung der Staatsschuld herbeigeführt worden war, gegeben. Durch Frankreichs und seiner Verbündeten Hülfe hatte sich die democratische Republik behauptet, ihre Organisation vollendet, und war nun anerkannt als ein wahrer und rechtlich bestehender Staat. Und nun schien den Menschen der damaligen Zeit die rousseausche Idee vom Staate kein Traumgebild mehr zu sein, nun schien sie ihre Wahrheit, Aechtheit und Möglichkeit vollständig beurkundet zu haben. War doch in Nordamerica eine democratische Republik vorhanden, welche dem rousseauschen Ideale zwar nicht vollkommen glich, aber doch stark ähnelte. Ein schwerer Irrthum ward damals unter den Menschen begründet, der Irrthum, daß, was in America möglich, ja leicht gewesen, es auch in Europa sein müße. Man bedachte kaum, daß die rousseausche Idee, in so weit sie auf den nordamericanischen Staat wirklich ihre Anwendung fand, dort

*) Mémoires de Weber I. pag. 154.

einen anderen Boden gefunden, daß dort kein Leben vorhanden gewesen, welches erst in einem, jede Leidenschaft aufstürmenden, Kampfe in Europa vernichtet werden mußte, um ein neues aufbauen zu können. Man bedachte kaum, daß die Leichtigkeit, mit welcher auf dem Boden der neuen Welt das Leben und seine Bedürfniße von jedem gewonnen werden können, keinen armen, durch Mangel und Noth tief verdorbenen Pöbel, aufwuchern lassen wird, der in der europäischen Völkerwelt schon vorhanden, vom Zauberrufe der Freiheit aufgestürmt, vom Ehrgeize und vom Verbrechen verleitet, sie leicht zum Fluche der Welt umschaffen kann *). Aber damals, als noch keine Erfahrung entschieden, schallten die lockenden Töne, Freiheit, Gleichheit und Republik lieblich aus der neuen in die alte Welt herüber. Und mit solchen Zauberformeln die Gemüther erfüllt, waren die französischen Heere in die Heimath wiedergekehrt, die sie fortan nur als das Land der Unnatur, als den Wohnsitz des ärgsten Despotismus betrachteten. Man bemerkte, daß seit dem Ende des nordamericanischen Krieges Clubs und geheime Gesellschafften sich zumal in der Hauptstadt organisirten, in denen die Handlungen des Königs und der Minister scharf critisirt, die Grundlagen, auf denen der Staat ruhen müße, beurtheilt und stgesetzt von denen aus die neue Staatslehre in der Stille weiter ausgebreitet ward **).

Und in derselben Zeit war das früher erwähnte Gesetz, welches dem Bürgerstande die Offiziersstellen unzugänglich machte, gegeben worden; zu derselben Zeit hatte man einen Handelstractat ferner mit England abgeschloßen (Jahr 1786), durch den das ganze Reich das Interesse des französischen Manufacturwesens durch Thorheit und Verblendung der Minister verrathen glaubte ***); in derselben Zeit hatte man stillgestanden in dem Systeme der Reformen, die Staatsschuld und das Mißtrauen gegen den Hof, den Mangel an Vertrauen zu dem Könige gesteigert; und zu derselben Zeit rief man endlich durch die Versammlung der Notabeln des Reiches, vor denen man den Ab-

*) Considérations par Madame de Staël. I. pag. 267.

**) Mémoires de Madame Hausset, pag. 42. Soulavie Mémoires VI. pag. 96—98.

***) Mémoires de Rivarol pag. 274. Soulavie: Mémoires VI. pag. 133. 134.

grund der Finanzen nun aufzudecken entschlossen war, die Erinnerung auf, daß Frankreich eigentlich keine Autocratie sein, daß Frankreich eigentlich eine Nationalrepräsentation besitzen sollte. In der That es ist wiederum, als habe man die Nation gewaltsam zu dem Gefühle drängen wollen, sie müße sich Sicherheit verschaffen, und ihr die Mittel an die Hand geben, ihren Willen durchzusetzen auch wider das Gebot der Autocratie.

Unter den ungünstigsten Aussichten eröffnete sie, die Autocratie, jezt den Kampf zuerst mit den privilegirten Ständen. Regierung und Hof ward von der Nation als vollkommen identisch betrachtet, und als tief verdorben sah man diesen Hof an, glaubte von ihm, er lebe in verschwenderischer Fülle, und glaubte das noch weit mehr, als es in der That der Fall war. Aber unbedeutend nur war von ihm, selbst unter Kalonne's freigebigem Haushalte, wenn man es mit dem großen Ganzen vergleicht, die Staatsschuld gesteigert worden *). Aber der Hof war nun einmal verhaßt seit Ludwigs des Funfzehnten Zeiten; man glaubte, daß nichts Gutes mehr von ihm kommen, nichts Gutes mehr in ihm sein könne. Bereitwillig wurden von ganz Frankreich die Gerüchte geglaubt, welche, wie es allen Anschein hat, jezt schon von einer, nicht allein gegen die Autocratie, sondern auch gegen das Königthum arbeitenden Partei sorglich verbreitet werden. Am meisten aber ist die Königin Marie Antoinette das Ziel dieses Haßes. Die edle Tochter Habsburgs war gleich bei ihrer Vermählung mit dem damaligen Dauphin Ludwig vielen in Frankreich eine unwillkommene Erscheinung gewesen. Man betrachtete diese Verbindung als den Schlußstein und eine fortwährende Befestigung des allerdings unpolitischen Bundes mit dem Hause Oesterreich **). Niemals hörten die Beschuldigungen auf, Marie Antoinette handele im Interesse ihres Hauses, nicht als Königin von Frankreich. Und wie wenig das auch in der That gegründet sein mochte, selbst durch die Seele des königlichen Gemahls ging leise der Verdacht. Wurden alte Schulden an Oesterreich abgetragen, so hieß es, die Königin sende den Schweiß der Franzosen nach Wien ***). Marie Antoinette hatte seit einiger Zeit mit einem großen Einfluße auf des

*) Mémoires de Madame Campan I.
**) Soulavie: Mémoires VI. pag. 15.
***) Mémoires de Madame Campan I

Königs Gemüth, sich Einfluß in die Staatsangelegenheiten erworben, nicht von herrischem Sinne getrieben, sondern weil ihr gesagt ward, sie müße es thun, um ihrent- und des schwachen Gemahles willen, damit er nicht in üblere Leitung falle. Gern wäre sie sonst von den Geschäften des Staates entfernt geblieben; denn ihren leichten und frohen Sinn ekelten sie übrigens an *). Seit dieser Zeit fürchtete man oder gab sich doch das Ansehen als fürchtete man, daß das Staatsschiff nach Oesterreichs Politik geleitet werde. So aber war der Geist der Zeit verändert, daß die Franzosen, einst den Maitressen Ludwigs des Funfzehnten schweigend gehorchend, jezt überhaupt von keiner Frau, auch wenn sie die Tochter der großen Theresia sei, geleitet sein wollten.

Zu dem Haße, der gegen sie emporgeflammt, hatte Marie Antoinette allerdings durch ein Betragen, das mindestens unvorsichtig war, beigetragen. Das Haus der Habsburger verschmähet sich mit dem asiatischen Pomp und der unendlichen Masse von Ceremonien zu umgeben, in denen die Beherrscher von Frankreich seit Ludwig dem Vierzehnten einen Halt ihrer Größe suchten. Marie Antoinette in andern Umgebungen auferzogen, spottete dieses Pompes, lachte dieser Cerimonien, die der französische Hofadel wie ein heiliges Palladium des Reiches betrachtete. Sie spottete aber nicht der Sachen allein, sondern auch der Personen und beleidigte dadurch viele Große des Hofes und des Reiches **). Und diese waren die ersten und die eifrigsten, welche giftige Bemerkungen über die Königin unter das Publikum brachten. Die Königin aber hatte auch sehr bedeutend mitgewirkt, daß an dem französischen Hofe das cerimonienreiche Wesen zum Theil aufgehoben ward, worüber Höflinge bitter als über eine Herabwürdigung der königlichen Majestät, die bis dahin so schön auf das Volk gewirkt habe, sich beklagten ***). In der That band Marie Antoinette sich zu wenig an die einmal bestehenden Formen, und gab durch Manches, was auf freiere Sitte zu deuten schien, in ihrer Harmlosigkeit Veranlassung zu bösen Gerüchten †).

*) Der Einfluß der Königin trat besonders seit Neckers Abgange sehr bemerkbar hervor.

**) Soulavie: Mémoires VI. pag. 43. 44. Mémoires de Madame Campan.

***) Mémoires de Madame Campan III. pag. 88.

†) Mémoires de Madame Campan I. pag. 194—196.

Eben jezt hatte man einen neuen Grund aufgefunden, gegen den Hof und besonders gegen die Königin die schmachvollsten Gerüchte in Umlauf zu bringen und ihnen Glauben zu verschaffen. Die berüchtigte Halsbandgeschichte war so eben vorgefallen. Hofjuweliere hatten der Königin ein sehr kostbares Halsgeschmeide zum Verkaufe angeboten; sie aber hatte es, die Erschöpfung des königlichen Schatzes beachtend, zurückgewiesen. Eine schlaue Betrügerin, an den armen Grafen Delamotte verheirathet, bringt dem Kardinal Rohan, Großalmosenier des Königs, den Glauben bei, die Königin wünsche das Halsband doch zu besitzen, nur wage sie jezt nicht dem königlichen Gemahle den hohen Kaufpreis abzubitten, er, der Kardinal, möge es ihr vorstrecken. Rohan, dessen enge Vertrautheit mit einem nichtswürdigen Weibe zugleich den Maßstab für die Moralität eines großen Theiles des Hofes und des hohen französischen Klerus bietet, seit langer Zeit schon bei der Königin in Ungnade, glaubt die Gelegenheit erfassen zu müßen, um sich wieder in Gunst zu setzen. Die Betrügerin liefert an ihn Quittungen, in denen sie die Handschrift der Königin hat nachahmen laßen, täuscht den Sorglosen lange über die bedenklichen Umstände, daß die Königin weder das Halsband, welches die Delamotte, die sich dem Kardinal als geheime Vertraute der Königin angepriesen, hatte übergeben wollen, jemals trug, noch auch dem Kardinale Zeichen ihrer wiederkehrenden Gewogenheit gab. Die Gräfin veranstaltet endlich sogar im Garten eines königlichen Schloßes beim Mondscheine eine Zusammenkunft zwischen dem Kardinale und einer Buhlerin, deren Person täuschende Aehnlichkeit mit der Königin hatte, und der Kardinal glaubt wirklich die Königin in vertraulicher Nähe gesehen zu haben. Die Wahrheit kommt natürlich endlich an den Tag. Die Juweliere dringen bei der Königin auf Zahlung. Rohan wird verhaftet und das Parlament von Paris übernimmt die Untersuchung der Sache. Das Parlament spricht den Kardinal frei, weil er selbst allerdings auch nur ein Betrogener gewesen. Aber die Delamotte entflieht aus dem Gefängniße nach England und verbreitet die giftigsten Gerüchte gegen die Königin. Das Publicum glaubt gleich Anfangs nicht an die Wahrheit der Vorgänge in dieser Weise, einmal gegen die Königin eingenommen; sondern giebt denen vollen Glauben, welche deutlich genug zu verstehen geben, daß die Königin hier in jeder Beziehung

eine unkönigliche Rolle gespielt habe *). Seitdem konnte nicht von der Königin allein, sondern auch von dem ganzen Hofe nichts Schändliches gesagt werden, was nicht vollen Glauben gefunden **). Düstere Ahnungen fingen seitdem an die Königin zu umschweben ***).

Als der Kampf der privilegirten Stände gegen das autocratische Königthum ausbrechen wollte, hatten die Meinungen und die Parteien, welche Frankreich bald zerfleischen sollten, sich noch nicht mit Bestimmtheit ausgebildet, und noch redete man nicht von Aristocraten und von Democraten, Namen, welche erst aufkamen, als die Generalstaaten selbst schon versammelt waren. Einen Augenblick noch scheinen alle Stände sich in dem Widerstande gegen die Autocratie zu vereinigen. Aber diese Vereinigung ist mehr eine scheinbare als eine wirkliche. Der Adel und der Klerus, die Parlamente und die Notabeln des Reiches greifen das Königthum an, weil es ihre Privilegien vernichten will. Nun könnte es auf den ersten Anblick fast seltsam erscheinen, daß die Nation in diesem Kampfe Partei gegen das Königthum ergreift. Es verschwindet aber das Seltsame, wenn man das ganze System der Reformen, die Kalonne durchzusetzen wünschte, erwäget, wenn man alle Vorschläge, die er den Notabeln vorlegt, als ein Ganzes betrachtet. Sie wollten reformiren, sie wollten den privilegirten Ständen einen gebührenden Antheil an den Staatslasten auflegen, sie wollten aber auch die Privilegien ganzer Städte und Provinzen vernichten und ein völlig gleiches Steuersystem in ganz Frankreich einführen; es sollten zugleich neue Abgaben der gesammten Nation aufgebürdet werden. Dadurch bildet sich eine momentane Vereinigung aller Stände gegen den Minister. Denn Niemand war geneigt neue Opfer dem Staate darzubringen, am wenigsten sie in die Hände eines Mannes zu legen, den ganz Frankreich als einen leichtsinnigen Verwalter des königlichen Schatzes betrachtete. Die große Masse der Nation drückt übrigens ihre Vereinigung mit den Notabeln des Reiches

*) Mémoires de Madame Campan II. 2—26. 343 – 370. Besenval Mémoires II. 160 — 175. Soulavie: Mém. pag.

**) La procédure du collier jettait la cour dans une sorte d' avilissement. Mémoires de Soulavie VI. pag. 133.

***) Mémoires de Weber I. pag. 310.

nur durch ein beifälliges Schweigen aus. Die Democratie hat in Frankreich noch keine Stimme; sie muß noch des Rufes nach den Generalstaaten harren: so wie dieser erklungen, lößt sie die leichte Verbindung, die sie kurz mit einem Widerstandsprincipe ganz anderer Natur vereinigte. Für die Regierung aber war diese vorbeigehende Vereinigung des Volkes mit den privilegirten Ständen, mit den Parlamenten ein unermeßlicher Verlust, und leider hatten die Minister des Königs nicht Kraft und Geschick genug, sie zu lösen und mit der Nation das Königthum den Kampf gegen die privilegirten Stände bestehen zu laßen. Schwer freilich war es, jene jezt noch ganz zu gewinnen; denn die Regierung hatte das rechte Vertrauen verloren; am wenigsten aber konnte ein solcher Bund zwischen dem Könige und der Nation von Ministern, wie Kalonne und Lomenie de Brienne waren, geschloßen werden. Als Necker zum zweiten Male in das Ministerium kam, war es fast schon zu spät ihn zu schließen, auch wenn der König dazu entschloßen gewesen. Denn damals hatte die Democratie sich schon selbstständig erhoben, fühlte ihre Kraft und schien entschloßen, den Kampf zugleich gegen die privilegirten Stände und gegen die Autocratie auf eigene Faust zu führen.

Indeßen kamen die nach Versailles berufenen Notabeln des Reiches zusammen. Kalonne hatte bis dahin den König in Ungewißheit über den eigentlichen Zustand der Finanzen gelaßen. Der Minister Vergennes indeßen, der kurz vorher starb, hatte den König mit demselben vertrauter gemacht. Trauernd und mit düsteren Ahnungen erfüllt, erschrocken über den Abgrund, auf den er mit einemmale seinen königlichen Thron gestellt sah, blickte der König nun auf die berufenen Berather *). Die verhängnißvollen Sitzungen begannen (Jahr 1787 am 22. Februar). Die hundert und funfzig Männer, welche von dem Könige berufen waren zu Rath und That, theilten sich, nachdem Ludwig persönlich die Sitzungen eröffnet, auf sein Geheiß in sieben Bureaus, die unter dem Vorsitze der Prinzen von Geblüt die Angelegenheiten, die ihnen die Regierung vorlegen würde, untersuchen sollten. Aller Unterschied der Stände ward beim Abstimmen bereits jezt auf das Gebot des Königs aufgehoben, und es sollte dasselbe nur nach Köpfen vor sich gehen. Die Theilung

*) Soulavie Mémoires VI. pag. 151.

der Notabeln in sieben Bureaus scheint darauf zu deuten, daß Kalonne gleich am Anfange der Majorität der Köpfe nicht sicher war, und sich die leichter zu erreichende Majorität der Bureaus zu verschaffen getrachtet *).

Indeßen wenn Kalonne gehofft, die Notabeln würden die Hände zu dem Systeme der Reformen bieten, wenn er gehofft, sie würden durch ihre Sanction die jezt zur Rettung des Staates unerläßlich nöthigen Abgaben und Anleihen möglich machen, so hatte er sich auf das bitterste getäuscht. Kalonne trat vor die Notabeln hin, schilderte den Zustand des Reiches, schilderte die Bemühungen des Königs für die Blüthe desselben und das Wohl des Volkes, die vom Anfange bis auf diesen Tag gethan; verhehlte dann aber auch nicht, daß in Beziehung auf die Finanzen des Staates ein entscheidender Augenblick gekommen. Die Staatsschuld sei durch den Nationalkrieg mit England furchtbar gesteigert worden, man habe seit dem Frieden nur durch immer neue Anleihen sich helfen können; ein beträchtliches Deficit sei vorhanden. Kalonne selbst vermied, es den Notabeln genau anzugeben. Es sei die höchste Zeit das Anleihesystem aufzugeben, die Abgaben des Volkes wolle der König nicht gesteigert wissen, zwei Dinge nur blieben übrig, Sparsamkeit, die der König im Hof- und Staatshaushalte eintreten zu laßen fest entschloßen sei, und Reformen. Der Misbräuche zahlloses Heer müße verschwinden und neue Quellen der Einkünfte würden sich mit Leichtigkeit dem Staate eröffnen. Als jenem angehörend zählte Kalonne **) auf: die Freiheiten der Abgaben, welche ein Theil der Nation genöße, die Ausnahmen von dem allgemeinen Gesetze, welche noch herrschten, und die Unregelmäßigkeiten, durch welche diese Freiheiten noch drückender für den unbefreiten Theil des Volkes würden, die Ungleichheit in der Vertheilung der Staatslasten unter die verschiedenen Provinzen des Königreiches, von denen einige verhältnißmäßig viel, die andern verhältnißmäßig wenig zahlten, die Willkühr, welche in der Erhebung dieser Ab-

*) Dennoch ward später Necker Schuld gegeben, durch die sogenannte doppelte Repräsentation des dritten Standes und die Begünstigung des Abstimmens nach Köpfen, habe er etwas ganz Neues und Unerhörtes aufgebracht. Das zur Würdigung der zahlreichen Angriffe auf Necker. **Weber Mém. I. pag. 177.**

**) **Discours de Calonne in der Introduction au Moniteur pag. 55—58.**

gaben herrsche *), die Schranken, mit denen der Verkehr in den Producten des Landes gehindert, die Zölle, die zwischen den verschiedenen Provinzen des Reiches errichtet, die Freiheiten und Privilegien, durch welche der Industrie und den natürlichen Arbeitsrechten der Menschen ein unnatürlicher Zwang aufgelegt werde, die schlechte Verwaltung der königlichen Domainen und Wälder, welche dem Staatsschatze nur ein Unbedeutendes einbrächten. Kalonne wieß die Notabeln darauf hin, wie das Reich allmälig aus früheren unabhängigen Fürstenthümern und eroberten Provinzen zusammen gewachsen, ohne daß bis jezt eine Regierung daran gedacht habe, und zum Theil auch wohl nicht daran habe denken können, die verworrene Masse der Freiheiten, Bräuche und Verwaltungsweisen zu einem Ganzen zu vereinigen, wie aber jezt die Zeit gekommen und wie darum der König, der allen Kindern des Reiches ein gleich liebender Vater sein wolle, die nothwendige Einheit und Gleichheit zu begründen gedenke, die so wie an sich selbst heilsam, jezt zur Rettung des Staates unabweißbar nothwendig sei. Zuerst nun sollten zur Ausführung dieser Zwecke in allen Provinzen, welche noch keine Stände hatten, diese eingeführt werden. Erwählt aus den Grundbesitzern der Provinz ohne weitere Rücksicht, ob sie dem Adel, dem Klerus, dem dritten Stande angehörten **), sollten sie befugt sein, die Abgaben und Staatslasten unter die Districte der Provinz zu vertheilen, die Weg- und Kanalbauten und das Armenwesen leiten. Keine Ausgabe könne ohne ihre Zustimmung gemacht, kein Werk ohne ihre Autorisation unternommen werden. Alle ihre Beschlüße aber müßten dem königlichen Intendanten mitgetheilt werden. Diese Provinzialstände wurden aus Deputirten der Districtsmunicipalitäten zusammengesetzt, die im kleineren Kreise die Obliegenheiten zu erfüllen hatten, welche die Provinzialstände im Großen. Durch die Provinzial- und Districtsstände sollte alle Willkühr in der Vertheilung der Abgaben enden, über welche Necker so bittere Klage geführt hatte. Die Einkünfte aber des Staates sollten durch eine neue und allgemeine Grundsteuer (subvention

*) Mémoires de Besenval II. pag. 200.

**) Man sieht, wie die Regierung, und in diesem Augenblicke auch der König selbst, der die Pläne Kalonnes genau geprüft, überzeugt ist von der Unmöglichkeit, die Vorrechte des Adels und des Klerus über den dritten Stand ferner festzuhalten.

territorielle), die an die Stelle der Vingtième zu treten bestimmt war, gesteigert werden. Die Vingtième ward besonders von dem bei weitem größten Theile des französischen Klerus nicht gezahlt. Die neue Grundsteuer aber sollte durchaus und völlig gleichmäßig von dem Boden nach seinem Ertrage erhoben werden in dem Maße eines halben Zehnten, und der König wollte selbst alle Güter seines Hauses der neuen Steuer unterworfen wissen, welche er in Natur zu erheben vorschlug. Eine besondere Schwierigkeit nun machte es, wenn die Güter des Klerus der neuen Grundsteuer unterworfen werden sollten, wie es der königliche Wille jezt gebot. Denn der Klerus, der die Vingtième bis jezt großentheils nicht gezahlt, war dem Staatsschatze mit Geschenken (dons gratuits) zu Hülfe gekommen, die, ob sie auch niemals jenem so viel eingetragen, als es die Vingtième gethan haben würde *), doch die Güter des Klerus mit einer großen Schuldenlast beschwert hatte; denn jedesmal, wenn ein don gratuit zu geben war, hatte der Klerus die Summe aufgeborgt. Der Klerus sollte nun nach dem Willen des Königs, um seine Güter für die neue Grundsteuer rein und schuldenfrei darzustellen, die Lasten, die auf ihnen ruheten, abtragen, und dazu die unauflößlichen Zinsen, die von vielen Grundstücken an sie gezahlt werden mußten, seine Gerichtsbarkeit und seine Jagdgerechtigkeiten veräußern. Nach ferneren Vorschlägen der Regierung sollten die Wegefrohnen abgeschafft, die Zölle in dem Inneren des Reiches aufgehoben, die Beschränkungen der Getraideausfuhr hinweggenommen, die Domainen verkauft, die Gemeindegüter vertheilt, die Land-, Haus- und Nahrungssteuer ermäßiget werden. In späteren, erst nach dem Austritte von Kalonne aus dem Ministerio vorgelegten, jedoch ebenfalls von ihm herrührenden Entwürfen, wird noch eine Stempeltaxe in Vorschlag gebracht, eine neue Anleihe von vier und achtzig Millionen Livres auf Leibrenten, die zu dringenden Ausgaben unmittelbar nothwendig, und endlich ein Plan vorgelegt, wie die Staatsschulden allmälig zurückgezahlt und das Deficit gehoben werden sollte ***).

*) Die Vingtième war die Grundsteuer, die bis jezt erhoben ward. Nur der Klerus in einigen eroberten Provinzen zahlte sie.

**) Mémoires de Besenval II. pag. 203.

***) Die sämmtlichen Memoiren Kalonne's in der introduction historique au Moniteur pag. 61—73.

In der That waren die von Kalonne den Notabeln vorgelegten Reformen schon eine Revolution, und der König wußte es jezt, was er bald wieder vergeßen zu haben scheint, daß ohne eine solche nicht heraus zu kommen sei aus der gräßlichen Lage, in welcher der Staatsschatz sich befand. Die Reformen forderten Opfer von allen Privilegirten, von den Städten, von den bevorrechteten Provinzen, am meisten aber von dem Klerus. Sie zeigten aber auch in diesen Opfern die alleinige Rettung des Staates, sie wiesen nach, wie dadurch allein die Einnahme und die Ausgabe des Staates in ein richtiges Verhältniß gebracht werden konnten. Der König war mit einem großen Beispiele vorangegangen, er hatte die heiligsten Versprechungen gethan, die größte Sparsamkeit in dem Hof- und Staatshaushalte eintreten zu laßen, er wieß nach, wie das geschehen und wie viel es dem Staate frommen sollte*), er hatte seine Domainen theils zur Veräußerung bestimmt, theils sie der neuen Grundsteuer unbedingt unterworfen. Der König hatte zu den Notabeln des Reiches in den Memoiren eine Sprache geredet, die man nicht ohne eine gewiße Rührung betrachten kann: das Wohl des Volkes müße zu den unerläßlich nothwendigen Opfern bestimmen, er, der König, gehe voran, willig möchten die Privilegirten folgen, Niemand, der im Staate sein wolle, möge den Lasten, Gesetzen sich zu entziehen gedenken, die zu dessen Erhaltung von ihm gegeben würden, Niemand durch solches Verlangen eigentlich aus dem Staate heraustreten wollen. Am eindringlichsten war diese Sprache zu dem Klerus geredet worden, von dem allerdings verhältnißmäßig auch die größten Opfer begehrt wurden.

Eine tiefe Wunde des Staates lag offen zu Tage; Kalonne hatte hier nichts oder wenig verhehlt, denn was trug es aus, wenn er das Deficit um einige Millionen geringer angab, als es in der That war, die Regierung konnte kaum weiter; kräftige und schnelle Hülfe, großartiges Handeln war absolut nöthig: das konnte überhaupt jeder sehen, und somit mußten es auch die Notabeln wissen. Und es kann kaum ein Zweifel sein, wie ächte Freunde des Vaterlandes, des Königs und des Volkes handeln mußten unter den obwaltenden Umständen. Sie mußten sich vergeßen

*) Um vierzig Millionen Livres jährlich sollten die Kosten des Hof- und Staatshaushaltes ermäßiget werden.

und durften nur das Reich noch im Auge behalten, nur das Wohl des Volkes, das ihnen so dringend der König empfohlen. Der Gang aber der Ereigniße mag zeigen, ob sie so thaten oder nicht, und damit wird dann zulezt die Frage zur Entscheidung gebracht werden, wer es war, der den Damm durchstach, der den Geist der democratischen Revolution noch gebunden hielt, wer es war, der die Brandfackel hineinwarf in das Land, die zur zerstörenden Flamme werden sollte, und wer zuerst die Axt gelegt hat an den Baum des Königthumes. Und die Geschichte wird frei und unparteiisch die Antwort geben, daß die Privilegirten, die Notabeln, die Parlamente, der Adel, der Klerus es waren, welche so gethan, und sie wird den König bedauren, der nicht Kraft genug besaß, die wohlthätige Seite der Autocratie zu erfaßen und einer Hyder den Kopf zu zertreten. Aechte Patrioten würden zu dem Könige gekommen sein, sprechend: König, dein Minister hat weder unser noch des Volkes Vertrauen, entferne ihn und rufe wieder einen Mann an die Spitze deines Rathes, in die Verwaltung der Geschäfte des Staates, dessen Redlichkeit Dir und uns Allen eine beßere Bürgschaft ist, als Kalonnes mindestens zweideutiges Betragen: dann sind auch wir zu den Opfern bereit, die Du begehrst und in denen Du uns voranzugehen entschloßen; denn auch wir fühlen es, das Wohl des Volkes ist das höchste Gesetz, denn auch wir fühlen es, wie Du es fühlst, zum Volke gehören sie alle, vom Größten bis zum Kleinsten, vom Reichsten bis zum Aermsten, die unter dem Schatten des Baumes Deines Königthumes wohnen. Aber niemals kam der Gedanke eines freien und offenen Betragens, niemals der Entschluß einer großartigen Aufopferung und niemals die Ueberzeugung, daß die Zeit gekommen, auch dem dritten Stande gebühre an den Angelegenheiten des Staates in gleicher Weise wie dem Adel und dem Klerus Antheil zu geben, in die Herzen der einhundert und fünfzig Notabeln des Reiches. Nicht mit der freien und edlen Rede, die ihrer würdig gewesen und des Dranges der Verhältniße, sondern durch das heimliche Spiel der Kabalen und Intriguen, in denen die französischen Großen zu leben und zu sein gewohnt waren, suchten sie den Minister Kalonne zu entfernen. An der Spitze solcher Bewegungen standen Erzbischöfe des Reiches und besonders Lomenie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, welcher nicht um des Vater-

landes willen, sondern um sich an seine Stelle zu erheben, eifrig an dem Sturze des Ministers arbeitete *). Nicht entgegen kamen sie dem Wunsche des Königs, der vielfache Opfer von ihnen begehrt. Zwar konnten und durften sie nicht sagen, nein, wir wollen sie nicht, die gleiche Besteuerung, die Du König für die Rettung des Staates hältst; denn zu deutlich und bestimmt hatte ihnen Ludwig nicht allein den Wunsch, daß sie genehmigt werden möchte, sondern auch den Willen sie durchzusetzen offenbart, und zu gefährlich war hier bei der Stimmung der Nation gegen die Privilegirten, das laut und bestimmt zu sagen, was im Stillen beabsichtiget ward. Darum erklärte der Klerus mehrere Male, gern unterwerfe er sich der neuen und allgemeinen Besteuerung. Aber zugleich wurden alle Anstalten getroffen, daß nie, mindestens nie mit Einwilligung der Notabeln, etwas aus der Neuerung werden könne **). Der Klerus, der den Adel, der in diesem Puncte nicht gleiches Interesse mit ihm hatte, weil das System der gleichen Besteuerung für ihn weit weniger eine Neuerung war, doch zu gewinnen verstanden, erklärte die Art und Weise, in welcher die Regierung die Schuldenlast der klericalischen Güter getilgt wissen wollte, für einen Eingriff in das Eigenthumsrecht ***). Kaum ist es glaublich, aber doch wahr, der französische Klerus und die Notabeln erklären es für Eingriffe in das Eigenthumsrecht, wenn Jemand einen Theil seines Besitzes veräußern soll, um das Uebrigbleibende schuldenfrei zu machen. Wurden aber die Schulden der klericalischen Güter nicht getilgt, so war es fast eine reine Unmöglichkeit, das neue Steuersystem auf sie in Anwendung zu bringen. In ähnlicher Weise, um die Dinge noch mehr zu verwirren, als sie es so bereits waren, werden die übrigen Anträge der Regierung bekämpft. Die Notabeln verwerfen die von dem Minister vorgeschlagene Art der Erhebung in Naturalien, verwerfen die Organisation der Provinzialstände, weil durch sie Adel und Klerus um ihre Vorrechte gebracht würden †), und zuletzt begehren sie die Vorlegung

*) Mémoires de Besenval II. pag. 211. Ueberhaupt, klagt Bouillé Mémoires pag. 43. 44. war es der Klerus, der die Wohlgesinnten aus dem Adel, den Städten, der Magistratur mit sich fortriß.

**) Mémoires de Besenval II. pag. 211.

***) Introduction au Moniteur pag. 69.

†) Introduction au Moniteur pag. 69.

der Rechnungen über den gesammten Finanzzustand. Dazu hatten die Notabeln kein historisches Recht. Aber es könnte scheinen, sie hätten ein moralisches gehabt und das Verlangen sei aus dem Wunsche, die Wunde des Staates kennen zu lernen, um zu ihrer Heilung zu schreiten, hervorgegangen. Aber die Rechnung war bereits von Kalonne gegeben, ob auch, wie es scheint, nicht ganz genau, und darauf kam es jezt nicht an zu ergründen, ob das Deficit um zwanzig Millionen bedeutender oder geringer, ob die Staatsschuld um einige hundert Millionen stärker oder schwächer, sondern einzig und allein, zu helfen und zu opfern und schnell zu helfen und zu opfern. Aber es wird Alles hervorgesucht, was die Regierung hemmen könne in ihren Bemühungen, Alles, um die Zeit hinzubringen und die Auflösung der Notabeln herbeizuzwingen, ohne daß irgend ein entscheidender Beschluß und am wenigsten der Beschluß für die Einführung dergleichen Besteuerung gefaßt worden sei. Die Notabeln hätten in Beziehung auf den Stand der Finanzen sogleich alle Bürgschaft gewinnen können, die sie überhaupt begehren konnten, wenn sie gleich beim Könige auf die Entfernung Kalonnes, auf die Berufung eines anerkannt redlichen Ministers gedrungen. Sie wollten zwar diese Entfernung, aber nicht, um einem andern dann redlich und treu die Hand zu den Reformen zu reichen, sondern um sie rückgängig zu machen *). Und leider ward dieses Ziel fast ganz vollständig erreicht.

Ein heftiger Kampf hatte sich zwischen dem Minister und den Notabeln entsponnen. Kalonne, der seine Pläne von der Versammlung zwar nicht verworfen, weil sie Gebote des Königs enthielten, aber doch in jeder Weise gehemmt und gehindert sah, der sich den wüthendsten Angriffen blosgegeben erblickte, hatte eine Anklageschrift gegen die Notabeln, eine Art von Apellation an das Volk aufgesetzt, die er an alle Pfarrherren des Reiches sendete, in welcher er jenen Schuld gab, daß sie aus Eigennutz und Selbstsucht nur den Reformen widerstrebten. Die Notabeln versäumten nicht, Gegenschriften zu erlassen, und so wurden selbst die untersten Stände aufmerksam gemacht auf die Wunde des Staates, auf die Schwäche des Königs, der diesen Kampf ruhig

*) Mémoires de Besenval II. pag. 228.

hatte ausbrechen lassen *). Allenthalben ward von den Notabeln gesagt, Kalonne und seine böse Verwaltung sei es gewesen, die das ganze Unheil des Staates geschaffen. Der Zweck ist offen am Tage, man wollte den Mann entfernen, der kräftiger als seine Vorgänger von den Reformen gesprochen, der zum ersten Male die gleiche Besteuerung wirklich in Vorschlag gebracht, man wollte einen andern Minister, der sie wieder in Vergeßenheit bringe, darum schilderte man ein Gebrechen des Staates, das vielleicht vor Jahrhunderten schon seinen Anfang genommen, und das durch die Macht der Verhältniße gestiegen war bis auf diesen Punct, als das Werk eines Mannes. Es gelang aber der erste Schlag, die Entfernung Kalonnes, zu der alle Parteien sich die Hände reichten, weil er bei keiner ein rechtes Vertrauen zu gewinnen vermochte, selbst bei der nicht, die es redlich mit dem Staate meinte und mit den Reformen; denn der Leichtsinn, den er früher gezeigt, gab eine schlechte Bürgschaft, daß er sparsam und treu die großen Mittel anwenden werde, die zur Rettung des Staates in die Hand des Ministers gelegt werden mußten. In den Notabeln war der Marquis de la Fayette mit einer förmlichen Anklage gegen Kalonne aufgetreten, und alle Büreaus reichten dem Könige die heftigsten Klagen gegen ihn ein, und es ward diesem vorgestellt, daß selbst die Reformen von einem solchen Manne anempfohlen und geleitet, nicht würden durchgesetzt werden können **). Die Königin besonders war gegen Kalonne eingenommen worden und es wird versichert, sie solle bei Ludwig den Ausschlag gegeben haben. Kalonne empfing den Befehl, aus dem Ministerio zu treten in dem Augenblicke, wo er noch ganz sicher in des Königs Wohlwollen zu stehen glaubte ***) (7. April J. 1787). Jezt, ob auch unter Zeichen der Ungnade, doch reichlich beschenkt, entlassen, hat er sich später nach England gewendet und ist den Stürmen der Revolution entgangen. Nur einen zweideutigen Ruhm darf Kalonne mit aus der Geschichte nehmen. Im Anfange war sein Betragen durchaus Thorheit und Leichtsinn, am Ende war es Umsicht und Kraft. Immer wird ihn der Vorwurf drücken, daß er nicht vor drei Jahren schon versucht, was er jezt erstrebte.

*) Mémoires de Besenval II. pag. 217. 218.

**) Weber Mémoires I. pag. 167.

***) Mémoires de Besenval II. pag. 225.

Indeßen war der König noch entschloßen, an dem Systeme der Reformen festzuhalten, und einen Augenblick war er selbst Willens, Necker wieder in das Ministerium zu rufen. Auch mit Necker war Kalonne in einen heftigen Streit gekommen. Denn vor den Notabeln hatte Kalonne behauptet, Neckers Compte rendu sei falsch und trügerisch, und schon damals sei ein bedeutendes Deficit vorhanden gewesen. Necker öffentlich angegriffen, hatte den König um die Erlaubniß gebeten, sich auch öffentlich vor den Notabeln vertheidigen zu dürfen. Das war ihm verweigert worden, und Necker hatte darauf eine Schrift bekannt gemacht, in welcher er sein Compte rendu durch neue Beweise stützte *). Kalonne beantwortete diese Schrift nicht, sondern bewog den König, da die Bekanntmachung der Rechtfertigung des Compte rendu ohne die Erlaubniß der Regierung erfolgt war, Necker auf vierzig Lieus von Paris zu verbannen. Jedenfalls ist der Gedanke des Königs, Necker troz diesen Vorgängen wieder in das Ministerium zu rufen, ein Beweis, wie fest der König von seiner Redlichkeit wie von seiner Tüchtigkeit überzeugt war, so lange er nur seiner eigenen Ueberzeugung folgte. Dieser aber folgte er auch jezt wieder nicht. Der Hof, der bei dem Namen Necker erschrak, arbeitete kräftig entgegen und der König, wie immer, jedem Eindrucke offen, gab wiederum nach **). Necker selbst meint, es sei damals möglich gewesen, noch Alles zu retten, und es hätte nichts weiter bedurft, als einen festen und sicheren Bund mit der öffentlichen Meinung zu schließen ***). Damit stimmen andere umsichtige Beurtheiler überein, welche meinen, jezt oder etwas später selbst noch, habe der König die Generalstaaten berufen sollen: sie würden noch mit wenigen Gaben sich begnügt, sie würden noch nicht kühn das Königthum selbst anzugreifen gewagt haben †). Darin also lag immer das Grundübel, daß der König sich nicht überzeugen konnte, eine Revolution sei unvermeidlich, und daß man somit auch nicht zu dem Gedanken, sie selbst zu machen, um zu vermeiden, daß sie nicht von dem Volke gemacht werde, kommen kann. Zuweilen wohl scheinen solche Gedanken durch des Königs und der Minister

*) Weber Mémoires I. pag. 156. Soulavie Mémoires VI. pag. 158. 159.

**) Soulavie Mémoires VI. pag. 164.

***) Necker de la révolution I. pag. 25.

†) Bailli Mémoires I. pag. 7.

Seelen gegangen zu sein; aber es blieben auch nur eben Gedanken. Der älteste Bruder des Königs scheint richtiger die Verhältniße gewürdiget zu haben; er früher ein eifriger Verfechter der Autocratie, wendet sich zu der freier gesinnten Partei, nicht als ob er damit gegen den König etwas gesucht und erstrebt habe, sondern nur fühlend, daß es nöthig sei, dem Hause der Bourbons die Gunst des Volkes zu behalten, die von dem Könige zu scheiden begann *).

Der Austritt Kalonnes aber aus dem Ministerio muß als ein Sieg der Privilegirten, welche die Reformen nicht wollten gedeihen laßen, angesehen werden. Unmöglich ist zu ergründen, wie sie auf den König gewirkt, um ihn von den Reformen hinwegzuziehen. Aber ein Zurückweichen desselben fängt unmittelbar nach diesem Austritte an hervorzutreten. Er verspricht den Notabeln das Gesetz über die Provinzialstände so gestalten zu lassen, daß die Rechte des Adels und des Klerus erhalten würden, er danket dem lezteren für die erklärte Bereitwilligkeit, sich der allgemeinen Grundsteuer zu unterwerfen und will anhören, wie er anders, als sein Minister vorgeschlagen, die Abzahlung seiner Schulden bewerkstelligen wolle, und er gebietet zulezt, daß die Rechnungen des Staates jedem Bureau der Notabeln vorgelegt würden **). In einer königlichen Sitzung (am 23. April 1787) legte Ludwig selbst den Notabeln des Reiches die zurückgebliebenen von Kalonne noch herrührenden Pläne auf, die Stempeltaxe, das neue Anleihesystem, den Entwurf zur Hinwegräumung des Deficits. Diese und die vorgelegten Rechnungen des Staates gaben den Notabeln eine schöne Gelegenheit an die Hand, sich in die weitläufigen Untersuchungen und Discussionen zu verlieren, unter denen am Ende nichts herauskommen sollte.

Als Hauptsieg aber der Notabeln muß es betrachtet werden, daß es ihnen gelang den Mann, der an der Spitze des Widerstandes gegen Kalonne gestanden, Lomenie de Brienne, den Erzbischof von Toulouse, in das Ministerium zu bringen ***). Der König ruft ihn als Chef des Finanzrathes (1. Mai 1787). Dreißig Jahre hatte Lomenie de Brienne, der übrigens der philoso-

*) Soulavie Mémoires VI. pag. 171.

**) Weber Mémoires I. pag. 167. 168.

***) Mémoires de Besenval II. pag. 228.

phischen Partei des französischen Klerus angehörte, gearbeitet, um Minister zu werden, ein großer Ruf ausgezeichneter Talente ging ihm voraus, die in seiner Amtsführung sich keineswegs beurkundeten *).

Brienne war, nachdem er in das Ministerium eingetreten, in einer seltsamen Lage. Kaum zu zweifeln ist, die Anhänger der Privilegien, die Gegner der Reformen, hatten ihn in das Ministerium gebracht, als den eifrigsten Gegner derselben. Als Minister aber konnte er nicht in dem Geiste forthandeln, den er als Glied der Notabeln des Reiches festgehalten, klar und offen lag die gebieterische Nothwendigkeit da. Dadurch kommt er sogleich in einen Kampf mit den ehemaligen Bundesgenossen, dem er nicht gewachsen ist. Die Notabeln verharren bei dem alten Sinne; sie verwerfen die Stempeltaxe, die ihnen zur Genehmigung vorgelegt worden, billigen aber die neue, unumgänglich nothwendige Anleihe. Von der neuen Grundsteuer war keine Rede mehr: so hatte man es gewollt, darum hatte man Lomenie de Brienne in das Ministerium gebracht. Der Minister aber, ein Mann, den nicht die Liebe zum Vaterlande, sondern lange unbefriedigte Sehnsucht nach Glanz an das Staatsruder geführt, mußte sich natürlich scheuen mit den Notabeln des Reiches denselben Kampf zu eröffnen, in dem der Gegner Kalonne den Untergang gesehen. Darum rieth er dem König, die Versammelten in die Heimath zurückzusenden. Und der König willigte ein. Die Sitzungen der Notabeln des Reiches wurden geschloßen (25. Mai 1787). In der That konnten sie der Regierung zu weiter nichts frommen; unter den Aeußerungen der größten Ergebenheit für König und Vaterland, unter bis zum Schluße besonders von Seiten des Klerus wiederholten Erklärungen, sich der allgemeinen Grundsteuer willig unterwerfen zu wollen, war doch im Ganzen so gut als gar nichts geschehen. Denn, wenn ihnen der König sagte, nur das Ganze seiner Pläne und Entwürfe könne Frankreich retten, was half es anders, als auf kurze Zeit das Leben des Staates fristen, wenn sie Nebendinge annahmen und die Hauptsachen, besonders die allgemeine Grundsteuer, verwarfen oder unmöglich machten, so viel an ihnen lag. Mit unverdientem Beifalle der Nation belohnt schloßen die Notabeln ihre Sitzungen.

*) Weber Mémoires I. pag. 173.

Es war wiederum ein entscheidender Augenblick gekommen, in welchem dem Könige Ludwig nichts nöthiger war, als daß ein kräftiger und umsichtiger Minister, ein Mann, der die kühnen Gedanken, welche die Zeit begehrte, in ihm aufzuerziehen vermochte, ihm zur Seite stand, seine Schwäche stützend, seine Unentschlossenheit und Halbheit zur Entscheidung führend. Die Lage der Dinge war seit der Eröffnung der Sitzungen der Notabeln viel ungünstiger als früher für das autocratische Königthum geworden. Die Geister fingen an in Bewegung zu kommen, das dunkele Streben aus der Unsicherheit des Staatslebens in die Sicherheit zu gelangen, begann Form und Gestalt zu gewinnen. Schrecken hatte durch ganz Frankreich die Kunde geboren, daß ein so unermeßliches Deficit vorhanden sei, Schrecken, daß man diesem Staate, der von Jahr zu Jahr tiefer in den Abgrund hineingegangen sei, neue Opfer darbringen sollte und neue Anstrengungen, ohne eine Bürgschaft zu gewinnen und eine Sicherheit, daß nach dem Ablaufe von einigen Jahren nicht abermals ein Finanzabgrund aufgedeckt werde. Denn was frommte denn die Tugend, die Güte, die Liebe des Königs, wenn sie nicht identisch war mit der Weisheit und der Kraft, wenn sie, wie nun in dem Laufe langer Jahre klar sich ergeben, Schwanken und Unsicherheit, Halbheit und Rathlosigkeit zu Zwillingsschwestern hatte. Solche Gedanken aber empfingen in den Gemüthern der Menschen dadurch eine große Gewalt, daß ein Gerücht durch Frankreich lief mit reißender Schnelle, das Deficit und die unermeßliche Staatslast sei im Grunde genommen weiter nichts, als das Resultat der wilden Verschwendung des Hofes, da denn die Meinung so eben durch die berüchtigte Halsbandgeschichte einen tödtlichen Schlag empfangen hatte, ein Gerücht, das selbst von den heimkehrenden Notabaln unterstützt, schnell sich zum Glauben befestigte *). Darum besonders hatte die Nation zu den Notabeln gestanden, darum besonders hatte sie kaum beachtet, daß sie am eifrigsten für sich selbst gekämpft, weil sie gegen den Hof gestritten, weil sie gegen das Pensionenwesen gesprochen, weil sie über die Unordnung der Finanzen in heftige Klagen ausgebrochen, und zulezt, weil sie allen neuen Auflagen ihre Zustimmung verweigert hatten. Ziemlich unschuldig standen die

*) Soulavie Mémoires VI. pag. 133. 106.

Notabeln als Verfechter der allgemeinen Rechte und Freiheiten da.

Indeßen waren es dieselben Notabeln gewesen, welche der Sehnsucht und dem Drange der Menschen nach Sicherheit des Staatslebens Worte geliehen hatten. Der nordamericanische Freiheitsheld, der Marquis de la Fajette war es, der zuerst in der Versammlung der Notabeln rief: wir sind nichts, wir stellen die Nation nicht vor, wir können keine Auflagen und Anleihen bewilligen: mögen wir es indeßen immer thun in Erwägung der dringenden Umstände, wenn uns der König eine Verfassung, wenn er die Generalstaaten als ein bleibendes Institut gründet, wenn er in Frankreich die Freiheit der Person wieder heiliget *). Und sie verhallte nicht, diese erste Stimme. Bald darauf erklärte das Bureau des Prinzen von Conti: nur die Nation habe das Recht neue Auflagen zu bewilligen, der König möge daher die Generalstaaten versammeln. Dasselbe drückten die Notabeln am Schluße ihrer Sitzungen als einen allgemeinen Wunsch aus **). Und bittere Worte hatte bei derselben Gelegenheit der König von dem Parlamente von Paris hören müßen: eine verständige Administration müße die Nation gegen die Folgen verderblicher Maßregeln früherer Zeit sichern, das Parlament von Paris habe lange vorausgesehen, daß es so kommen werde: aber Schweigen sei jezt das Einzige, was die Ehrfurcht gegen den König gebiete ***). So hatte denn die Erfahrung gelehrt, was schon am Anfange leicht war vorauszusehen, die Einberufung der Notabeln hatte kräftig die Erinnerung an die Generalstaaten in das Leben gerufen.

Dringender war sie nun gekommen, die Zeit, wo die Regierung begriffen haben mußte, was ihr Begehr sei, wo mit Bestimmtheit gehandelt, und wo am meisten ein Entschluß, ob das Eine zu thun sei oder das Andere, gefaßt werden mußte. Die Autocratie war in diesen Tagen schwerlich mehr zu behaupten. Hatte doch König Ludwig selbst verabsäumt sie zu vervollständigen, wie es in den ersten Tagen seiner Herrschaft in seiner Macht gestanden, hatte er doch so eben der allgemeinen Stimme

*) Weber Mémoires I. pag. 171. Soulavie Mémoires VI. pag. 155.

**) Soulavie Mémoires VI. pag. 168.

***) Weber Mémoires I. pag. 176.

der Nation einen neuen Weg gebahnt, sich geltend machen zu können, hatte er doch selbst fast förmlich anerkannt, daß Autocratie nicht sein solle in dem französischen Reiche. Die Stimme aber aller Stände der Gesellschaft war gegen sie, und unbedeutend nur, in der großen Masse der Nation verschwindend, war die Anzahl derer, welche in ihr noch Heil erblickten. Sie begehrte, diese Nation, Wiederherstellung der Generalstaaten als ein festes Institut, ausgerüstet mit neuen Prärogativen, geformt nach den Anforderungen der Zeit. Damit wäre wahrscheinlich die Revolution jezt beendet worden. Also mußte die Regierung die Autocratie jezt aufgeben, wenn sie nicht einen Kampf mit der Nation wollte. Wollte sie aber diesen Kampf, dessen Ausgang freilich nicht zu berechnen war, so mußte sie mit der größten Kühnheit handeln und mit der größten Consequenz und Entschloßenheit. Der König scheint auch gefühlt und gewußt zu haben, daß aus der verworrenen Lage der Dinge nur herauszukommen sei durch eine Revolution. Dieses Wort selbst nahm in der lezten Sitzung der Notabeln des Reiches sein Großsiegelbewahrer in den Mund *), und derselbe sagt es den versammelten Männern, daß fortan der dritte Stand eben so viele Stimmen in den öffentlichen Körperschaften haben müße, als der Adel und der Klerus, und daß die Stimmen nach Köpfen gezählt werden müßten und nicht nach Ständen.

Aber in der Schwäche des Königs wechselt oft die Ueberzeugung und wechseln oft die Maßregeln. Sichtbar wird nach der Auflösung der Notabeln wieder eine andere Meinung in ihm vorherrschend, die gewonnene Ueberzeugung, die Nation, die Zeit begehre eine Regeneration des Staates, geht abermals unter. Die Autocratie, wie sie von den Vätern überantwortet worden, soll behauptet werden und selbst die lezte Schranke derselben, die noch stehen geblieben, die Parlamente, sollen verschwinden in ihrer staatsrechtlichen Bedeutsamkeit. Wer diese andere Ueberzeugung dem Könige gegeben, das läßt sich nicht ermitteln. Gewiß aber ist, daß sein Minister Lomenie de Brienne sie getheilt, und eben so gewiß, daß sie es gewesen, welche die Revolution hervorrief, die nun nicht von der Regierung, sondern von der Nation gemacht ward.

*) Aus der Rede des Garde-des-sceaux an die Notabeln bei Weber Mém. I. pag. 176. „Vous avez prepare et facilité la révolution la plus désirable.“

Die Notabeln sind verschwunden, die Parlamente des Reiches nehmen fortan ihre Stelle ein. Wie der König die Stimmung der gesammten Nation verkennt, so verkennen die privilegirten Stände die Stimmung des Volkes, das auf ihren Untergang sinnt. Lomenie de Brienne hatte offenbar keinen festen Plan. Die Partei des Widerstandes in den Notabeln hatte ihn in das Ministerium gebracht und sie wollte damit weiter nichts, als daß das System der Reformen in die Vergeßenheit begraben würde, so wie es sie und ihr Interesse beeinträchtige, mochte die Hoffnung, die Entfernung Kalonnes und die Einsetzung eines andern Ministers werde, was der König für die alleinige Rettung des Staates erklärt hatte, abzuwenden im Stande sein, immerhin so thörig sein, als sie nur will. Niemals handelt der Mensch verblendeter, als wenn eine theure Hoffnung auf dem Puncte unterzugehen steht; dann wird auch das Schwächste und Unbegründetste mit einem Feuer und einer Erwartung, als sei hier die unbezweifelste Rettung zu finden, ergriffen.

Aber derselbe Mann, der an der Spitze des Widerstandes gestanden, mußte, da er selbst Minister geworden, ganz zurückkommen auf das System der Reformen seines Vorgängers. Denn dringender ward von Tage zu Tage die Noth des königlichen Schatzes, und jedem Auge und jedem Verstande ließ die unermeßliche Noth des Staates keine andere Wahl *). Also mußte auch Lomenie de Brienne zurückkommen auf die allgemeine Besteuerung. Bestimmt hatten die Notabeln sie nicht geweigert: sie konnten es nicht; denn der König hatte in dieser Beziehung seinen Willen auf das Unzweideutigste ausgesprochen. Aber sie hatten vielfache Einsprache erhoben, um die Ausführung zu hemmen. Dem Grundsatze sah Lomenie de Brienne also doch nicht widersprochen. Da er nun den störrigen Geist der privilegirten Stände am besten zu erkennen Gelegenheit gehabt, weil er selbst denselben geleitet, so hätte er auch erkennen sollen, daß die Parlamente von eben demselben belebt sein würden, und deshalb hätte er den Kampf mit ihnen vermeiden sollen um jeden Preis. Der König wollte, so ist man genöthiget anzunehmen, jezt wieder die Autocratie. Die Notabeln des Reiches hatten von den Generalstaaten geredet, die Parlamente mußten wieder

*) Mémoires de Besenval II. pag. 230.

von ihnen reden, ward daſſelbe von ihnen, was von jenen begehrt. Alſo war nur Rettung für dieſe Autocratie, wenn ſie ſich ganz und vollſtändig zeigte, wenn der Miniſter durch den König die Einführung der allgemeinen Grundſteuer geradezu gebot, ohne ſich um die Parlamente zu kümmern. Dadurch würde die Stimme der Nation gewonnen worden ſein und der Unwille der privilegirten Stände war weiter nicht zu fürchten. Aber dieſer Entſchluß mag zu kühn erſchienen ſein. Die Gewohnheit feſſelte, und Lomenie de Brienne war der Mann nicht, der ſich auf ungebahnten Wegen zu bewegen verſtanden. Alſo eröffnete er den Kampf mit den Parlamenten.

Unmittelbar nach der Auflöſung der Notabeln waren den Parlamenten die Gegenſtände, die von den Notabeln genehmiget worden waren, zum Enregiſtriren vorgelegt worden. Das königliche Edict über die Abſchaffung der Wegefrohnen, über die Freiheit des Getraidehandels waren von den Parlamenten unweigerlich angenommen worden. Aber ſchon das königliche Edict für die Provinzialſtände hatte lebhaften Widerſpruch erfahren. Die Parlamente fürchteten nicht ohne Grund, daß dieſe ihre Berechtigungen ausdehnen oder daß ſie von der Regierung ausgedehnt werden möchten, und daß dann die politiſchen Vorrechte der Parlamente neben den Provinzialſtänden nicht würden fortbeſtehen können. Am heftigſten war in dieſem Widerſtande das Parlament von Bourdeaux geweſen, und in einer Vorſtellung an den König hatte es abermals von der dringenden Nothwendigkeit, die Generalſtaaten zu berufen, geredet. Indeßen war der Miniſter durchgekommen, ohne einem kräftigen und allgemeinen Widerſtande zu begegnen. Die Organiſation der Provinzialſtände, in welchen bereits der dritte Stand die Hälfte der Deputirten empfing und in welchen nach Köpfen nicht nach Ständen geſtimmt ward, begann. Aber Lomenie de Brienne ward durch die Noth des königlichen Schatzes gedrängt, auch die Gegenſtände, welche von den Notabeln des Reiches nicht ſanctionirt worden waren, den Parlamenten zum enregiſtriren vorzulegen. Den Anfang machte er mit der Stempeltaxe. Aber gleich das Parlament von Paris erklärte, es ſei ihm unmöglich die neue Abgabe zu genehmigen, bevor ihm nicht die Staatsrechnungen

*) Weber Mémoire I. pag. 177.

vorgelegt, bevor ihm nicht mitgetheilt, in welcher Weise der König Sparsamkeit in dem Staatshaushalte eintreten zu laßen gedenke. Der Minister erklärte darauf, das sei ein neues und unerhörtes Begehren, die Parlamente hätten sich nicht um den Stand der Finanzen zu kümmern, sondern nur den Willen des Königs zu vollziehen. Mehrere Male stellte die Regierung die Aufforderung an das Parlament von Paris, das Edict zu enregistriren und mehrmals weigerte sich dasselbe. Immer kühner und immer bestimmter ward seine Sprache, immer mehr und mehr gewannen die jungen Parlamentsräthe, deren Gemüther aus dem großen Reiche der Freiheitsideen der Zeit den Wunsch, die französische Autocratie zu brechen, aufgesogen hatten, das Uebergewicht. So wurden zulezt einer Vorstellung an den König die merkwürdigen Worte angehängt: „die Nation allein in den Generalstaaten vereiniget könne eine rechtsgültige Einwilligung zu einer fortwährenden Abgabe geben. Das Parlament besitze die Macht nicht eine solche Einwilligung der Nation zu geben, am wenigsten wenn die Nothwendigkeit der neuen Abgabe ihm nicht bewiesen: es habe niemals von der Nation eine solche Beauftragung empfangen" *). In der That höchst merkwürdig ist diese Aeußerung, in der That, sie ist ein großes Zeichen über die Stimmung der Menschen in dieser Zeit. Dasselbe Parlament, welches seit Jahrhunderten es als ein wohlbegründetes Recht gegen das Königthum behauptet, daß keine Abgabe ohne seine Sanction der Nation auferlegt werden könne, erklärt es jezt für eine Usurpation, die nicht länger dauern dürfe, erklärt, daß die Generalstaaten wieder eintreten müßten in ihre Rechte. Der Schleier ist zerrissen, es ist ausgesprochen, Frankreich soll und darf keine Autocratie sein. Wohl mögen die Glieder des Parlamentes von Paris im Stillen gehofft haben, daß sie in diesen Generalstaaten eine bedeutende Rolle spielen würden, und also zu dem Rufe nach denselben auch von persönlichen Wünschen und Hoffnungen so wie von ehrgeizigen Plänen getrieben worden sein. Wenn aber eine ganze und große Körperschaft ein Recht, das es bis dahin als sein theuerstes festgehalten mit einem Schlage für null und nichtig erklärt, so ist das gewiß ein unumstößlicher Beweis, daß ein allgemeines Gefühl unter den Franzosen herrschte,

*) Weber Mémoires I. pag. 179. Mémoires de Besenval II. pag. 149.

der Staat müße nun endlich auf eine feste Verfassung gegründet werden. Das Parlament von Paris rief, wie es bei wichtigen und besonders bei solchen Debatten, die Angelegenheiten des Staates betrafen, zu geschehen pflegte, die Pairs des Reiches in seinen Schooß, in denen im Ganzen derselbe Geist wohnte, der in den rechtsgelehrten Gliedern desselben war, und gab sich dadurch gegen die Regierung eine imposantere Stellung *). Der Minister aber, unbekümmert um diese Vorboten eines großen nahenden Sturmes, sendete dem Parlamente von Paris bald darauf ein königliches Edict über die endliche Einführung der allgemeinen Grundsteuer zu, verabsäumte jedoch dabei nicht, etwas zu thun, um die allgemeine Stimme zu gewinnen **). Es ward bekannt gemacht, welche Reformen in dem Hofhaushalte vorgenommen worden. Der König und die Königin hätten persönliche Opfer gebracht, die Angesehensten des Hofes hatten sich bedeutenden Einschränkungen unterwerfen müßen. Die allgemeine Grundsteuer konnte eine unmittelbare Erleichterung der Abgabenlasten des Volkes nicht geben, sie sollte es der Regierung nur möglich machen, aus der Finanzverlegenheit sich allmälig herauszuwinden, ohne jene zu steigern. Der Vortheil der größeren Masse der Nation dabei war ein mittelbarer, kein unmittelbarer. Daher und weil die Parlamente zugleich gegen die Stempeltaxe kämpften, welche die Allgemeinheit treffen mußte, weil sie und nicht die Regierung von der Verfassung sprachen, die Frankreich bedurfte, erklärte sich die Stimme der Nation für sie. Das Parlament von Paris, jezt verbunden mit den Pairs des Reiches, wieß die allgemeine Grundsteuer zurück, und erließ an den König eine Erklärung (am 13. Juli), in welcher es in den bestimmtesten Ausdrücken wiederholte, daß es keine Auflagen einzuzeichnen berechtiget sei, daß es ein Irrthum gewesen, wenn man geglaubt, es könne ein solches Recht von dem Könige gegeben werden: nur von der Nation dürfe es fortan kommen, ohne die Einwilligung der Repräsentanten derselben, der Generalstaaten, könne der König keine Abgabe weiter erheben ***). Genau dieselbe Sprache, nur noch in etwas stärkeren Ausdrücken,

*) Mémoires de Besenval II. pag. 249.

**) Weber: Mémoires I. pag. 169.

***) Weber: Mémoires I. pag. 181.

führte später die Oberrechnunskammer und die Obersteuerkammer zu Paris, welche mit den Parlamenten das Recht des Enregistrirerens bis jezt getheilt hatten. Heftige Aufregung herrschte bereits in Paris, und verbreitete sich von da in einige große Städte des Reiches, besonders nach Bourdeaux, Toulouse, Grenoble und Besançon. Die Parlamente in den Provinzen, deren Mitglieder fast insgesammt aus Edelleuten bestanden, verwarfen die Stempeltaxe und die Grundsteuer mit gleicher Heftigkeit und erließen mit gleichem Eifer den Ruf nach den Generalstaaten.

In diesen Generalstaaten vereinigten sich die Wünsche aller Parteien. Der Adel und der Klerus hoffte durch sie seine Rechte zu schirmen gegen die Reformen, gegen die Eingriffe des Königthumes, das Volk hatte noch keine Stimme, aber es erwartete von den Generalstaaten schon, daß sie nicht allein die Geld-, sondern auch die Ehrenprivilegien des Adels und des Klerus vernichten würden. Lomenie de Brienne aber glaubte hindurch zu kommen, wenn er die alten Wege ginge, die man sonst gegangen, als die Parlamente allein gegen das Königthum gestanden, als sie nicht in der ganzen Nation einen laut ausgesprochenen Willen zum Stüzpuncte gehabt. Ein **Lit de justice** ward für das Parlament von Paris gehalten (6. August 1787) und darin das Enregistriren der Stempeltaxe und der Grundsteuer erzwungen. Aber wenn sonst mit dem **Lit de justice** Alles beendet gewesen, begann jezt erst der Kampf zwischen dem Könige und seinem Minister einer- und dem Parlamente andererseits eine größere Heftigkeit zu gewinnen. Das **Lit de justice**, durch welches der kümmerliche Rest feudalistischer Freiheiten, die den Franzosen geblieben waren, zu einem leeren Spiele gemacht wurden, diente nur die Gemüther zu erbittern. Des andern Tages schon faßte das Parlament von Paris einen Beschluß, in dem es nicht allein, wie gewöhnlich, gegen das, was im **Lit de justice** von dem Könige erzwungen worden war, protestirte, sondern in dem es auch mit neuer und nie erhörter Kühnheit alles Geschehene für ungültig erklärte *). Diesen Beschluß sendete das Parlament von Paris allen Unterbehörden zu, ohne jedoch ausdrücklich zu verbieten, daß den Edicten des Königs Folge geleistet werde.

*) Mémoires de Besenval II. pag. 258.

So gab, was man in Frankreich mit dem Titel „die Verfassung des Reiches" taufte, das sonderbarste Unding. Erst gebot der König wie ein unumschränkter Herr: dann sendete er aber doch das Gebot den Parlamenten zu, um es zu begutachten. Sagten diese dann: nein, es darf des Königs Gebot nicht Statt finden, so wiederholte er es durch sein persönliches Erscheinen im Pariser Parlamente, durch die Intendanten und durch die **lettres de jussion** in den Provinzialparlamenten und die Parlamente enregistrirten, um unmittelbar darauf zu protestiren. Dadurch sagte man der Nation unaufhörlich, es solle eigentlich keine Autocratie, kein Reich der Gewalt in Frankreich sein, die Nation müße eigentlich in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen werden, und dadurch, weil zulezt die Regierung natürlich doch den Sieg über die Parlamente gewann, zeigte man die gänzliche Leerheit des parlamentarischen Rechtes.

Auch Lomenie de Brienne gedachte nun den lezten Schlag zu thun, der in dem sonstigen Gange der Dinge, der Regierung Gehorsam von dem Parlamente verschafft hatte. Das ganze pariser Parlament ward nach Troyes in der Champagne versetzt (am 15. August). Früher hatte man vorgezogen, die Parlamentsglieder einzeln zu exiliren. In Troyes sollten die Räthe sich nach dem heiteren Leben der Hauptstadt sehnen und dadurch fügsamer für den Willen der Regierung werden. Aber das kleinliche Mittel gewann nur den Ausgang, den es verdiente, und Niemand zeigte klarer als Lomenie de Brienne jezt unter den schwierigsten Umständen, daß er die Zeit nicht verstand. Freilich aber war schon seit langer Zeit soviel verdorben, daß nur mit dem höchsten Maße von Weisheit und Kraft noch aus dem Gewirre zu kommen war. Alle Parlamente des Reiches machten die Angelegenheit des pariser Parlamentes zu der eigenen, alle protestirten gegen die abgenöthigte Einzeichnung der beiden königlichen Edicte, alle protestirten gegen die Versetzung des Parlamentes von Paris nach Troyes, alle mahnten den König an die Generalstaaten *). In Paris war die Aufregung des Volkes bereits so bedeutend, daß die Regierung Truppen zusammenziehen zu müßen glaubte. Es war fast nichts mehr in dem königlichen Schatze; er hatte alles Vertrauen verloren, es fand

*) Soulavie: Mémoires VI. pag. 178.

sich Niemand mehr, der Geld vorstrecken wollte. Die Regierung durfte nicht wagen, die neuen von den Parlamenten ungenehmigten Auflagen zu erheben, Niemand würde sie gutwillig gezahlt haben. Es blieben nur zwei Auswege übrig. Man mußte entweder dem Heere vertrauen, welches wenigstens noch kein offenes Zeichen von Widerstandsgeist gegen die königliche Autocrität gegeben hatte, sich auf die Gewalt des Schwertes stellen, die Abgaben und die Anleihen mit dem Bajonete ertrotzen und damit natürlich auch zugleich den Bürgerkrieg eröffnen. Daran ward nicht gedacht und daran konnte in der That kein Gedanke sein. Oder man mußte das geben, was Frankreich begehrte, eine Verfassung, man mußte die große Masse der Nation gewinnen, ganz gewinnen für das Königthum, man mußte ihr zeigen das Königthum wolle, daß die unabwendbaren Opfer nicht von ihr, sondern von den privilegirten Ständen gebracht würden, man mußte ihr Concessionen machen, um sie ganz in dem Kampfe gegen jene zu gewinnen.

Aber nicht in die Gedanken des Ministers, nicht in die Gedanken des Königs scheint das jezt gekommen zu sein. Ludwig hat es wieder vergeßen, daß nur durch eine Revolution, die er selbst gemacht, der Thron, das Reich, das Volk gerettet werden könnten. Das Verderbenbringendste, was unter diesen Verhältnißen überhaupt nur geschehen konnte, wird von Lomenie de Brienne gethan: er setzt den Kampf gegen die Parlamente fort, er verharrt bei der beliebten Halbheit, als hätte er der Nation Zeit geben wollen, die Meinung, es sei nichts mit der Autocratie, in sich immer mehr zu befestigen. Ein Verräther hätte nicht übler mit Ludwig handeln können, als es Lomenie de Brienne aus Thorheit that. Mit demselben Parlamente, welches sich im Voraus für incompetent für die Erhebung neuer Abgaben und Auflagen erklärt, mit demselben Parlamente, welches den entschloßensten Willen gezeigt, die Regierung zur Einberufung der Generalstaaten, von denen vorauszusehen war, daß sie einmal berufen, die Revolution ohne den König machen würden, zu nöthigen, eröffnete er Unterhandlungen, welche sich durch die Zeit eines ganzen Monates hinzogen, ohne daß im Laufe derselben die Parlamentsräthe ihm auch nur die mindeste Veranlassung gaben zu glauben, ihre Ueberzeugung und ihr Entschluß sei ein anderer geworden. Der Minister versprach, es solle von den beiden Edicten weiter

keine Rede sein, das Parlament enregistrirte dagegen zu Troyes, wo es alle seine Functionen fortsetzt, eine Prorogation der Vingtième. Dafür ward das Parlament nach Paris zurückberufen (am 21. September 1787), nachdem es vorher, auch in Troyes, alle seine früheren Beschlüße noch für rechtskräftig und vollgültig erklärt hatte. Lomenie de Brienne war kurz vor der Zurückberufung des Parlamentes von Troyes nach Paris Principalminister geworden. Mit den theuersten Opfern für die Autocratie hatte der Minister ein Nichts gewonnen: er hatte versprochen, die Generalstaaten einzuberufen. Jedoch scheint das Versprechen so schwankend und unbestimmt gegeben worden zu sein, daß man hoffen konnte, die Sache noch zu umgehen. Auf heimliche, mit einzelnen Gliedern des Parlaments gepflogene Unterhandlungen gründete Lomenie de Brienne die Hoffnung, daß es ihm willig die Hand zu einer Maßregel bieten werde, durch welches er der Autocratie das Leben zu retten gedachte, welches jezt nur geschehen konnte, wenn sie in den Besitz weit bedeutenderer Geldmittel kam, als die Prorogation der **Vingtième**, die von dem Parlamente noch zu Troyes enregistrirt und welche durchaus auf allen Grundbesitz ausgedehnt war, zu schaffen vermochte. Sie aber, diese Geldmittel waren nur durch eine neue Anleihe zu gewinnen; sie mußten bedeutend sein; denn für das folgende Jahr eröffnete sich bereits die Aussicht auf ein Deficit von einhundert und sechszig Millionen Livres. Schrecken war zu lesen auf jeglichem Angesichte, das furchtbare Wort „der Staatsbankerutt steht vor der Thür" eilte von Munde zu Munde.

Die Regierung hatte in diesem Augenblicke durchaus keinen andern Ausweg als die neue Anleihe: auch den Fall angenommen, daß die allgemeine Grundsteuer noch troz dem unbezweifelten Widerstande der privilegirten Stände durchgesetzt werden könnte, so bedurfte es einer geraumen Zeit, ehe durch sie die Staatseinkünfte ansehnlich gesteigert werden konnten. Aber Niemand scheint von dem Gefühle, daß sie in Noth sei und daß ihr geholfen werden müße um des Wohles des Staates willen, in dem Jeder wiederum auch nur sein eigenes hätte sehen müßen, ergriffen zu sein. Alle Parlamente des Reiches suchen sie nur tiefer hineinzudrängen in diese Noth, und die ganze Nation mit einem Sinne steht zu ihnen, obwohl Niemand sich verhehlen konnte, daß dadurch nur die Noth der Finanzen steigen und der

Staatsbankerutt näher gebracht werden mußte. Das Sonderbare aber dieser Erscheinung lößt sich einfach durch den Umstand auf, daß die Regierung das rechte Vertrauen verloren hatte unter allen Ständen und allen Klassen der Gesellschaft. Sie hatte sich ja für Nichts mit Bestimmtheit entschieden seit einer langen Reihe von Jahren unter Verhältnißen, die vor anderen gebieterisch ein bestimmtes System erheischten: sie hatte sich weder für die privilegirten noch für die nichtprivilegirten Stände, weder für die Autocratie, noch für die Konstitution, weder für die Reformen, noch für die Reactionen, weder für das Alte noch für das Neue deutlich, bestimmt, consequent ausgesprochen. Heute herrschte mehr das Eine, morgen das Andere mehr vor. Und unter solchem Schwanken und solcher Unbestimmtheit waren, ob auch mehr durch die Macht der Verhältniße, als durch die Schuld der Regierung herbeigeführt, immer neue Lasten dem Staate aufgebürdet worden. Immer neue Opfer wurden begehrt, und nirgends sah die Nation deshalb eine sichere Bürgschaft, daß die begehrten Opfer auch die lezten sein würden, weil der König und sein Minister sich nicht entschließen konnten, dem Reiche eine neue Verfassung zu geben. Nur in dieser aber sahen alle Klassen der Nation Bürgschaft und Sicherheit; denn der König mit aller seiner Güte konnte sie nicht geben, auch wenn man die Rechnung überhaupt nur auf das Leben eines Menschen gestellt; das hatte er sattsam erwiesen. Also schien sich Alles nur zu freuen über die Noth des Königs und der Regierung; denn in ihr erkannte man bereits das Mittel, sie zu nöthigen, dem Drange der Zeit nachzugeben. Dadurch aber empfing die Revolution zuerst einen Character, der kein fröhliches Gedeihen der neuen Verfassung, wie diese auch immer gestaltet werden möchte, versprach, daß sie nicht unter einem freien und offenen Entgegenkommen des Königs und der Nation emporwuchs, daß sie unter Kampf, unter Streben und Widerstreben ihre ersten Wurzeln bereits schlug. Der König erschien in dem Parlamente von Paris (am 19. November 1787), und legte ihm ein Edict zum Enregistriren vor, vermöge dessen die Regierung ermächtiget ward, in den fünf zunächst folgenden Jahren allmälig die Summe von vierhundert und dreißig Millionen Livres zu leihen, um das Deficit zu decken: auf diese fünf Jahre sollte auch die Prorogation der Vingtième beschränkt sein. Zwar erklärte der Groß-

siegelbewahrer, und gewiß sehr zur Unzeit, daß der König allein Gott Rechenschaft schuldig sei von seiner Waltung. Doch suchte man bei dem neuen Opfer, welches von der Nation begehrt ward, auch die Meinung zu gewinnen und gab, doch wiederum halb und zweideutig, dem allgemeinen Drange der Zeit nach festen Verfassungsformen nach. Die Rechnungen des Staates sollten fortan alljährlich öffentlich bekannt gemacht werden, und vor dem Ablaufe von fünf Jahren sollten, obwohl das Urtheil, ob ihre Berufung zuträglich sei oder nicht, wiederum allein dem Könige zustehe, die Generalstaaten berufen werden *). Halb und zweideutig aber erschien dieses Versprechen eben, weil durch die aufgestellte Behauptung von des Königthumes göttlichem Rechte im Voraus eine sehr untergeordnete Stellung dieser Generalstaaten bezeichnet war, und weil die lange Frist, die man gestellt, im Voraus zu verkünden schien, daß man in ihr eine Zeit zu finden gedenke, in welcher der König, den ja nichts bände als sein Gewissen und Gott, die Einberufung der Generalstaaten für zweckwidrig erachten werde **). Von vielen Parlamentsräthen, unter denen sich Freteau und Sabathier auszeichneten, ward mit großer Heftigkeit gegen die neue Anleihe gesprochen; doch war es noch zweifelhaft, ob die Majorität sich für oder wider sie entscheiden werde, als der Großsiegelbewahrer Lamoignon sich erhob und erklärte: in Gegenwart des Königs sei das Abstimmen ganz unnöthig; denn derselbe habe nicht den Willen, nur den Rath seiner Parlamentsräthe zu hören. Darauf nahm der König selbst das Wort: er halte sich für genugsam durch die Deliberatian des Parlamentes unterrichtet, und gebiete demnach das Enregistriren des Edictes über die Anleihe. Ein Gemurr des Unwillens eilte durch den Saal. Die gewöhnlichen Formen selbst waren verletzt; denn auch wenn der König persönlich im Parlamente erschien (**séance royale**), pflegten die Stimmen gesammelt zu werden. Etwas anderes war das **Lit de justice**, wo der König nur erschien, um das Enregistriren zu gebieten und eine Deliberation vorher gar nicht gestattet war.

*) **Discours du roi et de Lamoignon** in der **Introduction au Moniteur pag. 88 — 91. Weber Mémoires I. pag. 189.**

**) Diese Behauptungen erklärt das Parlament von Grenoble bald darauf für verfassungswidrig. **Introduction historique au Moniteur pag. 121.**

Da erhob sich Louis-Philipp Herzog von Orleans und frug den Großsiegelbewahrer: ob das eine königliche Sitzung sei oder ein **Lit de justice?** Lamoignon entgegnete: es sei eine königliche Sitzung. Und der Herzog behauptete darauf, wie es allerdings hergebracht und ordnungsmäßig war, daß dann auch die Abstimmung gehörig erfolgen und die Stimmen gezählt werden müßten. Der Großsiegelbewahrer aber beharrte bei der Behauptung, daß dieses bei persönlicher Anwesenheit des Königs unnöthig. Da trug Orleans darauf an, daß dem Enregistrement wenigstens die Worte „auf des Königs ausdrückliches Gebot" hinzugefügt würden. Und als auch dieses verweigert worden, protestirte der Herzog feierlich gegen die Gesetzwidrigkeit, mit welcher das Enregistrement dem Parlamente abgenöthiget worden *).

Das ist das erste Mal, daß der Herzog von Orlans bedeutend auftritt, und auf Seiten der Freunde der Freiheit, wie fortan immer, sich findet. Diesem Manne ist von Vielen ein großer Antheil an der französischen Revolution Schuld gegeben worden. Man beschuldiget ihn, das Haupt der jüngern Linie Bourbon, auf den Umsturz der ältern gearbeitet zu haben, um sich auf den Thron zu drängen **), und man nennt die Partei, welche bald nach dem Anfange der Sitzungen der Generalstaaten offenbar auf die Anarchie hinarbeitete, in welcher sie allein die Möglichkeit der Aufbauung eines democratischen Reiches erblickte, die Faction Orleans. Aber einen bestimmten Beweis für das Streben des Herzogs nach dem Throne, der auch jeglichem bald nach dem Anfange der democratischen Revolution nicht als ein Glück, sondern als eine zertrümmernde Last erscheinen mußte, giebt es nirgends, und es ist eine reine Willkühr, jene Partei mit dem Namen Orleans zu taufen. Dagegen ist eben so gewiß, daß der Herzog von Orleans dem Throne durch den Reichthum, den der ältere Zweig der Familie Bourbon an Gliedern besaß, ferngestellt, frühzeitig die Ideen der neuthümlichen Staatsphilosophie aufgesogen, sie durch mehrmaligen Aufenhalt in England in sich befestiget, sie eifrig in dem Schooße seiner Familie und namentlich in seinem Sohne Ludwig Philipp dem Ersten, jezt

*) **Weber Mémoires I. pag. 190. 191.**

**) **Mémoires de Rivarol. pag. 317.** Von dieser Faction Orleans gingen auch die wüthendsten Angriffe auf die Königin aus. **Soulavie Mémoires VI. pag. 172.**

König der Franzosen, eingepflanzt, daß er in sich weder einen Beruf die Autocratie festzuhalten, noch den ältern Zweig der Linie Bourbon zu schützen, noch Freundschaft und Hinneigung für irgend ein Glied desselben gefühlt. Es ist auch kaum minder gewiß, daß einige Democraten der Nationalversammlung einen Augenblick den Gedanken gehabt haben mögen, die neue Verfassung durch die Erhebung des Herzogs von Orleans auf den Thron zu befestigen *); aber eben so gewiß ist es, daß sie den Gedanken bald wieder aufgegeben, entweder, weil sie selbst fanden, daß Orleans zu dieser Rolle nicht tauglich sei, oder weil der Herzog sie zu übernehmen sich weigerte. Das Leztere ist das weitem wahrscheinlichere. Orleans, obwohl in der Nationalversammlung immer noch auf Seiten der Democraten, vermeidet doch sichtbar sich hervorzudrängen und eine Hauptrolle zu übernehmen. Und das scheint bei ihm aus dem vorwaltenden Gefühle, es fehle ihm zu einer solchen Rolle alle Kraft und alles Geschick, hervorgegangen zu sein. So spricht der Herzog selbst sich aus, als die Nationalversammlung ihn zum Präsidenten erkohren; eine Stelle, die er augenblicklich wieder niederlegt **). Es wäre für Orleans ungemein leicht gewesen, sich eine wichtige Partei zu schaffen und vielleicht durch sie auf den Thron zu kommen, wenn er es sonst gewollt. Schon jezt, obgleich in dem oben Berichteten der erste Schritt des Herzogs für die Freiheit lag, erklärte das Volk sich laut für ihn, und allenthalben, wo er seitdem erschien, ward er mit unermeßlichem Jubel empfangen. Die Nationalversammlung gewinnt sehr bald die Ueberzeugung, daß weder der König noch, außer dem Herzoge von Orleans, ein königlicher Prinz es treu mit der democratischen Konstitution meine. Der Gedanke nach dem Vorbilde Englands das neue Wesen durch die Berufung einer andern Familie auf den Thron zu befestigen, lag ungemein nahe und er hätte in das Leben treten müssen, wenn der Herzog von Orleans jemals Pläne auf den Thron genährt. Orleans bestimmt die Revolution nicht; sie bestimmt ihn; plan- und willenlos findet ihn ihr Strom, und geduldig läßt er sich von ihr fortreißen, bis er mit dem Namen Egalité

*) Mémoires de Ferriéres II. pag. 119. Rivarol Mémoires pag. 223 — 227.

**) Bailly Mémoires II. pag. 276.

geschmückt als Königsmörder mitten unter den Anarchisten des Nationalconventes auf den Höhen des Berges sitzt, um mit vielen andern von dem Ungeheuer der democratischen Freiheitstyrannei auf das Schaffot geschleudert zu werden. Im Uebrigen war dieser, aus dem königlichen Blute Heinrichs des Vierten entsprossene Apostel der democratischen Freiheit, der frechsten Sittenlosigkeit ergeben, in der das geringe Maß seiner Kräfte sich vollends aufzehrte.

Aus jener Sitzung aber des Parlamentes von Paris entfernte, nachdem Orleans seine Protestation eingelegt, sich zürnend der König. Des andern Tages wird Orleans nach Villers Cotteret verbannt, die beiden Parlamentsräthe Freteau und Sabathier nach zwei ferngelegenen Schlößern. Orleans weit entfernt, was ihm, wenn er sonst hochfliegende Gedanken gehegt, am meisten frommen mußte, sich als ein Opfer der Tyrannei darzustellen, jammert unmännlich dem Glanze und den Lüsten der Hauptstadt entrissen zu sein, und läßt bald Bitten an den König ihn zurückzulaßen gelangen*). Das Parlament aber von Paris, sicher der Stimmung der Nation und nicht minder sicher der Mitwirkung aller Parlamente des Reiches, schritt zu dem Kühnsten vor. Es erklärte Alles, was in der königlichen Sitzung vorgegangen, für illegal, es erklärte, daß es keinen Antheil an der Anleihe habe, welche die Regierung machen wolle, es bestritt die Rechtmäßigkeit der **Lettres de cachet**, es begehrte fast trotzig die Zurückberufung des Herzogs, Freteaus und Sabathiers, es suspendirte selbst bis das geschehen, das Enregistrement des Edicts über die Wiedereinsetzung der Protestanten in die bürgerlichen Gerechtsamen, welches von dem Könige ebenfalls in jener **séance royale** vorgelegt worden war. Fast alle Parlamente des Reiches machten wiederum die Angelegenheit des Pariser zu der eigenen, fast alle erklärten sich gegen das königliche Edict über die Anleihe **). Und mit den Parlamenten schien im Nu die ganze Nation vereiniget zu sein: ein Ruf tönte durch ganz Frankreich von einem Ende bis zum andern, der Freiheit des Herzogs und der Parlamentsräthe, Abschaffung

*) **Mémoires de Besenval II. pag. 293.**

**) Eine Menge von Remonstrancen der Parlamente und der Pairs des Reiches in der **introduction historique au Moniteur pag. 91—102.**

der tyrannischen **Lettres de cachet** und die Generalstaaten begehrte. Schon ließen sich auch Stimmen vernehmen, daß die Bastille und die übrigen Staatsgefängniße insgesammt zerstört werden müßten, und schon fand es der König nöthig, sich über die Anwendung der **Lettres de cachet** fast zu entschuldigen und mit der nicht unwahren Behauptung aufzutreten, daß von keinem seiner Vorfahren ein so mäßiger und umsichtiger Gebrauch von dem Rechte der königlichen Verhaftsbriefe gemacht worden sei, als von ihm *). Zugleich machte die Regierung auch das **Compte rendu** für das folgende Jahr bekannt, welches ein Deficit von einhundert und ein und sechszig Millionen Franken ergab **). Die projectirte Anleihe, gegen welche die Parlamente sich so kräftig ausgesprochen, hatte gar keinen Fortgang und Lomenie de Brienne stand am Rande eines Abgrundes, von dem nur noch ein Streich der Verzweiflung hinwegziehen zu können schien. In demselben Augenblicke, wo sie von der Macht der öffentlichen Meinung nmgeben waren, in demselben Augenblicke, wo sie von ganz Frankreich als der lezte Rest alter, von der Autocratie zertretener Freiheiten, verehrt wurden, sollten die Parlamente aufhören, Parlamente zu sein in dem alten Sinne und der alten Bedeutung des Wortes ***). Zwar war es ohne Prophetengabe vorauszusehen, daß die Parlamente nicht weichen würden ohne den heftigsten Kampf; aber jezt mag der Minister Entschuldigungen finden, jezt, da der Augenblick gekommen, wo der königliche Schatz seine Zahlungen bald einstellen mußte, jezt war um jeden Preis eine Sanction für die neue Anleihe zu gewinnen und da die Parlamente sie nicht geben wollten, so mußte man wohl sie anderswoher zu erringen suchen. Geheimnißvoll ward in den königlichen Druckereien gearbeitet und die Intendanten erhielten Befehle auf ihren Posten zu sein †). Man sah, neue königliche Edicte wurden gedruckt, die **Lits de justice** sollten an einem Tage in allen Provinzen Statt haben, um die Parlamente mit einem großen Schlage zu betäuben. Dunkele Gerüchte liefen um, die Parlamente sollten aufgelößt oder doch um ihre politische Bedeutsamkeit gebracht werden.

*) **Weber Mémoires I. pag. 197.**
**) **Introduction historique au Moniteur pag. 134.**
***) **Mémoires de Besenval I. pag. 291.**
†) **Weber Mémoires I. pag. 204.**

Aber der Parlamentsräthe einer, Namens d'Eprèsmenil, wußte sich die Edicte aus den königlichen Druckereien zu verschaffen. Auf die Kunde der nahen Gefahr versammelte sich das Parlament von Paris, zu ihm gesellten sich, wider des Königs Gebot, die Pairs des Reiches. Alle erklärten jeden Versuch, die Parlamente aufzulösen, für Verletzung der Grundgesetze des Reiches, alle schwuren keine Stelle in dem Tribunale anzunehmen, das, wie man in Erfahrung gebracht, an die Stelle des Parlaments in seiner politischen Bedeutung gesetzt werden sollte. Und eine Declaration ward aufgesetzt (am 3. Mai 1788), in welcher das Parlament mit derselben Einmüthigkeit, in welcher es den Schwur geleistet, den Franzosen erklärte, daß nur die Nation durch ihre Generalstaaten der Regierung Geld bewilligen, daß die Rechte der Provinzen unverletzlich, daß die Parlamente unverletzlich von Niemand aufgelößt werden könnten, daß kein Franzose von irgend Jemand in Verhaft genommen werden könne und dürfe, ohne sogleich vor seinen natürlichen Richter gebracht zu werden, weil ohne dieses Recht alle andere Rechte dem Menschen nutzlos und werthlos wären *). Der Schlag, auf den Lomenie de Brienne gesonnen, war damit schon zur Hälfte zerbrochen; denn es mochte nur gelingen die Parlamente in ihrer politischen Bedeutsamkeit aufzulösen, wenn die Regierung sie alle an einem Tage überraschte, ehe sie einen Widerstand organisirt, ehe sie in Verbindung mit einander treten konnten; denn es war ja vorauszusehen, daß das Gerücht durch Frankreich fliegen, daß die Parlamente sich fassen, daß auch wohl das Volk sich für sie bewegen werde. Indeßen war das Uebel einmal geschehen und Lomenie de Brienne, obwohl bis zum Sterben krank, hielt eisenfest an dem einmal erfaßten Plane. Ein königliches Arreté erklärte für ungültig Alles was das Parlament von Paris gesagt und beschloßen, und verbot in Zukunft ernstlich solche Schlüße zu fassen. Aber war er damit unterdrückt der Ruf nach den Generalstaaten, der Ruf nach einer festen Verfassung, der das Reich durcheilte, der alle Stände bewegte? Mit militärischer Gewalt wurden die Räthe d'Eprèsmenil und Goislard dem Sitzungssaale entrissen, durch die Macht der Bajonete wurden die Sitzungen

*) Die Declaration bei **Toulongon histoire de France depuis la révolution I. preuves.** Sie war das Ende der Autocratie. **Arreté qui étouffait la monarchie militaire. Soulavie Mémoires VI., pag. 188.**

in Paris aufgehoben *); aber war mit der Strenge ein anderer Sinn in die Parlamentsräthe, in die Pairs des Reiches gekommen? Nach Versailles zum **Lit de justice** ward das Parlament von Paris entboten. Aber in Paris noch vereinigten sich alle Glieder des Parlamentes im Voraus zu der Erklärung, daß Alles, was in Versailles geschehen würde, für ungültig erachtet werden sollte. Das Parlament von Paris ist im Insurrectionszustande gegen die factisch bestehende Staatsform, die es aber längst für ungesetzmäßig erklärt hat.

Indeßen werden zu Versailles im **Lit de justice** (am 8. Mai 1788) fünf Edicte dem Parlamente zum Enregistriren vorgelegt. Die drei ersten enthielten Verbeßerungen der höchst fehlervollen Gerichtsverfassung des Reiches, die eine Arbeit des einsichtsvollen Lamoignon waren: die Wirksamkeit aller Parlamente des Reiches, die Zahl ihrer Glieder war durch sie bedeutend eingeschränkt. Das vierte Edict aber entzog den Parlamenten das herkömmliche Recht des Enregistrirens und übertrug es einem neu zu errichtenden Tribunale, der **Cour plenière**, zusammengesetzt aus königlichen Beamteten, deren Ernennung jedoch auf Lebenszeit ging. Damit, hatte Lomenie de Brienne gemeint, werde die Nation das parlamentarische Recht des Enregistrirens für gerettet erachten. Das fünfte Edict suspendirte die Parlamente, die nun reine Gerichtstribunale waren, bis die neue Ordnung der Dinge würde eingeführt sein **). An demselben Tage waren in den Provinzen die Parlamente ebenfalls versammelt, und das Einzeichnen der fünf Edicte ihnen von des Königs Intendanten abgenöthiget worden ***). Niemand konnte in der Uebertragung des Rechtes zu enregistriren von den Parlamenten des Reiches auf einen, aus königlichen Dienern bestehenden **Cour plenière** etwas Anderes erblicken, als ein Spiel des Hofes, den lezten Rest der feudalistischen Freiheiten dem Wesen nach zu vernichten, der Form und dem Namen nach zu bewahren. Alle fühlten die lezte Schranke der ministeriellen Dictatur sei hinweggenommen, sei zerstört von einer Regierung, die, wie dieses auch immer und ob es auch im Ganzen ohne ihre Schuld

*) **Mémoires de Besenval II. pag. 298.**

**) **Introduction historique au Moniteur pag. 102 – 108.**

***) **Weber Mémoires I. pag. 221.**

geschehen, doch das Reich in einen furchtbaren Abgrund von Schulden geworfen, von einer Regierung, die kein Vertrauen zu gewinnen verstanden, die von den Parteien und Ansichten bald hier und bald dorthin gezogen worden war *). Nicht mindere aber vermehrte Freiheit begehrte ganz Frankreich in diesem Augenblicke. Und eine große Bewegung der Gemüther ging durch das ganze Reich, obwohl sie nur auf einigen Puncten in die That jezt schon überging. Unter den Augen des Königs noch, in einem Gasthause zu Versailles versammelt, protestirten die Parlamentsglieder gegen die Errichtung der **Cour plenière** **). Und vor der Kühnheit dieses Schrittes schon fing der Minister an zu zweifeln und zu zagen, ob er auch sein System der Gewalt hinauszuführen werde im Stande sein. Man wollte ein abermaliges **Lit de justice** halten, gab aber den Gedanken auf, als verlautete, die Pairs des Reiches würden eine solche Versammlung nur benutzen, um Protestation gegen das erste **Lit de justice** einzureichen.

Die übrigen Parlamente des Reiches insgesammt folgten mit ihren Protestationen dem Pariser. Und auf einzelnen Puncten zeigten sich deutlich Symptome nahender Insurrectionen. In der Provinz Béarn, am Fuße der Pyrenäen, sammelte sich um die Wiege des großen Heinrichs des Vierten ein kühner Adel, unter dessen Schutze die Parlamente von Pau und Navarra kräftig protestirten, kühn erklärend: „der König müße die Verträge achten, die mit der Provinz geschloßen worden, frei wären die Männer von Béarn, und als freie Männer, nicht als Rebellen, begehrten sie Achtung ihrer verfassungsmäßigen und althergebrachten Rechte ***). Kühner fast noch die Bretagne, wo dreihundert Edelleute Jeden für infam erklärten, der eine Stelle in der **Cour plenière** annehmen würde, wo darauf zwölfhundert geborene Stände der Provinz sich zu Saint-Brieux und Vannes

*) **Necker de la révolution I. pag. 36. Le public à cet aspect crut les droits de legislation partagès aux courtisans et un cri général de réprobation se fit entendre d'une extrêmité du royaume à l'autre.**

**) **Mémoires de Weber I. pag. 219.**

***) Die Schlüße der Parlamente von Pau und Navarra in der **Introduction historique au Moniteur pag. 122 — 127.**

versammelten, und eine Deputation nach Versailles sendeten, die Herstellung der Parlamente, die Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Formen begehrend. Die erste Deputation des Adels der Bretagne ward in die Bastille geführt, aber die Bretagne sendete immer neue und immer zahlreichere Deputationen, und sein Adel schien entschloßen, insgesammt in die Bastille zu wandern. Dieses ganze Land erwartete ein Signal zur Insurrection; die Bürgerschaften hatten sich bewaffnet, Bretagner Offiziere verließen Paris und Versailles, um dem bedrohten Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Der Intendant der Provinz, Bertrand de Molleville, schwebte in Lebensgefahr, der Commandant, Graf Thiars, hatte schon einen ziemlich heftigen Volkssturm bei der Schließung des Parlamentes in Rennes zu bekämpfen gehabt. In der Provence erklärten das Parlament, der Adel, die Provinzialstände, daß die Gewaltmaßregeln des Königs in ihrer Provinz keinen Gehorsam finden würden. Kühner noch und freier betrug sich die Dauphiné. Das Parlament von Grenoble protestirte in den kühnsten Ausdrücken gegen die Gewaltschläge der Regierung, gegen die ganze Autocratie. Und die Dauphiné trat kecker als Andere, nicht in Worten allein, sondern auch in Thaten auf. Zwischen dem Volke von Grenoble und den Truppen unter dem Grafen Clermont-Tonnerre war es zum Kampfe gekommen, als das Parlament genöthiget werden sollte, seine Sitzungen zu schließen. Die Soldaten hatten bei diesem Aufstande schon einen bösen Geist gezeigt, und Offiziere selbst hatten sich geweigert, auf das Volk schießen zu laßen. Dreihundert Edelleute aber schwuren in Grenoble die Freiheiten ihrer Provinz zu vertheidigen bis auf den lezten Blutstropfen, und Bürgerschaft und Klerus gelobten sich mit ihnen zu vereinigen gegen die Tyrannei des Hofes. Beim Schloße Vizille kamen die Stände der Provinz zusammen (am 21. Juli); sie waren seit dem Jahre 1628 nicht einberufen worden, und bei der neuen Organisation der Provinzialstände ebenfalls noch nicht wiederhergestellt. Das mußte zweifelsohne schon als ein Insurrectionsact gegen die Regierung gelten; mehr noch die Schlüße, welche die Stände faßten: „die Parlamente müßten wieder hergestellt, die Generalstaaten einbe-

*) Remontrance du parlament de Dauphiné in der Introduction au Moniteur pag. 120—124. Soulavie: Mémoires VI. pag. 206—208. Weber: Mémoires I. pag. 229. Mémoires de Besenval II. pag. 317.

rufen, die Stände der Dauphiné wieder hergestellt werden und sie in zwei Kammern getheilt, des Adels und des Klerus einer- und des dritten Standes andererseits, bis das Alles geschehen, wolle man die Steuern verringern, zu Gleichem die übrigen Provinzen des Reiches auffordern und sich mit ihnen verbünden *). In der Dauphiné herrschte zwischen den drei Ständen eine wunderbare Eintracht und im Voraus leisteten die Privilegirten Verzicht auf alle Vorzüge, die in Widerspruch mit den allgemeinen Menschenrechten, mit der Einheit des Reiches, stünden. So eigenmächtig als sie zusammengekommen, schrieben die Stände der Dauphiné eine abermalige Versammlung auf den Monat September aus, die bei dem Schloße Romans gehalten werden sollte. Auch eine Versammlung des Klerus, die Lomenie de Brienne um dieselbe Zeit, damit sie eine außerordentliche Geldhülfe der Regierung bewilligen möchte, berufen hatte, führte die stärkste Sprache. Sie sagte in einer Eingabe an den König: er habe den Vertrag mit der Nation verletzt, nicht Knechte wären die Franzosen, sondern ein freies Volk, dem keine Abgaben durch den bloßen Willen des Königs auferlegt werden könnten, aus freiem Willen der Nation nur würden und müßten sie bewilliget werden **). In Paris, unter der ganzen Masse des Volkes herrschte die größte Aufregung, ob es immer in Vergleich mit dem großen Ganzen nur einzelne Puncte waren, auf denen sie in die That überging.

Der Principalminister war durch die Macht der Umstände so verstrickt, daß er nicht einen Schritt vorwärts zu thun vermochte. Zwar hatten die Parlamente ihre Sitzungen eingestellt, zwar war die **Cour plenière** in Paris errichtet, aber kein Gedanke war daran, daß eine Anleihe, von ihr enregistrirt, gelingen, daß eine Abgabe, von ihr sanctionirt, bezahlt werden würde. Auf das Heer war kaum mehr zu zählen, auch wenn

*) Weber: Mémoires I. pag. 243—245.

**) Soulavie Mémoires VI. pag. 195—203. Remontrances du clergé presentées au roi le 15. juin 1788 in der introduction historique au Moniteur pag. 130—145. Das Actenstück ist aber auch darum von einer ganz vorzüglichen Wichtigkeit, weil der Klerus darin auf das unzweideutigste ausspricht, daß er der allgemeinen Grundsteuer sich nicht unterwerfen könne und werde. Dies zur Stütze früher dargestellter Ansichten und zur Würdigung der grundlosen Behauptung: die privilegirten Ständen hätten rein freiwillig ihre Geldprivilegien zum Opfer bringen wollen.

der König den Bürgerkrieg gewollt habe, er, der vor dem Gedanken einen Tropfen französischem Blutes vergoßen zu sehen, zurückschauderte. Der Staatsschatz war auf das tiefste erschöpft. Es mußte zurückgegangen, es mußte nachgegeben, es mußte die königliche Autorität blos gegeben werden, man mußte sich abtrotzen laßen, was man noch vor kurzem der dankbaren Nation hätte bieten können als ein freies Geschenk des Königthumes. Durch ein königliches Edict vom 8. August wurde die Einberufung der Generalstaaten für den Mai des folgenden Jahres angelobt. Die Ungewißheit und Zweideutigkeit dieses Versprechens schien wiederum zu verkünden, daß es mit der Erfüllung nicht eben treu gemeint sei, zumal da der Minister noch einige Zeit fest hielt an der Strenge; denn nach allen Seiten flogen die **Lettres de cachet**, die Bastille füllte sich besonders mit Edelleuten aus der Bretagne, die Glieder von acht Parlamenten des Reiches wurden in das Exil gesendet *). Aber nicht lange vermochte der schwache Lomenie de Brienne diese Strenge festzuhalten. Sie half rein zu gar nichts; denn durch sie kam die Regierung am allerwenigsten zu Geldmitteln.

Man hatte sich furchtbar verwirrt und verwickelt, man begann die Früchte einer langen Reihe von Inconsequenzen, von Widersprüchen, von halben, von thörigen Maßregeln zu ärndten. Der Staatsschatz war fast in Nichts zerronnen **), der Bürgerkrieg stand vor der Thüre, oder vielmehr des Reiches und des Thrones Untergang; denn kaum ein Mittel, diesen Bürgerkrieg zu führen, stand dem Könige zu Gebote, hätte er ihn auch sonst gewollt. Also war, um dem Königthume das Leben zu fristen — die alte Autocratie war bereits verloren, das sahen nur die nicht, die überhaupt nichts sahen und nichts begriffen — nur das Nachgeben noch übrig. Aber noch wäre es der Regierung möglich gewesen, sich der Revolution zu bemeistern. Wohnte in Ludwig oder in einem seiner Diener, der ihn zu leiten verstand, eine schöpferische Kraft und sprang aus dieser mit kühner Schnelle eine Verfassung hervor, welche die Zukunft des Staates sicherte, welche gemäßigten Ansprüchen des dritten Standes genügte, welche die Privilegien zertrümmerte, welche zu den Würden und Ehren des Staates nur dem Talente den Zugang

*) Necker de la révolution I. pag. 37.

**) Weber Mémoires I. pag. 249.

eröffnete, dann würde das Volk freudetrunken sich niedergeworfen haben an dem Throne des Königs, an dem, aber an dem allein auch Viele noch mit Liebe hingen. Und damit hätte dem Königthume immer noch eine große Gewalt, der Vollbesitz der vollziehenden und administrativen Kraft, die Initiative der Gesetzgebung gerettet werden können.

Aber zu alle dem fehlte jezt und fehlte später, als Necker den entflohenen Moment der Entscheidung noch zu erhaschen gedachte, der Entschluß, die Weisheit und die Kraft. Der Weg des bloßen Nachgebens, den Lomenie de Brienne allein einzuschlagen verstand, bewirkte etwas Anderes nicht, als der Regierung die Macht, sich die Revolution selbst zu machen, zu entwinden, sie den Parteien in der Nation zu überlaßen, deren Sieg oder Untergang sie fortan halt- und thatenlos zuzusehen hatte. Denn die gährenden und widersprechenden Ansichten schufen nun bald die Parteien der Aristocraten und Democraten. So ward zuerst die Versammlung, welche die Stände der Dauphiné nach Romans ausgeschrieben, von dem Könige genehmiget (2. August), dann durch ein königliches Edict die Einberufung der Generalstaaten des Reiches für den Mai des folgenden Jahres angekündiget und zugleich die **Cour plenière** suspendirt (8. August). Und von diesem Tage an war keine menschliche Macht mehr, welche die Generalstaaten hindern konnte *); aber von diesem Tage an ward es auch der Regierung unermeßlich schwieriger, sich der Revolution noch zu bemeistern. Als ein fertiges, von dem Könige frei gegebenes Werk mußte eine neue Verfassung vor der Berufung der Generalstaaten aufgestellt werden; denn nach ihr war der Regierung die Kraft der freien Bewegung und des freien Willens schon entnommen. Aber als sei der Minister gemeint gewesen, die Parteien, die noch schweigsam waren, hervor zu rufen und zu beleben, forderte er durch ein neues Edict alle kundige, denkende und wohlmeinende Franzosen auf, dem Könige zu rathen, wie die Generalstaaten jezt zu organisiren wären. Das war deutlich genug gesagt, daß die alte Form derselben, nach welcher sie in den drei Kammern, des Klerus, des Adels und des dritten Standes, jede als eine geschloßene Körperschaft, jede mit dem Verhinderungsrechte gegen die Schlüße

*) Weber Mémoires I. pag. 247.

der andern, zusammenkamen und mit der Regierung unterhandelten, als nicht mehr vorhanden zu betrachten sei. Denn wozu fragte sonst die Regierung! Damit war aber auch eben so deutlich dem Volke gesagt, welche Revolution, welche Verfassung willst du haben? Es ist ein Schritt von fast unbegreiflicher Thorheit.

Das lezte Werk aber Lomenie's de Brienne war die Ankündigung eines theilweisen Staatsbankerutts. Ein königliches Edict (am 16. August) bestimmte, daß vor der Hand die Zahlungen des königlichen Schatzes nur zu drei Fünftheilen in baarem Gelde, zu den beiden andern mit Anweisungen auf diesen Schatz selbst, die zu fünf vom Hundert verzinst werden sollten, geleistet werden könnten *). Nur viermalhunderttausend Livres sollen in diesem Augenblicke noch in dem königlichen Schatze gewesen sein, und der Principalminister hatte bereits Gelder, die für durch Hagelschlag verödete Districte von der Wohlthätigkeit eingesammelt worden waren, in Beschlag nehmen müßen **). Das königliche Edict verbreitete die wildeste Bestürzung, und zumal in Paris zeigte sich die heftigste Aufregung. Lomenie de Brienne selbst fing an zu zweifeln, daß er allein der Last gewachsen sei und begehrte von dem Könige, daß Necker ihm in den Finanzen beigesellt werde; aber Necker weigerte sich auf die Anfrage des Königs, da er den Mißcredit des Principalministers nicht theilen wolle und könne. Die Königin und der Graf von Artois drängten den König Lomenie de Brienne zu entlassen: es bedürfe eines volksbefreundeten Ministers wieder, Necker müße gerufen, Brienne entlassen werden, Paris drohe mit Empörung. Und der König, unsicherer und zweifelhafter geworden unter unsichereren und zweifelhafteren Verhältnißen, gab nach. Der Principalminister, so reich, als hätte er den Staat gerettet, beschenkt, nahm seine Entlassung ***) (am 25. August). Bald folgte der Großsiegelbewahrer Lamoignon. Und beide Male brach die wilde Freude des Volkes in Paris so empörerisch los, daß schon Blut in den Straßen fließen mußte.

*) Introduction historique au Moniteur pag. 128.

**) Mémoires de Besenval II. pag. 328.

***) Mémoires de Besenval II. pag. 328. Weber Mémoires I. pag. 251.

Der Ruf aber des Königs traf den tiefgekränkten Necker, der als Nichtfranzos ohne Verbindlichkeit gegen das Reich war, doch freudig und bereit dem Könige zu Hülfe zu eilen. Aber mit schwerer Sorge sagte er zur Tochter: „warum nicht funfzehn Monate früher?“ *) Und das mit vollstem Rechte; denn damals hätte es noch in des Königs Macht gestanden, die Revolution selbst zu machen, und jezt war es höchst zweifelhaft, ob das noch gelingen werde. Die Gegner haben nicht verabsäumt, die unedelsten Beweggründe Necker bei seinem Wiederauftreten unterzulegen: es trieb ihn Haß gegen die privilegirten Stände, das glühende Verlangen die Ideen der Philosophen über den Staat in das Leben zu führen. Das wagt man von Necker zu sagen, dessen einziges Streben fortan ist, Adel und Königthum vor dem Heranstürmen der Democratie zu bewahren. Aber die Verhältniße, unter denen Necker in das zweite Ministerium trat, in welchem er eigentlich den ganzen Staat leitete, da er die Finanzen sogleich untergeordneten Geistern überließ **), waren bereits so furchtbar verworren, daß vielleicht kein menschlicher Verstand gefunden werden dürfte, dem es möglich gewesen, die Besonnenheit und Umsicht festzuhalten, in keinen Fehler und in keinen Irrthum zu fallen. Dieselben, welche auf Necker allein die ganze Schuld des Ausbruches der Revolution zu werfen nicht übel Lust tragen, gestehen auch, daß seit einem halben Jahrhunderte die heftigste Gährung in allen Gemüthern geherrscht, daß jezt die Lehre von der Volkssouverainität mit vernichtender Gewalt in allen Herzen gethront habe ***). Und jezt, als Necker wiederkam, hatte die Regierung selbst diese Lehre aus dem Reiche der Gedanken herein in das Leben gerufen, und es vermochte keine menschliche Macht mehr sie zu hemmen und zu bändigen. Die Mittel der Gewalt standen dem Königthume nicht mehr zu Gebote, und selbst das Heer war nur eine zweifelhafte Stütze

*) Considérations par Madame de Staël I. pag. 159.

**) Weber Mémoires I. pag. 270.

***) Weber Mémoires I. pag. 280. 230. Ueberhaupt sind seine Gegner in stetem Widerspruche mit sich selbst. So Besenval: Mémoires II. pag. 332. il n'avoit contre lui, que les gens qui cherchent à s'enrichir aux depenses des autres, à profiter de la détresse publique pour faire une prompte fortune, ainsi que les courtisans qui craignaient de trouver son austerité en opposition du produit qu' ils attendaient de leur faveur.

noch. Die späterhin versuchte Anwendung der Gewalt eben war es, welche dem Königthume den lezten Stoß gab. Mit richtiger Würdigung der Verhältniße versuchte Necker was für den König sich noch würde retten lassen auf dem Wege der Güte. Nichts hat er zu retten vermocht. Aber das geschah wie ohne seinen Willen, so im Ganzen ohne seine Schuld. Theils wurden seine Rathschläge wiederum verachtet oder nur halb und zweideutig ausgeführt, theils war und ward die Gewalt der Verhältniße so übermächtig, daß der Gang der Dinge nicht mehr durch diese oder jene Maßregel bestimmt werden konnte.

Zuerst brachte Necker wieder etwas Ordnung in den Stand der Finanzen, die Lomenie de Brienne ihm in gräßlicher Zerrüttung hinterlassen. Das Edict vom sechszehnten August ward sofort zurückgenommen und der königliche Schatz wieder in den Stand gesetzt zu zahlen. Der Credit eröffnete sich für Necker wieder, der für Brienne ganz verschwunden gewesen *). So groß war der Unterschied, den die Menschen in einem Minister nach seiner Pflicht und einem Minister nach dem Hofe machten. Aber mehr thun als das Leben fristen konnte auch Necker natürlich nicht; und mehr von ihm begehren, hieße das Unmögliche verlangen **). Dann vervollständigte Necker die Maßregeln, welche an sich selbst schlechthin unvermeidlich, dem Könige und der Regierung die Liebe und das Vertrauen der Nation, fast die einzigen Stützen, an die man sich noch zu halten vermochte, sichern sollten. Die Gefangenen, besonders die Edelleute aus der Bretagne, wurden in die Heimath zurückgesendet, die exilirten Parlamentsräthe zurückgerufen, die Parlamente wieder hergestellt in alle ihre Gerechtsame, und die Einberufung der Generalstaaten abermals für den Januar des folgenden Jahres angelobt (königliches Edict vom 23. September 1788). Und die drohenden Erklärungen der Provinzen verwandelten sich in Aeußerungen der Liebe und der Ergebenheit gegen den König, und wieder eilte durch Frankreich der Ruf „es lebe der König!“ Noch stand sie in einem großen Theile des Volkes fest, die Liebe zu ihm ***).

*) Weber Mémoires. I. pag. 253.

**) Madame de Staël Considérations I. pag. 159.

***) Weber Mémoires I. pag. 253.

Aber als eine schwere, ja fast unauflößliche Frage stand vor Neckers Seele die Art und Weise, wie er die Generalstaaten berufen, wie er sie organisiren sollte. Schweigsam größtentheils hatte bis jezt der dritte Stand dem Kampfe der privilegirten Stände gegen die Autocratie zugesehen, fast ohne sich um den letzten Grund des Kampfes zu kümmern, zufrieden, daß überhaupt der Autocratie Gegner aufgestanden *). Aber seitdem der König verkündet, die Generalstaaten sollten nun bestimmt berufen werden, seitdem die Regierung die Nation befragt, wie sie zu organisiren wären, seitdem hatte sich die schweigsame Bundesgenossenschaft zwischen den privilegirten Ständen und dem dritten Stande aufgelößt und eine glühende, eine unaustilgbare Feindschaft schien an ihre Stelle getreten zu sein **). Die privilegirten Stände hatten die Autocratie nur bekämpft, weil sie ihre Vorrechte antasten wollte zum Besten des Reiches. Auch sie riefen Freiheit, und sie waren die ersten und eifrigsten gewesen die Einberufung der Generalstaaten zu erzwingen. Aber nach ihrem Sinne sollten dieselben, zwar einen neuen, aber nicht einen democratischen Neubau des Reiches begründen. Der Adel hatte fortan in den Generalstaaten, die ein bleibendes Institut nun sein sollten, die Autocratie umschränken, mit dem Klerus die ersten Kammern bilden, eine Stellung dadurch gegen das Königthum, wie das Haus der Lords in England, gewinnen, dem dritten Stande nur eine untergeordnete Wichtigkeit laßen, und am meisten natürlich seine Ehrenrechte retten wollen, ja sie befestigen. Das war im Allgemeinen des Adels Geist und Streben, ohne daß in ihm eine durchgängige Gleichförmigkeit der Ansichten herrschte; denn Viele des Adels gehörten zu den eifrigsten Freunden der democratischen Ideen. Aber der Adel sah in seinen Erwartungen, daß die Dinge die Wendung nehmen würde, die er wollte, bitter sich getäuscht, und drohende Zeichen schienen zu verkünden, daß die zeither schweigsamen Bundesgenossen einen Doppelkampf gegen die Autocratie und gegen die Aristocratie beginnen wollten. Die wichtige Angelegenheit,

*) Mémoires de Besenval II. pag. 305.

**) Lameth: histoire de l'assemblée constituante: introduction pag. 93. Alors s'opéra la separation entre les hommes qui n'avaient soutenu que des prétentions personelles et ceux qui avaient en vue les intérèts publics sagt der reine Democrat.

welche die privilegirten Stände und der dritte Stand mit einander in Streit brachte, welche das Ende der zeitherigen Bundesgenossenschaft und den Ausbruch lang verhaltenen Ingrimmes verkündete, lag in der Frage, ob, wie es in den alten Generalstaaten gewesen, der dritte Stand etwa ein Drittheil der Deputirten zu senden habe, oder ob mehr. Damit hing auch zugleich die Entscheidung der andern und wichtigeren Frage zusammen, ob die drei Kammern beibehalten werden sollten oder nicht, und davon wieder, ob die Privilegien bleiben oder untergehen sollten, da dem Adel und dem Klerus zwei Kammern gegen Neuerungssinn der Regierung oder des dritten Standes mächtige Hülfsmittel, für sich das Alte ganz und vollständig zu retten, darboten. Lomenie de Brienne hatte unbesonnen in einem Edicte die Franzosen aufgefordert die Frage zu erörtern, welche die Regierung selbst gleich Anfangs entscheiden mußte, wollte sie den Gang der Ereigniße zu leiten hoffen. Und die Privilegirten, so weit sie nicht gewonnen waren von den neuthümlichen Ansichten oder von dem Gefühle der Billigkeit geleitet wurden, hatten für die Beibehaltung der alten Formen der Generalstaaten, die eben darum, weil sie in drei Kammern getheilt, niemals etwas Dauerndes zu begründen vermocht *), in denen der dritte Stand die untergeordnetste, demüthigendste Rolle gespielt, sich bestimmt ausgesprochen. In diesem Sinne hatte das Parlament von Paris eine Declaration erlaßen und dadurch mit einem Schlage die Gunst des Volkes verloren, die es in dem Kampfe gegen die Autocratie gewonnen.

Aus dem dritten Stande heraus tönten natürlich ganz andere Stimmen und Frankreich war im Nu mit Schriften überflutet, in denen der Geist der Democratie hervorbrach mit stürmischer Gewalt. In mehreren Schriften bewieß der Abbé Sieyes **), daß der dritte Stand, unter welchem Ausdrucke er die ganze große Masse der Nation, die nicht Adel und nicht Klerus ist, versteht, acht und neunzig Hunderttheile der gesammten Nation, die eine Nation auch ohne Adel und ohne Klerus sein würden, bilde. Darum sei es zweifelsohne die höchste Mä-

*) Mémoires de Dumouriez II. pag. 23.

**) Besonders: Qu' est ce que le tiers état, von welcher Schrift Auszüge am Schluße des ersten Bandes von Webers Memoiren stehen.

ßigung, wenn dieser dritte Stand sich begnüge mit der doppelten Zahl der Repräsentanten, die als Generalstaaten zusammenkommen sollten. Die bittersten Bemerkungen waren in diesen Schriften reichlich über die privilegirten Stände, besonders über den Adel ausgestreut. Da ward die Lehre unter das Volk gebracht, daß auf Unrecht, Unnatur und Gewalt des Adels Ursprung ruhe, daß die Aristocratie, besonders die Hofaristocratie, zum Nachtheile des Königs und des Volkes eine wahre Herrschaft an sich gerissen und immer zu behaupten verstanden, daß es kein Staat sei, in dem es nicht ein für Alle gleich gültiges und gleich verbindliches Gesetz gäbe, das es ein Unsinn sei, wenn die Aemter und Würden sammt den Ehren des Staates nicht der Nation, die arbeitend und zahlend Thron und Reich erhalte, sondern den privilegirten Ständen zu Theil würden. Und in hunderten von Flugschriften tönte, Nachhall rousseauscher Staatsphilosophie, dieselbe Lehre wieder, erfüllte alle Gemüther und drang selbst in die Hütte des Landmannes ein. Denn unter dem gebildeten Mittelstande, unter einem Theile des Adels hatte die Freiheit in dem Maße die Herzen erfüllt, daß auch Opfer willig dargebracht wurden, um ihr Reich zu begründen. Daher wurden in Unzahl solche Schriften auch unentgeltlich ausgetheilt. Aber dem Geiste der democratischen Freiheit gesellte sich die nun lange unter den Franzosen herrschende Irreligiosität und Immoralität zu. Viele blieben nicht bei den Bitterkeiten stehen, die Sieyes gegen die privilegirten Stände ausgestoßen. Mit den Waffen, riefen tausende von Stimmen, müße das Volk auferstehen aus der Grabesruhe der Knechtschaft und furchtbare Rache an seinen Feinden, seinen Unterdrückern nehmen. Mord und Beraubung des Adels müße die Losung der neuen Freiheit sein. Schon konnte unter den Franzosen das grimmigste Verbrechen dargestellt werden unter dem leichten Gewande des Witzes *). Die heilige Lehre des Christenthumes hatte keine tiefe Wurzel geschlagen in den Gemüthern. Die Bildung des achtzehnten Jahrhunderts hatte unter den höheren Ständen längst die alte Ehrfurcht vor den Formen und Ceremonien des katholischen Kultus, den haltlosen Glauben an die Wunder, Heiligen und Bilderwelt zerbrochen. Jezt arbeiteten sie eifrigst daran, ihn auch unter dem eigentlichen Volke,

*) Sallier: Annales françaises, pag. 303.

wo am inneren Gehalte der göttlichen Lehre noch weniger zu finden war *), zu vernichten und bereiteten dadurch der furchtbarsten Anarchie der Irreligiösität den Weg. Schon ward in Schriften solchen Gehaltes überlaut die Seligkeit der democratischen Republik gepriesen, schon die Erbmonarchie, selbst wenn sie auf den Besitz der vollziehenden Macht beschränkt, für Unsinn erklärt, schon Heiligkeit und Nothwendigkeit des Aufstandes gepredigt und schon gesagt, daß keine Anarchie so furchtbar sei, die nicht der Grabesruhe vorzuziehen, welche durch die Autocratie über die verknechtete Menschheit gekommen. So rief der Graf von Entraigues dem Volke zu, jezt der neuen Freiheit eifriger Freund, bald darauf strenger Anhänger des alten Wesens **). Von solchen Stimmen aufgerufen erhob die Anarchie ihr Haupt, und der Fortgang der Geschichte scheint nichts als die Verwirklichung so unheilschwangerer Lehren werden zu wollen.

Die Brandfackeln hatten das Volk bereits in Flammen gesetzt, als Necker wieder in das Ministerium trat, und er fand unter dem bei weitem größten Theile der Nation das Verlangen nach der doppelten Repräsentation des dritten Standes, wie man es nannte, bereits so allgemein, so stürmisch geltend gemacht, daß selbst das Parlament von Paris, erschrocken über die Macht der öffentlichen Stimme, seinen Schluß zurücknahm und die Art und Weise der Zusammensetzung der Generalstaaten dem Könige überließ. Auch hatte die Regierung, indem sie bei den Provinzialständen dem dritten Stande die Hälfte der Deputirten bewilligte, die Frage bereits auch für die Generalstaaten eigentlich entschieden. Und die Stände der Dauphiné hatten bei ihrer zweiten Zusammenkunft zu Romans ebenfalls einmüthig beschlossen, daß sie zu den Generalstaaten die eine Hälfte ihrer Deputirten aus Adel und Klerus, die andere aus dem dritten Stande senden würden ***). In dieser Provinz zeigte sich überhaupt große

*) Madame de Staël Considérations I. pag. 202.

**) Entraigues: Mémoires sur la constitution des états provinciaux.

***) Die Stände der Dauphiné beschloßen ferner, daß in ihren Provinzialständen fortan der dritte Stand in eben der Zahl, wie Adel und Klerus zusammengenommen, repräsentirt werden solle, daß sie nur eine Kammer bilden, nur nach Köpfen abstimmen und eine vollkommen gleiche Besteuerung einführen wollten. In diesen Schlüßen folgten ihnen die Stände von Languedoc, Vivarais und Provence.

Harmonie unter den Ständen und die Privilegirten willig und geneigt zeitgemäßen Anforderungen des Bürgerstandes nachzugeben. Dennoch ist dem Minister Necker der alberne Vorwurf gemacht worden, durch die von ihm herbeigeführte Verdoppelung der Repräsentanten des dritten Standes sei der Untergang der Monarchie herbeigeführt worden. War aber die Frage, als Necker wieder in das Ministerium trat, eigentlich von der Regierung bereits entschieden, war die Gewalt der öffentlichen Meinung zu dem Grade bereits erstarkt, daß eine Regierung, der Gewaltmittel überhaupt kaum mehr zu Gebote standen, so schon zum Nachgeben genöthiget war; so kam noch eine ungemein wichtige Betrachtung hinzu, welche den Minister für die doppelte Repräsentation des dritten Standes nothwendig entscheiden mußte. Die alte Verfassung des Reiches hatte, nur dem Namen nach nicht, aufgehört vorhanden zu sein. Die Regierung konnte mit den Parlamenten nicht weiter; sie stellten sich schon gegen alle Reformen, gegen alle Verbeßerungen, welche die Noth der Finanzen unabweisbar verlangte, wie eine eherne Mauer hin, an welcher die Angriffe der Regierung auf die unseligen Privilegien wirkungslos zerschellt waren. Von den Generalstaaten, in den alten Formen berufen, mußte dasselbe befürchtet werden. Hatten nicht die Notabeln des Reiches gezeigt, welche Gesinnung in den Privilegirten wohnte? konnte der Minister sich täuschen über den Geist, der einem großen Theile von ihnen den Ruf nach den Generalstaaten abgenöthiget? konnte er zweifeln, daß sie auf demselben dahin arbeiten würden, daß mit Darbringung einiger zu gebieterisch erheischten Opfer, das Ganze ihrer Privilegien recht festgestellt und, da die Generalstaaten nun einmüthig als bleibendes Institut verlangt wurden, eine trotzige Stellung gegen das Königthum wie gegen den dritten Stand gewonnen würde? Die Einberufung der Generalstaaten in den alten Formen würde nur eine Festhaltung des alten Staates in dem Augenblicke, wo er eben still stand, in dem Augenblicke, wo Alles zeigte, daß mit ihm nicht weiter zu kommen war, gewesen sein. Und ein Minister, der das gewollt, hätte nichts anderes gethan, als den Kampf, der so eben mit den Parlamenten und den Notabeln bestanden worden, noch einmal herbeizurufen und herbeizurufen gegen eine noch weit mächtigere Körperschaft. Es bedurfte für das Reich jezt eines durchaus veränderten Steuersyste-

mes, einer fast durchaus veränderten Administration und einer durchaus anderen Stellung des dritten Standes, und also auch durchaus anderer Generalstaaten, sonst würde Necker in den unverzeihlichen Fehler Kalonnes verfallen sein, die zur Sanction der Reformen zu berufen, die eben selbst reformirt werden sollten *). Wollte man aber auch davon nun!, wie kein Umsichtiger thun konnte, absehen, so bot sich eine andere Unmöglichkeit dar, die Generalstaaten in den alten Formen oder vielmehr in denen, von welchen die Privilegirten behaupteten, daß sie die alten wären, zu berufen. Es war bei der jetzigen Stimmung des Volkes vorauszusehen, daß eine solche Entscheidung der Regierung die heftigste Erbitterung in dem dritten Stande erregen, und unfehlbar auf die eine oder die andere Weise geltend machen würde; entweder in sofortigem Aufstande gegen Königthum und Aristocratie oder in den heftigsten Maßregeln der Kammer des dritten Standes in den Generalstaaten. In beiden Fällen mußte Liebe und Vertrauen des Volkes zu der Regierung, zu dem Könige verschwinden, der Anarchie sofort Thor und Thür geöffnet sein. Nur wer in der ungeheuersten Verblendung über den Stand der Dinge lebte, wie das leider mit dem Hofe und mit einem Theile der Privilegirten der Fall war, mochte das nicht begreifen.

Legten nun aber diese Betrachtungen schon dem Minister die gebieterische und unabweisbare Nothwendigkeit auf, die Generalstaaten nicht in den alten Formen zu berufen, so wurde das nicht minder von dem Geiste der bloßen Billigkeit geboten. Als die Generalstaaten zum lezten Male berufen worden waren, hatte es noch einen alten und ächten Adel gegeben, der in Besitze großer Güter, einen reichen und ansehnlichen Theil der Nation bildete, auf dessen Diensten und auf dessen Schwerte zum Theil das Reich stand. Arm und dürftig war damals der dritte Stand gewesen, arm und dürftig auch seine Stellung auf den Generalstaaten. Jezt war das Verhältniß gerade umgekehrt. Alle Blüthe und alle Kraft des Reiches lag in den Städten, lag in dem dritten Stande, der sich noch immer mit stiller Erbitterung in einer demüthigen Stellung von dem Staate gehalten

*) Die Ansprüche des dritten Standes waren in dem Laufe der Zeit gestiegen, und jezt genügte es nicht mehr, wenn die privilegirten Stände nur die gleiche Besteuerung bewilligten. **Mémoires de Bailly I. pag. 13.**

erblickte. Der alte Adel aber ebenfalls verschwunden. Von den achtzigtausend edlen Familien, die jezt etwa auf dem französischen Boden lebten, gehörten kaum tausend dem wirklichen alten, aus dem Lehns- und Feudalwesen herrührenden Adel an, die große Namen und große Erinnerungen in der Nation aufzurufen im Stande waren. Die ganze übrige Masse bestand aus dem Brief- und Beamtetenadel, der sich in dem Laufe der Zeit aus dem Schoße des dritten Standes herausgebildet hatte *). Die widernatürlichste Erscheinung war nun wohl, daß dieser neue Adel, der weder ein historisches Element des Reiches bildete, noch in den Geschäften des Krieges, noch in denen des Friedens sich auszeichnete **), der keine besondere Stütze des Reiches war und keine sein konnte, den Vollbesitz der Rechte in Anspruch nahm, den einst Frankreichs alter und wahrer, jezt kaum mehr als vorhanden zu betrachtender Adel genossen hatte, und den dritten Stand, der jezt eine ganz andere Stellung hatte als zur Feudalzeit, der nach dem Geständniße selbst eines heftigen Gegners des neuen Wesens dem jetzigen Adel in Allem gleich stand, ja auch wohl ihm überlegen war ***), immer noch von den Ehren und Würden des Staates zurückzuhalten gedachte. Vieles adelige Gut war übrigens in Besitz von Bürgerlichen, die bei Gewinnung desselben einer demüthigenden Abgabe unterworfen waren. Die Aristocratie bestand also keineswegs allein aus dem hohen Klerus und dem Adel, es gehörte dazu auch die bürgerliche Magistratur der souverainen Gerichtshöfe wie die bürgerlichen Adelgutsbesitzer. Auf den Gütern desselben lebten etwa noch anderthalb Millionen leibeigene Bauern †). Die Leibeigenschaft aber auf den Domainen des Königs war bereits aufgehoben. In diesem Augenblicke war der König gegen den Geist und die Gesinnung der Aristocratie billig eingenommen; denn war sie es nicht gewesen, welche die Regierung in diese Noth gebracht, welche nach der Vernichtung des autocratischen Königthumes zu-

*) Mémoires de Bouillé pag. 50. 51.

**) Madame de Staël Considérations I. pag. 2. 167. 198.

***) Mémoires de Bouillé pag. 53. à Paris et dans les grands villes, la bourgeoisie était superieure en richesse, en talent, et en mérite personnel. Elle avait dans les villes de province la meme supériorité sur la noblesse; cependant elle était partout humiliée.

†) Bailly Mémoires I. pag. 276.

erst gerufen hatte*)? Zum Theil, weil sie die Democratie furchtbar neben sich emporsteigen sah, schlug sie jezt um und ward eifrige Verfechterin der Autocratie. Aber was ihr Angriff geschadet, vermochte ihre Reue nicht zu beßern **). Dagegen gab der dritte Stand immer noch viele Zeugen von treuer Ergebenheit gegen den König, besonders seit Necker zurück gekommen ***), und für unbezweifelt mußte gelten, daß der wohlhabende und beßere Theil desselben dem Königthume treu ergeben war, denn er kann nur bestehen in einem Leben voll Ordnung, und er schien fühlen zu müßen, daß diese Ordnung nicht sein könne ohne das Königthum. Darauf zählte Necker und würdigte, wie es scheint, nicht genugsam, daß die alte und rechte Anhänglichkeit durch thörige Maßregeln früherer Zeit, durch Kabalen und Lügen dem Königthume unter dem Volke doch verloren gegangen war. Und noch weniger würdigte er den Geist der herrschenden Democratie und fiel in den großen Fehler zu vermuthen, daß in den Männern allen, die er berufen würde zu Rath und That, wie in ihm selbst, das Maß und das Ziel, die Tugend und der Verstand und eine gleiche Einsicht über die Lage der Dinge und die Verhältniße des Reiches wie eine im Ganzen gleiche Ansicht über das Wohl des Staates heimisch sein werde. Necker bei der reinen Unmöglichkeit die Generalstaaten in den alten Formen zu berufen, in denen sie niemals dem Staate etwas Dauerndes gefruchtet, war gewiß entschloßen, es dahin zu bringen, daß das Reich eine neue und zeitgemäße Verfassung empfing. Jezt in der That war sein Streben, daß die Autocratie aufhören sollte. Und das konnte, das mußte er selbst thun auch als Minister eines autocratischen Königs; denn sie stand ja still, diese Autocratie, sie war nicht mehr aufrecht zu erhalten durch irgend ein Mittel, und sollte das Königthum noch gerettet werden, so mußte jezt es umgestaltet werden in ein verfassungsmäßiges. Daß er diese Erkenntniß gewonnen, das war Neckers Verbrechen in den Augen aller Freunde des alten Wesens. Sie schmähen, aber sie vergeßen zu zeigen, wie es möglich gewesen, die Autocratie zu behaupten †).

*) Mémoires de Bouillé pag. 58.

**) Lameth: histoire de l'assemble constituante: introduction pag. 93.

***) Necker de la révolution I. pag. 142. Weber: Mém. I. pag. 253.

†) Madame de Staël Considérations I. pag. 208.

Necker aber mit seinem Entschluße dem französischen Reiche eine Verfassung und zwar eine der englischen sich annähernde Verfassung zu bringen, befand sich unter den verworrensten Verhältnißen, in denen eine freie Bewegung ihm Unmöglichkeit war*). Des Königs war er nicht sicher; denn nicht mit derselben Gewalt, wie in dem Minister, lebte in Ludwig die Ueberzeugung, daß die Stunde gekommen sei, wo es galt den autocratischen Thron zu verlaßen. Ludwig wollte die Einführung der englischen Verfassung nicht und weniger noch als er wollte sie der Hof **). Unter dem Einfluße dieses Hofes, der nichts verstand und nichts begriff, der das Leben nicht kannte, stand der König und Necker sah seine Rathschläge von diesem Einfluße immer gehemmt und gehindert. Daher wollte er, daß die Entscheidung über die sogenannte doppelte Repräsentation des dritten Standes nicht von ihm, dem Minister, sondern von einer höheren Autorität ausgehe, welcher der Hof nichts entgegenzusetzen habe. Necker rieth dem Könige dieselben Männer, welche im vergangenen Jahre als Notabeln des Reiches berufen worden waren, wieder zu versammeln, und ihnen die Frage über die Art der Zusammensetzung der Generalstaaten vorzulegen; er hoffte, die Billigkeit und das Gefühl, daß mit den alten Formen nicht auszukommen sei, würde in den Notabeln die Vorurtheile und die Interessen des Standes besiegen. Es war für Necker schlimm, daß er in einer Zeit stand, in welcher die Regierung nicht mehr frei gebieten konnte, schlimm, daß er den König nicht bewegen konnte, sogleich eine fertige Verfassung selbst aufzustellen, schlimm, daß er die Zukunft abhängig machen mußte von den Ansichten der Menschen, welche bewiesen, daß nicht das Ganze des Staates, sondern sie selbst, ihnen das Höchste geblieben. Und zweifelhaft muß es demnach erscheinen, ob Neckers Maßregel die weiseste gewesen, zweifelhaft, ob er nicht beßer gethan, wenn er Alles daran gesetzt, um den König zu bewegen, sogleich selbst die ganze Verfassung aufzustellen und lieber zurückzutreten aus dem Ministerio, wenn es nicht gelang, als den langsamen und zweideutigen Weg einzuschlagen, den er versucht hat.

*) Weber Mémoires I. pag. 257.

**) Necker de la révolution I. pag. 188.

Die Notabeln des Reiches kamen zu Versailles zusammen (am 3. November) und die Regierung legte ihnen die Frage vor, ob der dritte Stand auf den zu haltenden Generalstaaten die Hälfte der Deputirten, oder ob er nach dem alten Maßstabe sie zu senden habe. Dieser alte Maßstab war höchst schwankend und ungewiß gewesen; niemals hatte der dritte Stand genau auch nur ein Drittheil der Deputirten zu den Generalstaaten gegeben, immer hatte er mehrere gesendet, als einer der privilegirten Stände, obwohl niemals so viel als diese beiden zusammengenommen. Ließ man die alten Formeln der königlichen Einberufungsschreiben jezt bestehen, so konnte kein Brauch den dritten Stand hindern, so viele Deputirte zu senden, als er wollte. Dennoch betrachteten die privilegirten Stände die Sache jezt so, als hätte der dritte Stand auch immer nur genau ein Drittheil der Deputirten gesendet und nannten, was der König und der Minister nachmals thaten, „Verdoppelung der Repräsentanten des dritten Standes“ *) (**doublement du tiers**). Nur diese Frage hatte die Regierung den Notabeln vorgelegt; die wichtigere, ob die Generalstaaten sich jezt, wie die alten auch in den drei Kammern des Klerus, des Adels, des dritten Standes versammeln sollten, oder ob in einer neuen Gestalt, übergangen. Doch ob auch nicht ausdrücklich vorgelegt, lag sie doch in der gestellten Frage zweifelsohne inbegriffen; denn entschieden die Notabeln, wie der König und der Minister wollten, für die sogenannte Verdoppelung der Repräsentanten des dritten Standes, so war damit auch gesagt, daß zwei Kammern an die Stelle der einstmaligen drei treten sollten, daß die Repräsentation der französischen Nation getheilt werden solle in ein Haus der Privilegirten und ein Haus der Gemeinen **). Dem Adel hatte früher lieblich die Aussicht angelacht, zu glänzen in einer neuen französischen Verfassung wie das Haus der Lords in England. Aber seit einiger Zeit war er sammt dem Klerus zurückgekommen von solchen Gedanken, und die Autocratie fand in beiden jezt wiederum eifrige Verfechter. Die democratischen Stimmen, welche sich seit kurzem mit heftigen Angriffen gegen

*) **Necker de la révolution I. pag. 95—120.** Das Parlament von Paris sagt selbst: **le nombre des députés n'étant déterminé par aucune loi, ni par aucun usage constant pour aucun ordre.**

**) **Madame de Staël Considérations I. pag. 178.**

alle Privilegien erhoben hatte, setzte in Angst und Schrecken, und die Privilegirten fingen an zu fühlen, daß es gegen ein Haus der Gemeinen nicht gelingen werde zu behaupten, was gegen eine kraftlose Regierung gelungen war, die Freiheiten zu retten, die Privilegien zu bewahren *). Darum hätte ein Theil von ihnen gewiß gern den Ruf nach den Generalstaaten zurückgenommen, der zu so gefährlichen Erörterungen Veranlaßung geworden. Ein Mittel nur schien es noch zu geben, sie unschädlich zu machen, diese Generalstaaten, und das Mittel lag in der Rettung ihrer alten Formen.

In sieben Bureaus unter dem Vorsitze der Prinzen von Geblüte waren die Notabeln des Reiches abermals getheilt. Die Regierung legte ihnen nun, außer andern minder bedeutenden Sachen, besonders die Frage zur Entscheidung vor: ob der dritte Stand die doppelte Repräsentation haben solle oder nicht, oder mit andern Worten, ob die alte Verfassung bleiben oder ob Frankreich eine neue sehen sollte. Und fast einmüthig riefen die Notabeln nun das Anathem aus über jegliche Neuerung, behauptend, die einzige Rettung des Staates liege in der strengen Behauptung der alten Form. Nur das Bureau, das unter dem Vorsitze des Grafen von Provence, des nachmaligen Königs Ludwig des Achtzehnten, arbeitete, erklärte sich bestimmt für die sogenannte doppelte Repräsentation des dritten Standes. Dabei verabsäumen die Notabeln jedoch nicht, wiederum, jedoch in unbestimmten und zweideutigen aber pomphaften Ausdrücken, ihre Bereitwilligkeit zum Aufgeben ihrer Geldprivilegien bestens auseinander zu setzen **). Ward aber die alte Form der Generalstaaten, wurden die beiden Kammern des Adels und des Klerus, wie die Notabeln es wollten, aufrechterhalten, so war, auch angenommen, daß das Versprechen der Notabeln jezt treu und aufrichtig gemeint, es doch höchst zweifelhaft, ob die beiden ersten Kammern der Generalstaaten selbst dasselbe wiederholen und voll-

*) Lameth: histoire de l'assemblée constituante introduction pag. 95. 96.

**) Introduction historique au Moniteur pag. 177. 184. l'ordre de l'église y paraîtra avec la disposition, je ne crains point d'en être le garant, de faire tous les sacrifices que pourra exiger l'interêt général, sagt der Erzbischof von Narbonne Introduction pag. 196. und das fünfte Bureau: celle sera ratifiée par les ordres réunis dans l'Assemblée de la nation: introduction pag. 175.

führen würden. Hatte doch der Klerus erst vor kurzem so feierlich als es nur geschehen konnte, erklärt, daß die gleiche Besteuerung, mit welcher des Königs Wille ihn bedrohte, ein ungeheurer Eingriff in seine göttlichen Rechte sein würde. Und in der That thaten die beiden Kammern der privilegirten Stände, als die Generalstaaten nachmals eröffnet, keinen Schritt, der auf den festen Willen, ihre Geldprivilegien dem Staate zum Opfer zu bringen, deutete. Sie unterließen das in dem Augenblicke, als der Kampf mit der Democratie bereits eröffnet, als dringend Alles dazu aufforderte, und gaben dadurch den besten Beweis, welcher Geist in ihnen lebte und wie mit jenen Versprechungen es gemeint gewesen *). Die Notabeln des Reiches hatten das Wahnwitzigste gethan, was gedacht werden konnte. In dem Augenblicke, wo die privilegirten Stände selbst noch, wie ihre Aufträge (**cahiers**) für die Deputirten der Generalstaaten bewiesen, eine neue Verfassung für unabweisbar nöthig erachteten, eine immerwährende, zu festbestimmten Zeiten eintretende Repräsentation der Nation, in demselben Augenblicke, wo sie dadurch schon anerkannten, daß die alte Zeit vorüber sei, wollten sie den Bürgerstand in dieser Repräsentation in dieselbe Unbedeutendheit zurückstoßen, in welcher er hier und in allen andern Verhältnißen vor zwei Jahrhunderten gelegen. Sie, bei weitem zum größten Theile ein neuer Adel, der nicht für ein geschichtliches Element des Staatslebens gelten konnte, sie, der Klerus, den das Volk nicht mehr achtete und kaum mehr achten konnte **), sie wollten auch jezt, wider die Natur der Dinge, denn sie waren es nicht mehr, die Nation, die Herren der Generalstaaten sein: in den beiden ersten Kammern wollten sie in ihnen herrschen, klein und arm sollte der Bürgerstand, jezt unbezweifelt die Blüthe und die Kraft der Nation, neben ihnen in diesen Generalstaaten stehen, und so weit nur als sie es wollten, sollten die Reformen des Staates gehen, nicht so weit der König wollte, nicht so weit der Umschlag begehrte, der in allen Verhältnißen eingetreten war.

In diesem Geiste reichten fünf Prinzen von Geblüt, Artois, Bourbon, Condé, Conti und Enghien dem Könige eine Denk-

*) Necker de la révolution I. pag. 228. 246.

**) Madame de Staël Considérations I. pag. 184.

schrift ein. In derselben sind allerdings viele Wahrheiten über den Geist der Unruhe, der in ganz Frankreich laut geworden, über den Trotz, mit dem die Democratie das Haupt zu erheben begonnen, über die beginnenden Angriffe auf das Königthum gesagt. Aber ein anderes Mittel geben die Prinzen dem Könige dagegen nicht an, als daß er das fast Unmögliche thun, und den privilegirten Ständen das Uebergewicht in den Generalstaaten erhalten und überhaupt die Vorrechte dieses alten und ehrwürdigen Adels sichern möchte, dessen Heiligkeit und Unverletzlichkeit der dritte Stand anzuerkennen habe, der sich überhaupt begnügen müße, wenn nur seine Abgabenlasten erleichtert würden und wenn die Privilegirten vielleicht aus Großmuth noch auf ihre Geldprivilegien Verzicht leisten sollten *). Seitdem diese thörige Eingabe an den König erfolgt war, bemerkte man, daß besonders gegen den Grafen Artois, den nachmaligen König Karl den Zehnten, der aus früheren Zeiten schon übel berüchtiget war, der Haß des Volkes wilder aufflammte. Aber der König jezt von Necker geleitet, ließ wieder seinen gesunden und geraden Sinn walten, erkannte, daß der Adel und der Klerus weder allein des Thrones und des Reiches Stütze sei, noch allein oder vorzüglich die Repräsentation der Nation bilden könne: er entschied durch einen königlichen Befehl, daß der dritte Stand so viel Deputirte zu den Generalstaaten zu senden habe, wie die beiden privilegirten Stände zusammengenommen **).

Die damit in der unmittelbarsten Verbindung stehende Frage aber, ob die drei Kammern beizubehalten oder nicht, obwohl sie durch die sogenannte doppelte Repräsentation des dritten Standes eigentlich bereits verneinend entschieden, beendete jedoch der König nicht durch ein Gebot, sondern überließ die Entscheidung darüber den Generalstaaten selbst, wenn sie zusammen gekommen sein würden. Darin aber lag ein ungeheurer Mißgriff des Kö-

*) Mémoires présentés au roi in der Introduction historique au Moniteur pag. 188. „alors les deux prémiers ordres reconaissant dans le troisième des concitoyens qui leurs sont chers, pourront, par la générosité de leurs sentiments, renoncer aux prérogatives qui ont pour objet un interêt pécuniaire.

**) Die Versammlung der Notabeln wird am 12. December aufgelößt. Die Entscheidung des Königs erfolgte am 27., und das Einberufungsschreiben des Königs zu den Generalstaaten ist vom 27. April 1789.

nigs wie seines Ministers, dadurch ist der Democratie der Sieg bereitet worden, weil die Generalstaaten sich nun sogleich mit einem Kampfe zwischen den Privilegirten und dem dritten Stande eröffnen mußten, in dem alle Vortheile auf Seiten des lezteren waren, in dem die democratische Ansicht Zeit gewann sich zu befestigen und zu sehen, welche ungeheure Machtmittel ihr zu Gebote standen *). Dieser Mißgriff aber scheint in dem unglücklichen Zusammentreffen dieser Verhältniße seinen Grund zu haben. Necker fühlte und wußte zwar, daß die Autocratie des Königs nicht mehr zu behaupten sei, man mochte auf die Gesinnung der privilegirten Stände, oder auf die Gesinnung des dritten Standes wie auf die Mittel, die ihnen jezt gegen die Autocratie zu Gebote standen, sehen. Er verhehlte das dem Könige nicht und sagte ihm klar und unzweideutig, daß es Zeit sei von dem autocratischen Throne herunterzusteigen, daß es die höchste Zeit sei, dem Reiche eine Verfassung zu geben **). Später wollte Necker, daß der König den Generalstaaten befehlen solle, sich in zwei Kammern zu versammeln, sich dabei das Genehmigungs- und Verweigerungsrecht in der Gesetzgebung vorbehalten und die Geldprivilegien der privilegirten Stände unbedingt für aufgehoben erklären sollte. Davon versprach sich Necker den größten Erfolg und hoffte, daß die Gemäßigten des dritten Standes so ganz für den König gewonnen werden könnten. Der Fortgang der Geschichte wird zeigen, wie dieser Plan scheiterte. Größer, als sie Necker dann noch hoffte, hätten die Erfolge jedenfalls jezt sein müßen, wo die Democratie ihre Kraft noch gar nicht kennen gelernt und ein solches königliches Gebot hätte den Kampf verhindert, der sich so unselig und folgereich gleich am Anfange der Nationalversammlung entspann.

Aber es scheint, theils waren Neckers Ideen jezt noch nicht ausgebildet und bestimmt; denn er selbst klagt, die Zeit und die Ereigniße hätten zu gewaltig auf einander gedrängt, und es sei kaum möglich gewesen zur Besinnung zu kommen ***); theils aber auch mag Necker die Hofpartei gefürchtet haben, die ihm den

*) Rivarol Mémoires pag. 7.

**) Necker: Rapport fait au roi dans son conseil in der Introduction historique au Moniteur pag. 192.

***) Necker: de la révolution I. pag. 302.

Einfluß auf den schwachen König unaufhörlich zu entreißen drohte. Diese Hofpartei war über den Stand der Dinge, die sie nicht kannte oder nicht kennen wollte, nicht zu belehren; in ihre arme Begriffswelt kam kein Gedanke daran, daß Frankreich nicht bleiben könne und wolle, wie es war. Wie hätte Necker, ihr gegenüber gestellt, mit einem solchen Plane hervortreten können, gegen sie, die später, als er wirklich mit demselben auftrat, als die Gefahr für das Königthum unzweideutig dastand, dennoch den König von dem Gedanken der Rettung abzuwenden verstand. Würde sie all ihre Bitterkeit und all ihren Haß nicht in reicher Fülle sogleich über ihn ausgegossen und den König zu seiner Entlassung gedrängt haben. Zulezt aber war der König selbst der Einführung einer Verfassung, die sich der englischen genähert, bestimmt zuwider und die größte Anstrengung würde es dem Minister gekostet haben, jezt den König dazu zu bringen. In der grausamen Nothwendigkeit also aus dem Ministerio sofort wieder zu treten oder zu versuchen, was sich troz der Ungunst der Verhältniße doch noch gewinnen ließe, um das Reich vor einer democratischen Revolution zu bewahren, sieht sich Necker genöthiget, die Entscheidung der wichtigen Frage den Generalstaaten selbst anheim zu stellen. Nur das Halbe hat er über den König, den immer nur halb entschloßenen Mann, gewinnen können, die doppelte Repräsentation des dritten Standes; und das damit unmittelbar Verbundene, Aufhebung der alten Form der Generalstaaten ist den Wellen des Zufalls Preis gegeben. Necker gesteht, er habe darauf gebaut, daß die privilegirten Stände den Drang der Zeit erkennen würden; aber er habe sich bitter getäuscht. Indeßen kann man nicht umhin, Necker hier eines Mangels an Kraft zu beschuldigen, und auch wohl eines Mangels an der rechten Einsicht. Er mußte Alles daran setzen, den König zu gewinnen für einen Plan, durch den der Kampf unter den Ständen der Generalstaaten selbst vermieden, den Ansprüchen der gemäßigten Freunde der wahren Freiheit ein Genüge geleistet und ein durch die Verfassung mächtiges Königthum gerettet ward. Und wenn es nicht gelang, so mußte er scheiden. Die Halbheit, wo in einem großen Momente der Geschichte das Ganze begehrt ward, war es auch hier wiederum, die den Untergang brachte.

Es durfte aber Necker die Entscheidung über die wichtige

Frage um so weniger dem Spiele des Zufalles überlaßen, als es bei dem Stande der Finanzen der Regierung unmöglich ward, sich Einfluß auf die Wahlen zu verschaffen, als die Notabeln des Reiches selbst Bestimmungen getroffen hatten, durch welche leicht die von Tage zu Tage stürmischer um sich greifende Democratie großen Einfluß, und nicht allein in der Kammer des dritten Standes, gewinnen konnte. Die Notabeln hatten nicht Grundeigenthum zur Bedingung der Wählbarkeit in die Kammer des Adels gemacht, weil die Reste des alten Adels verarmt waren und die Güter sich in den Händen des neuen Adels oder des dritten Standes befanden. Die Notabeln hofften, daß auf den Wahltagen der alte Adel durch Alter und Ruhm der Häuser, leicht das Uebergewicht gewinnen würde. Ebenso hatten die Erzbischöfe und Bischöfe keinen Unterschied für die Kleriker aller Grade gemacht, hoffend, daß die Würde der Bischöfe und Aebte so leicht den Sieg gewinnen und besonders sie erwählt werden würden. Und für den dritten Stand hatte der Minister selbst den vorgezeichneten Weg eingeschlagen und für denselben die Bedingung der Wählbarkeit weder an Grundeigenthum noch sonst an etwas Anderes geknüpft *). Aber die privilegirten Stände täuschten sich in ihren Erwartungen, den alten Adel und die Fürsten der Kirche vorzüglich erwählt zu sehen. Sie hatten Grundeigenthum nicht zur Bedingung der Wählbarkeit gemacht und so geschah, daß eine große Menge von Menschen, die nicht durch Rücksicht auf eigenes Interesse verhindert wurden, die neuen philosophischen, besonders die democratischen Staatsideen auszuarbeiten, in die Generalstaaten kamen. Ein sehr großes Gewicht ist jedoch auf diesen Umstand nicht zu legen; denn die Macht jener Ideen in den Menschen dieser Zeit schlug so gewaltig vor, daß die ersten und feurigsten Anträge zu den democratischen Umgestaltungen sehr oft von denen ausgingen, deren Interessen dadurch auf das heftigste angegriffen wurden. Das Ergebniß der Wahlen indeßen war dieses: die Kammer des Klerus bestand aus acht und vierzig Erzbischöfen und Bischöfen, fünf und dreißig Aebten und Canonicis, zweihundert und acht Pfarrern. Die Kammer des Adels aus einem Prinzen von Geblüt, dem Herzoge von Orleans, acht und zwanzig Magistratspersonen, zweihundert und ein und vierzig Edelleuten. Orleans hatte seit

*) Necker de la révolution I. pag. 122—140.

seinem ersten Auftreten im Parlamente von Paris immer streng zu der Partei der Freunde der Freiheit gehalten, und war bei den Wahlen thätig gewesen, sie im democratischen Geiste zu fördern. Unerhört war es freilich, daß ein Prinz von Geblüt als Mitglied der Generalstaaten gewählt ward; aber durch kein Gesetz verboten. Die bunteste Zusammensetzung hatte die Kammer des dritten Standes erfahren. Sie bestand aus zwei Klerikern, eilf Edelleuten, achtzehn Maires und Konsuln, zwei und sechszig Mitgliedern verschiedener Gerichtstribunale, zwei hundert und zwei und siebenzig Advocaten, sechszehn Doctoren der Medicin, einhundert und zwei und sechszig Kaufleuten, Eigenthümern und bürgerlichen Grundbesitzern. Der dritte Stand hatte die ausgezeichnetsten Männer, aber auch die meisten Feuerköpfe gesendet. Unter ihnen den Grafen Mirabeau, der, nachdem er vergebens bei dem Adel seines Districtes sich beworben, von Aix zum Deputirten des dritten Standes erwählt worden war, ohne daß er nöthig gehabt, wie zuweilen erzählt, förmlich aus dem Adel zu treten und ein bürgerliches Geschäft zu beginnen. Mirabeau war der kühnste von den Democraten, nicht sowohl, wie es scheint, aus Glauben an die Seligkeit eines democratischen Reiches, sondern weil Haß gegen den Hof und die Standesgenossen ihn trieb, weil ein wüster Sinn ihn trieb, groß im Zerstören scheinen zu wollen. Die Würfel aber des Schicksals waren nun geworfen, als die Generalstaaten zu Versailles zusammenkamen, welche Stadt man für die Versammlung gewählt, weil sie der Sitz der Regierung war, und weil ohne große Unbequemlichkeit und ohne bedeutende Kosten die Generalstaaten nicht anders wohin, als wo sich zugleich die Regierung befand, versammelt werden konnten. Beßer wäre es freilich gewesen, man hätte die Generalstaaten weit von dem Feuerheerde der Democratie, von dem unermeßlichen Paris hinweggelegt, in dem ein stürmischer, von Rednern und Schriften mehr und mehr aufgeregter Sinn sich von Tage zu Tage heftiger zeigte. Kurz vor der Eröffnung der Generalstaaten stürmte der Pöbel das Haus eines gewißen Reveillon, geleitet, wie es scheint, von einer im Finstern schleichenden Partei, die zu erproben wünschte, wozu der Pöbel von Paris getrieben werden könnte, und welches seine Kraft sei.

*) Grille: introduction aux mémoires pour servir à l'histoire de la révolution de France II. pag. 534.

## Kampf und Sieg der Democratie.

Die Befreundung der Stände des französischen Volkes, die sich bisher dargestellt in dem gemeinsamen Kampfe gegen des Königs Autocratie, ist verschwunden bis auf die lezte Spur. Schon hat der Kampf begonnen zwischen dem Adel und dem dritten Stande. In der Bretagne hat der Haß schon die heftigsten Auftritte hervorgerufen, Blut ist geflossen, die Bürger standen unter den Waffen gegen einander. Und der stolze Adel der Bretagne, der so eben, alter Freiheiten kühn gedenkend, der Autocratie kräftig entgegen getreten, erbittert vom Emporsteigen des democratischen Geistes, erbittert von des Königs Gebot, daß der dritte Stand so viel Deputirte zu den Generalstaaten senden solle als die beiden privilegirten Stände zusammen, hat beschlossen für seinen Theil sie lieber gar nicht zu beschicken. In der Bretagne gehörte ein großer Theil des Adels noch den alten und ächten Edelgeschlechtern an, die auf geschichtlichem Boden standen, nicht dem neuen, durch Brief und Siegel in jüngeren Jahrhunderten entstandenen, die dadurch eine Wichtigkeit in den Augen des Volkes vergebens zu gewinnen versuchten, daß sie sich ausgaben für jenen alten Adel, der mit diesem Reiche, mit diesem Volke zugleich entstanden sei. Der alte aber wie der neue Adel betrachtete es für eine Schmach, daß der dritte Stand, aus dessen Schooße der leztere selbst doch erst durch des Zufalls Spiel jüngst emporgehoben worden war, nun auch eine politische Gültigkeit in dem Staate gewinnen sollte. Die Aristocratie aber eröffnete den Kampf gegen die Democratie unter den ungünstigsten Aussichten.

Seit die doppelte Repräsentation des dritten Standes vom Könige entschieden, seitdem die zweite Versammlung der Notabeln des Reiches die Wahlen nur an die Bedingungen geknüpft hatte, deren gedacht worden ist, seitdem war auch jede fest begründete Hoffnung die Aristocratie zu retten, verschwunden, untergegangen die Aussicht mit Aufgabe selbst der Geldprivilegien die Ehrenrechte des Adels zu retten und die alte Verfassung des Reiches, wie man sie zu nennen beliebte. Denn gewaltig herrschte der

Geist der Zeit über die Menschen, und dieser Geist, nicht dem alten Staate, sondern dem neuen hold, der halb ausgebaut in dem Reiche der Gedanken stand, hatte Viele von denen selbst ergriffen, die Geburt, Stand und Vortheil zu der Partei des alten Staates zu halten, oder denen diese Dinge mindestens doch, sich nicht unter das Banner der Democratie zu stellen, geboten. Schwere Spaltungen aber herrschten unter der Hälfte der Mitglieder der Nationalversammlug, (wie die jezigen Generalstaaten schon vor Eröffnung der Sitzungen in den Cahiers genannt werden *)), und es standen in der Aristocratie und der Democratie zwei mit höchst ungleichen Machtmitteln sich bekämpfende Parteien sich entgegen, und ein bedeutendes Uebergewicht der Zahl der Stimmen mußte der lezteren zu Theil werden.

Groß war diese Spaltung zuerst in dem Schooße der Adelsgenossenschaft, die berufen worden war, in der Nationalversammlung die weltliche Seite der Aristocratie zu verfechten. Denn eifrige Freunde zählte unter ihnen die Democratie, die in dem Werke der Zerstörung des Alten, in dem Vernichtungskampfe, der gegen alle Vorzüge und Vorrechte, gegen alle Hinderniße der vollkommensten Gleichheit begonnen ward, den Deputirten des dritten Standes die Leuchte voranzutragen eilten. Dadurch erlitt die Kraft der Aristocratie einen nicht unbedeutenden Abzug, und was sie verlor, stellte sich Alles auf die Seite der Democratie. Gespalten aber in Gesinnungen und Zwecken standen die der Aristocratie treu gebliebenen Glieder der Deputirten der Adelskammer zusammen. Nur der hohe Adel wollte die reine Aufrechterhaltung des Alten, der kleine, in dem eine heftige Erbitterung gegen den Hofadel, der ihn aus den einflußreichen Umgebungen des Königs verdrängt, und scharfer Haß gegen die Willkühr der Ministerialherrschaft wohnte **), will doch eine verfassungsmäßige Monarchie, und obwohl er diese ganz anders zu gestalten hofft als die Democraten, obwohl die Aufrechterhaltung der Ehrenrechte des Adels, die jene bekämpfen, auch ihm heilig ist, so ist doch ein Punct und ein wichtiger Punct vorhanden,

*) Grille: Introduction aux Mémoires sur la révolution au tableau comparatif des mandats et pouvoirs donnés par les provinces à leurs deputés I. pag. 400.

**) Mémoires de Ferrieres I. pag. 13.

in dem er Hand in Hand mit den Democraten gehen muß, der Kampf gegen des Königs Autocratie. Es wird aber dadurch die Kraft seines Widerstandes gegen den democratischen Geist halb gebrochen, zumal da derselbe nicht sogleich am Anfange der Sitzungen mit seinen äußersten, das volle Reich der Gleichheit begehrenden Ansprüchen, hervortritt. Erst als dieses geschah, es geschah aber erst, nachdem die Democratie so mächtig geworden, daß sie nur auszusprechen brauchte, was sie begehrte, dann gaben die Glieder des Adels, deren Wille Aufrechterhaltung der Aristocratie in der verfassungsmäßigen Monarchie gewesen, den Gedanken an die letztere auf und schaarten sich zu den Anhängern des reinen Alten oder gingen auch wohl, erschrocken vor der immer grimmiger werdenden Stimmung des Volkes und gepeiniget von den kaum verhaltenen Drohungen der Democraten, selbst zu diesen über *). So stand die Kammer des Adels zerrißen und haltungslos der Kammer des dritten Standes, dem Feuerbrande der Democratie, gegenüber.

Aber größer noch als in ihr war die Spaltung in der Kammer des Klerus. Hier waren der Verfechter der Aristocratie verhältnißmäßig nur wenige, kaum sechszig Erzbischöfe und Bischöfe **). Die große Zahl der Pfarrherren, dem dritten Stande angehörend durch Geburt, fühlte in sich so ziemlich denselben Geist walten. Ein bitterer Haß bewegte diese Pfarrer gegen die Fürsten der Kirche, die immer auch dem Adel angehörten. Auf sich sahen sie die Pflichten und Arbeiten des Kirchenthumes gewälzt und mit kümmerlichem Solde belohnt, bei jenen wieder die Satzungen der alten und ächtkatholischen Kirche viele Pfründen in einer Hand vereiniget, bei jenen die Pracht und die Herrlichkeit ohne die Mühe, bei jenen oft die Würde ohne das Verdienst, und den Stolz ohne den innern Gehalt.

Also trat der dritte Stand und seine Ansichten gleich am Anfange des Kampfes in ein bedeutendes Uebergewicht gegen die Verfechter der Aristocratie ***), unter denen der Kämpfer für die Autocratie des Königs nur wenige am Anfange waren. In den Deputirten des dritten Standes aber herrschte die Democratie.

*) Mémoires de Madame Campan II. pag. 73.

**) Toulongeon: histoire de France depuis la révolution I. pag. 73.

***) Rivarol: Mémoires I. pag. 120. 121.

In der größeren Masse der Nation hatte die Ueberzeugung von der Aechtheit, Wahrheit und Seligkeit der rousseauschen Staatslehre tiefe Wurzel geschlagen, und nach dem Vorgange des Meisters war der Glaube verbreitet, daß im Nothfalle die Democratie bestehen könne mit der Monarchie. Zu der Erhaltung derselben ist die in dem dritten Stande und seinen Deputirten herrschende Ansicht aber kaum aus dem Gefühle entschloßen, daß sie ein durchaus nothwendiges Stück in dem Staatswesen sei, sondern man wird zu ihr nur gedrängt durch die Ueberzeugung, daß diese Monarchie, da sie nun einmal so mit dem französischen Volke und Reiche emporgewachsen sei, nicht ganz hinweggenommen werden könne ohne die heftigste Erschütterung, ohne den Krieg mit dem Auslande, ohne der Anarchie Thor und Thüre zu erschließen. Aber das alte Königthum soll die fortbestehende Monarchie nicht mehr sein, und selbst nicht ein Rest, kaum ein Schatten von ihm. Eine Präsidentschaft, eine erste Magistratur, die jedoch lebenslänglich, erblich und unverletzlich ist, soll es fortan sein, die mitten da steht in einer Democratie, so rein als man sie bilden und darstellen zu können glaubte, um die Wohlordnung des Staates zu erhalten *). Darauf arbeitete die größte unter den Parteien der Nationalversammlung hin, die welche die constitutionelle genannt ward. Sie war in sich selbst nur über die ganze Tendenz des Strebens einig, nicht über die einzelnen Theile, nicht über den Ausbau des democratischen Reiches. Die Einen wollten die Revolution hier und die Andern wieder auf einem andern Puncte stehen laßen. In der Nation hat diese Partei eine mächtige Stütze in dem eigentlichen Bürgerstande, in dem durch gleiche Gesinnung und Streben verbundenen Klerus und Adel, in allen denen, die durch Haus und Hof, durch Hab und Eigenthum zu dem Wunsche gedrungen wurden, den Stillstand der Revolution und das Ende der Democratie da zu sehen, wo die Nationalversammlung es eintreten ließ. Durch diese Menschen läuft ungeheurer Jubel von einem Ende des Reiches bis zum andern über die Präsidentenwürde des Königs, über den Fall des Hofadels, über den Untergang des Adels und seiner Rechte, über die Demüthigung der stolzen Fürsten der Kirche, über die Eröffnung des Zuganges zu allen

*) Necker de la révolution II. pag. 54—56.

Aemtern und Würden des Staates, über die Selbstregierung, die von der Nationalversammlung besonders in ihre Hände gelegt ward.

Aber neben der constitutionellen Partei ist in der Nationalversammlung bereits eine andere vorhanden, in welcher eine andere Ansicht über die Art und Weise herrscht, wie das democratische Reich begründet werden müße. Das ist die Partei der reinen Republicaner. Sie ist in dem Schooße der Nationalversammlung noch gering an Zahl, ihre Genossen sind den Gliedern der constitutionellen Partei untergeordnet an Talenten, übertreffen sie aber an Kühnheit, an Consequenz der Ansichten und des Strebens. Sie will eine reine Republik ohne die Schattengestalt des Königthumes, welches die Nationalversammlung glaubte stehen laßen zu müßen, eine reine Volksherrschaft, in welcher alle mitherrschten, denen überhaupt das französische Land zu bewohnen beschieden.

Mehrere Umstände treffen verderbenbringend zusammen, um dieser Partei, welche erst gegen den Schluß der Nationalversammlung sich kräftiger zu organisiren und zu erheben beginnt, den Sieg für die Zukunft zu sichern. Das Gebäude der republicanischen Monarchie, welches die constitutionelle Partei im Kampfe mit den alten Royalisten und Republicanern endlich gegründet, ist Mißverhältniß, ist Unnatur. Die ganz ohne alle Schonung zu Boden geworfene Aristocratie, das ganz heruntergewürdigte, ganz seiner Natur entkleidete Königthum muß dem neuen Stande der Dinge feindlich sein. Ein Gefühl geht durch ganz Frankreich, der Adel und der König, und wenn er noch so oft die neue Verfassung beschworen, könne sie doch nicht wollen. Es lag das bald offen am Tage; der Adel erhob die Waffen gegen das neue Wesen, ein großer Theil des Klerus sprach den Fluch der Kirche über dasselbe aus, der König, wie sehr er sich auch mühete, Gewalt dem zürnenden Herzen anzuthun, er ließ es blicken, daß er die Konstitution nicht wollte, und wider die Worte, die von seinen Lippen tönten, gaben die Dinge Zeugniß gegen ihn. In solche Noth hatte die Nationalversammlung ihn getrieben, als sie in falschen Begriffen gefangen, nicht zu Nutz und Frommen der wahren Freiheit, sondern zu ihrem Schaden dem Königthume die Macht entwunden hatte mit der Würde. Aber die Nation wollte die theuren Güter, die in der

darin lag das ungeheure Unglück, welches Frankreich in dem Fortgange der Zeit getroffen hat, darin die Zerstörung, die von Frankreich aus sich wie ein reißender Strom über einen guten Theil der europäischen Völkerfamilie verbreitete. Das ist die Partei, die Freunde der wahren Freiheit, die nicht zerstören, sondern bauen wollen. Als Repräsentanten dieser Partei muß im Ministerio Necker, in der Nationalversammlung die Anhänger des Systemes der zwei Kammern, die Freunde der englischen Verfassung angesehen werden. Wohl mögen sie mit den Konstitutionellen in vielen Dingen übereinstimmig gewesen sein; in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Abschaffung des Feudalwesens, der Geld- und Ehrenprivilegien des Adels, der alten Administration des Reiches, der Begründung der Einheit des Reiches, der Errichtung der Geschworenengerichte und anderer Dinge mehr, von deren Unerläßlichkeit nicht die Democraten allein überzeugt waren. Aber sie würden dem Adel, der nun der wahren Freiheit ganz unschädlich geworden, nicht durch gänzliche Abschaffung desselben erbittert, sie würden dem Königthume den Glanz, die Würde und die Macht, deren es zur Ordnung des Staates und gerade zur Aufrechterhaltung der Freiheit unumgänglich bedarf, willig gelaßen haben; sie, nicht von der rousseauschen Staatslehre befangen, würden die Selbstregierung des Volkes nicht in der Ausdehnung aufgebauet haben, in welcher die Nationalversammlung es that. Und dadurch hätten sie Milderung in alle Verhältniße gebracht, und siegten sie, so war es nicht nöthig den Haß zur Bekämpfung des Haßes aufzuregen, und den Sturm der Leidenschaften als Bundesgenossen der Revolution aufzurufen. Sie war nicht unbedeutend, diese Partei; dreihundert Männer hingen ihr an, welche die Nationalversammlung verließen, als der Sieg der Democratie entschieden war, in welcher sie kein Gedeihen der ächten Freiheit erblickten. Auch außerhalb des Schooßes der Nationalversammlung mag ihr Anhang nicht unbedeutend gewesen sein. Die Hofaristocratie aber war ihnen nicht minder als den Democraten feind, und der größere Theil des Volkes hatte die Herzen und Köpfe mit der democratischen Lehre erfüllt.

Eine vierte Partei noch wird in dem Schooße der Nationalversammlung bemerkbar. Sie besteht aus den Erzbischöfen und Bischöfen des Reiches, aus vielen Gliedern des Adels. Erhal-

tung des Alten, Kampf gegen das Neue unter jeder Form und Gestalt ist ihr Zweck. Am Anfange unbedeutend stärkt sich die Partei durch den Uebertritt vieler Freunde des verfassungsmäßigen Königthumes, die erschrocken über das Erwachen des Geistes der Democratie, zu dem sie durch den Ruf nach einer Verfassung selbst die Veranlaßung geworden, die Ueberzeugung geändert und fortan nur in der reinen Erhaltung des Alten die Rettung zu finden glauben. In der Nation hat diese Partei keine Stütze und ihr Widerstand in der Nationalversammlung dient nur die Anforderungen wie die Wuth der Democraten zu steigern, besonders durch die Art, auf welche er geschieht.

Als ein schlagender Beweis, daß trotz der großen Menge der Democraten in der Nation selbst auch die Freunde einer der englischen sich anschließenden Verfassung immer noch bedeutend genug waren, mögen die Cahiers oder die Aufträge gelten, welche von den Wählern den zu den Generalstaaten Gewählten ertheilt wurden. Alle Stände begehren, daß das Reich nun endlich eine Verfassung, das Volk einen Brief seiner Freiheiten und Rechte empfange. Diese Verfassung wird jezt schon **la charte** *), der König in dem neuen Verhältniße, in welches er treten solle, ein Bürgerkönig (**roi citoyen**) genannt **). Zu unabänderlich festen Zeiten müßten sich künftig die Generalstaaten versammeln. Cahiers des Adels verlangen sogar schon permanente Generalstaaten oder Nationalversammlungen. Die meisten begnügen sich indeßen zu begehren, daß sie aller drei Jahre berufen werden müßten. Der Klerus verlangt, daß ein vierter Stand, die Bauerschaft, ebenfalls auf den Generalstaaten repräsentirt werden müßte. In der festen Begründung solcher Generalstaaten sehen alle Stände die Rettung des Reiches: sie allein können für die Zukunft verhindern, daß nicht noch ein Mal das Reich in das furchtbare Chaos falle, in dem es jetzt liege ***). Die Strafe des Verrathes am Vaterlande sollte Jeden treffen, der sie jemals hindern werde †).

*) Auch **charte de la constitution. Grille I. pag. 193.**

**) **Grille et cet. I. pag. 180.** Dem Könige solle der Titel **restaurateur de la liberté** gegeben werden, und ein alljährliches Konstitutionsfest gefeiert. **Vicomté de Paris** bei **Grille I. pag. 197.**

***) **Elles seules pourront préserver le royaume de retomber dans le chaos d'où l'on s'efforce de le faire sortir. Grille I. pag. 138.**

†) **Grille I. pag. 135.**

ersten Zeit der Revolution gewonnen schienen, nicht aufgeben; jeder Rückschritt derselben drohte das Wiederkommen des tiefverhaßten alten Wesens; still stehen konnte sie nicht, denn in dem Stillstande lag der Anfang des Rückschrittes, weil er dem Gegner — denn als ein solcher ward leider bald der König von der Nation erachtet — nur die Mittel zum sieghaften Kampfe bot. Also mußte sie vorwärts schreiten, die Revolution und sie konnte nur vorwärts schreiten zur Vernichtung des Gegners, zum Untergange des Königthumes, zur reinen Republik.

In den Tagen, wo der Adel die Waffen für das Alte erhob, in den Tagen, wo die Fremden das Land bedrohten mit einer Reaction, die gewiß furchtbar geworden sein würde, in den Tagen, wo dem Könige unmöglich war, die durch immer neue und immer keckere Angriffe auf das Königthum hervorgerufene Erbitterung zu verhehlen, ward die Nation genöthiget, das Evangelium der Republik zu beschwören. Und fröhlich sah sie den Fall des Thrones zu, als habe man sich geirrt, indem man das Königthum überhaupt noch geduldet, indem man dem Könige noch die Würde und die Macht eines Präsidenten gelassen, als sei nun der Freiheit Triumph für ewig gesichert. Aber darin lag er nicht, der Irrthum, sondern darin allein, daß man das Königthum zur Präsidentschaft entwürdiget hatte, daß man den Todeskampf herbeigezwungen.

Es stieg aber die Partei der republicanischen Democraten auch dadurch, daß sie die Lehre verkündeten, die Souverainetät müße dem ganzen Volke, nicht dem wohlhabenden oder doch Etwas besitzenden Theile desselben, dem die constitutionelle sie überwieß, gehören. Dadurch gewannen sie für sich die größere Masse der Eigenthumslosen. Es hatten die royalistischen Democraten, wie man diese constitutionelle Partei nicht unpassend nennen könnte, diesen Lehren nichts entgegenzuhalten. Ihr Bau selbst stand auf der Lehre von der reinen Democratie, die sie nur in der Anwendung auf den Staat um der Wohlordnung, um der Möglichkeit einer neuen Organisation willen, beschränkt wissen wollen.

Die republicanischen Democraten aber haben nach diesen Dingen immer nicht gefragt; denn sie träumten und schwärmten entweder in dem seligen Gedanken der Zurückführung des einfachen Naturstandes in das Menschenleben, zu dem sie das fran-

zösische Volk in demselben Augenblicke geschickt erachteten, wo das grimmigste Verderbniß der Sitte bereits herrschte, oder sie gedachten schon die Republik, an deren Möglichkeit sie selbst nicht glaubten, zur Staffel ihrer Größe zu machen. Je tiefer sie aber jezt noch standen und je weniger Hoffnung war, in einem wohlgeordneten Staate sich emporzuringen, desto eifriger mußten sie auf die Anarchie hinarbeiten; nur, das fühlten Robespierre, Danton und ihre Genossen später deutlich und bestimmt, wenn das ganze Leben, wie es bis dahin gewesen, unterging, wenn eine andere Welt von Begriffen unter dem Volke gebildet, wenn etwas Anderes Tugend, und wenn etwas Anderes Laster heiße als bisher, dann erst könnten Menschen wie sie, auf den Höhen des Lebens stehen.

Zulezt aber stiegen die republicanischen Democraten empor, weil die royalistischen ihnen den Weg bereiteten, auf dem es nur noch einige Schritte weiter zu gehen galt, um nicht allein das Reich der allervollständigsten Democratie, sondern auch die Anarchie herbeizurufen. Predigten doch die Konstitutionellen, weil sie Aristocratie und Königthum bis an den Rand des Abgrundes trieben, und dadurch den heftigsten Widerstandsgeist hervorgerufen zu haben sich bewußt waren, so eifrig als sie es vermochten, die Heiligkeit der Volkssouverainetät, das Insurrectionsrecht gegen Despotie, die sie eine der heiligsten Pflichten des Menschen nannten, und ermunterten sie selbst doch bald durch Worte und bald durch beredtes Schweigen das Volk zu den wildesten Gewaltthaten. Denn sie fühlten, daß sie gegen die Kraft des Widerstandes, den sie durch die Heftigkeit ihres Angriffes hervorgerufen, einer starken Macht bedurften, auf welche gestützt sie den Gegnern Tod und Verderben drohen und jeglichen Widerstand niedertreten könnten mit dem Schrecken. Aber vergebens hofften sie den entfesselten Strom der stürmischen Leidenschaften und wilden Wünsche der großen Menge da bannen zu können, wo sie ihren Stillstand wollten, und eben so vergebens erwarteten sie, daß die natürlichen Folgerungen aus ihrer eigenen Lehre nicht würden gezogen werden. So führten falsche Grundsätze und eine fast verruchte Anwendung derselben stufenweise zur annarchischen Republik.

Eine dritte Partei aber ist in dem Schooße der Nationalversammlung nicht zur vollendeten Ausbildung gekommen, und

Nur wenige Stimmen erheben sich für die Fortdauer der Autocratie *); auch nicht eine sagt, daß das Reich stark und mächtig, daß die Nation froh und glücklich durch sie geworden; aber unendlich viele äußern sich mit der größten Heftigkeit über die Verwirrung, welche sie hervorgebracht, über das Elend, in welches sie die Nation geworfen, über die Staatsschuld, die sie dem Lande aufgebürdet, über die elende Administration, die sie festgehalten, über die Verschwendung, mit der sie gewirthschaftet habe. Finden nun darin nicht die reformirenden Minister eine vollständige Rechtfertigung, findet in diesem einmüthigen Verlangen aller Stände und aller Klassen der Nation, mit alleiniger Ausnahme der Hofaristocratie, nach festen Verfassungsformen, Necker und überhaupt alle, die darauf hinarbeiteten, daß der König sie geben möchte, ihre volle Rechtfertigung? Oder verband sich etwa mit dem Ministerio die Verpflichtung, Alles stehen und liegen zu lassen, bis die Gährung und Unzufriedenheit unter der Nation den Punct erreichte, auf dem sie in Insurrection und Anarchie übergehen mußte, auf dem das Reich untergehen; nur damit der Hofaristocratie noch einige Zeit das Leben gefristet, nur damit die Anmaßungen, nicht die Rechte der privilegirten Stände, die sie nun endlich selbst zum Theil als unhaltbar anerkannten, noch kurze Zeit gerettet würden? Aber wer war es gewesen, der schon Vereinfachung der Administration, Einziehung der Pensionen, Aufhebung nutzloser Aemter, gleiche Besteuerung, Anerkennung des Bürgerstandes als eines Theiles der Nation, der in gleichem Verhältniße als er mit zahle auch mitzusprechen habe in den Angelegenheiten des Staates, für Hochverrath an der Monarchie, für wahnwitzigen Neuerungsgeist erklärt hatte? Wer war es, der durch lange fortgesetzten Widerstand gegen die weisesten Maßregeln der Regierung, durch Kabalen und Intriguen gegen Minister, die den Staat und den König nicht ruiniren wollten, die Gährung unter der Nation bis zu dem Grade, in welchem sie jezt war, hatte erkräftigen laßen? Niemand anderes war es gewesen als die vielköpfige

*) Dahin möchten etwa die Cahiers des Adels von Chateau-Thierry und Condom gehören: **le roi n'est subordonné qu'à la loi fondamentale du royaume.** Und dann lief es allerdings auf die **monarchie absolue temperée par des chansons** hinaus: **Grille I. pag. 182.**

Aristocratie des Hofes, des hohen Adels, des hohen Klerus, der hohen Magistratur, der Parlamente.

Darin nun sind ferner alle Stände einig, daß in dem französischen Reiche niemals wieder eine Abgabe von der Regierung aufgelegt werden könnte, ohne die Nation, ohne die Generalstaaten. Nur von der Zeit der einen Versammlung bis zur anderen sollen sie bewilliget werden, und das Volk mag aufhören die Abgaben zu zahlen, wenn der König die Generalstaaten nicht berufen sollte zu rechter Zeit *). Provinzialstände sollten die Abgaben vertheilen und überhaupt mit der Vollziehung der Gegenstände beauftragt werden, welche von den Generalstaaten verordnet worden. Die Intendanten, gegen die schon Necker gearbeitet, sollten aufhören, und die Provinzen zur leichteren und gleichmäßigen Vertheilung der Abgaben in Departements eingetheilt **) werden ***).

Der Grundsatz, daß die Besteuerung gleich und allgemein sein müße ist nun auch von den privilegirten Ständen vollständig anerkannt. Adel und Klerus erklären fast einmüthig, sie gäben alle Geldprivilegien auf, sie unterwürfen sich der gleichen Besteuerung freiwillig. Wie ist doch der Klerus urplötzlich anderen Sinnes geworden. Erst jüngst, auf der Versammlung, die Lomenie de Brienne im Jahr 1787 berief um ein **Don gratuit** von ihm zu gewinnen, erklärt derselbe Klerus es für verruchten Eingriff in sein göttliches Recht, wenn man das heilige Gut der Kirche einer irdischen Steuer unterwerfen wolle. Indeßen erklärt sich unschwer der plötzliche Umschlag der Gesinnung. Der Grundsatz der allgemeinen Besteuerung ist doch schon von den Notabeln damals als der König seinen Willen zu erkennen gab, anerkannt worden, drängender ist die Zeit vorgeschritten, größer die Noth der Finanzen geworden, allgemeiner hat sich die öffentliche Stimme gegen alle Privilegien erhoben. Die Steuer-

*) **Grille II. pag. 261.**

**) Die Provinzialstaaten, begehrten die **Cahiers** größtentheils, sollten alljährlich versammelt werden. **Grille II. pag. 20. 25.**

***) Anleihen sollen ebenfalls nie wieder ohne Genehmigung der Generalstaaten erhoben werden dürfen. Die jetzige Schuld des Königs soll **verificirt** und dann zur Nationalschuld erhoben, ein **fond de réserve** zu allmäliger Rückzahlung errichtet werden. Alle **Cahiers. Grille II. pag. 216—246.**

freiheit ist nicht mehr zu behaupten und der Klerus sieht, es sei kein Gedanke daran, daß sie auf den Generalstaaten nicht sofort würde aufgestellt werden. Darum wird sie aufgegeben. Und dabei mag man immer noch gern und willig eingestehen, daß außer dem Drange der Noth auch das Gefühl der Billigkeit den Klerus noch zu diesem Entschluße drängte.

Nur ein einziges kleines Manoeuver sucht der Klerus dabei noch anzubringen. Die Nation soll die Schulden, welche auf den klericalischen Gütern lasteten, mit zur Staatsschuld schlagen *). Diese Schulden waren, wie früher bemerkt, dadurch entstanden, daß der Klerus, wenn er dem Staate von seinen steuerfreien liegenden Gründen einen freiwilligen Beitrag gab (**don gratuit.**), die dazu nöthige Summe aufzuborgen pflegte. Diese Schuldensumme umfaßte also das, was dem Wohlstande der steuerpflichtigen Stände durch die aus eigenen Mitteln gezahlte Abgabe entzogen worden war, nur nicht in demselben Verhältniß, weil die **Dons gratuits** des Klerus niemals den Betrag einer wirklichen Steuer erreichten. Gelang es dem Klerus sie jezt von den Generalstaaten mit zur Nationalschuld schlagen zu laßen, so hatte er alle **dons gratuits** wieder, die er bis jezt gezahlt und es war das eine Entschädigung für die bevorstehende Steuer, die ansehnlich genug war. Es hieß also auf deutsch soviel als mit der einen Hand geben und mit der anderen Hand nehmen **). Außerdem verlangte der Klerus noch eine **chambre ecclésiastique**, welche über den an dem Klerus zu entrichtenden Theil der Staatslasten mit der Regierung verhandeln, und sie unter die einzelnen Glieder repartiren sollte.

Die **Cahiers** des Adels und des dritten Standes verwerfen fast einmüthig, daß die Schulden des Klerus zur Nationalschuld gezogen werden sollten. Etwas indeßen von dem Geiste, der in dem Klerus sich solcher Weise noch zeigte, spukte doch auch unter dem Adel. Es ward begehrt, daß der arme Adel für den Schaden den er durch die Neuerungen erlitt, entschädiget

*) **Grille II. pag. 224.** Der Klerus fast einmüthig.

**) Veräußert soll, um die Schulden zu bezahlen, durchaus nichts von den klericalischen Gütern werden; das wäre ja: **attentatoire au principe d'une propriété consacrée par le temps et les lois. Grille II. pag. 225.**

werden sollte *), ja ein Wahldistrict des Adels legte die Erklärung ab, daß die Entsagung der Privilegien von Seiten des Adels nur für die Zeit der Noth des Staates gelten könne, daß sie wieder eintreten müßten, so wie diese vorüber sei **). Das zur Beurtheilung der noch immer unter den privilegirten Ständen waltenden Gesinnung. Sie spricht sich besonders in dem Adel aus. Er eifert mit großer Heftigkeit gegen den neuen Adel und verlangt, daß die Adelskette nun abgeschloßen werden sollte: weder durch Geld noch durch Magistratur sollte fortan ein Erbadel gewonnen werden können und es sollte dem König nur wenn ein außerordentliches Verdienst um das Vaterland zu belohnen sei, noch freigegeben sein, den Erbadel zu ertheilen. Er eifert nicht minder heftig gegen den Hofadel, gegen das Gesetz, das die Ahnenprobe bis zum Jahr 1400 verlangte, um hoffähig zu sein, so wie gegen den falschen Adel, der in dem Reiche herumschleiche ***). Er scheint gar nicht in Betracht zu nehmen, daß er selbst erst großentheils im relativ junger Zeit entstanden, er träumt sich in die Zeit des Feudalwesens zurück und erklärt, der französische Adel diene noch immer mit seinem Blute, mit seinem Schwerte dem Reiche. Er verlangt Tribunale, vor denen der ächte Adel erwiesen werden müße (**tribunal heraldique**) ja er verlangt ein eigenthümliches Zeichen das ihn von den Gemeinen unterscheide, verlangt daß die Kopfsteuer, wenn sie ja auch auf ihn ausgedehnt würde, wenigstens einen besonderen Namen erhalte (**la taille noble** †). Er erklärt seine Ehrenrechte für heilig und unverletzlich, und spricht sich mit Bestimmtheit gegen jegliches Attentat auf das Lehns- und Feudalwesen aus. Selbst das **franc-fief**, welches Bürgerliche zahlen mußten, wenn sie ein adeliges Gut kauften, wollen einige **Cahiers** des Adels aufrecht erhalten wissen ††), wie sie

*) **Les états s'occuperont de trouver les moyens de dédommager la pauvre noblesse des sacrifices qu'elle s'est empressée de faire en consentant l'égale répartition des impôts. Grille I. 402.**

**) **Grille I. pag. 397. 401.**

***) **Grille I. pag. 400. 401.**

†) **Grille I. 395 une marque distinctive à toute la noblesse des deux sexes du royaume.**

††) **pour marquer la différence des deux ordres. Cahier des** Adels von **Evreux: Grille II. pag. 404.**

überhaupt Erhaltung ihrer Rechte den Generalstaaten dringend ans Herz legen. Der dritte Stand begehrt natürlich ebenso dringend Abschaffung aller der Dinge, welche der Adel aufrecht erhalten wissen wollte, besonders des Feudalwesens, das er für einen Fluch des menschlichen Geschlechts erklärt. Und in der That erschrickt man, wenn man die lange Kette der Herrenrechte und Landmannspflichten überschaut, welche der dritte Stand aufzuzählen im Stande ist und findet dann den Jubel, mit dem die große Masse des Volkes die Revolution begrüßte, begreiflich genug *). Mit Ungestüm verlangt der dritte Stand, daß er nicht länger unehrenhaft dastehe, daß der Edelmann nicht mehr seines Adels verlustig erachtet werde, wenn er ein bürgerliches Gewerbe ergreifen, daß der Bürgerliche kein Frank-fief mehr zu zahlen habe, wenn er ein adeliges Gut kaufe, daß die Ordonnanzen zurückgenommen würden, durch welche der Bürgerstand für die Offizierstellen im Heere für untüchtig erklärt würde. Ob sich denn, fragen sie, Talent und Muth dem Adel allein anerbe? Nicht minder begehrt er den Zugang zu den Stellen der Kirche. Mit wenigen Ausnahmen betrachtet der Adel aber die Stellen im Heer als sein unveräußerliches Eigenthum.

Indeßen trotz diesen und vielen anderen Dingen, in denen sich die beiderseitige Spannung zwischen den Privilegirten und den Nichtprivilegirten zeigt, sind sie doch ziemlich einig in Allem, was auf die Aufhebung der Autocratie, die Begründung des neuen verfassungsmäßigen Staates im Allgemeinen geht. Sie verlangen alle, daß der Misbrauch mit den **lettres de cachet** ende, und wollen der Regierung nur einen sehr beschränkten Gebrauch derselben gestatten, sie verlangen die Verantwortlichkeit der Minister, sie begehren die Sicherheit der persönlichen Freiheit der Franzosen; Niemand dürfe fortan in Verhaft genommen werden, ohne daß die

*) **La feodalité sera abolie. L'homme, surtout le paysan, est asservi sur la terre où il languit desséché. Rentes fixes et pesantes: vexations pour les exiger: rentes solidaires et revanchables: rentes chéantes et levantes, rachats à toute mutation: retrait féodal, lods et ventes au huitième et sixième denier, bannalité de moulin, de four, de pressoir, corvèes, servitudes, prestations bizarres et onereuses, procès ruineux sans fin, fisc seigneurial, outrages, violences sous lesquels les paysans presqu'au niveau des serfs polonais ne sont jamais qu'avilis et opprimés. Grille I. pag. 409.**

sofortige Auslieferung an seine natürlichen Richter erfolge. Aber sie bleiben nicht bei diesen ersten Bedingungen einer freien Verfassung stehen, sie haben nicht allein das materielle Interesse, nicht allein das Anleihe- und Abgabenwesen vor Augen. Zwar sprachen alle Cahiers dem König den Vollbesitz der gesetzgebenden Gewalt zu, aber sie begehren für die Generalstaaten einen Antheil ferner an der legislativen Gewalt. Sie trennen sich zwar in den Ansichten über dieselbe und die Einen meinen, sie gehöre eigentlich nur der Nation, sie sei ein Ausfluß des allgemeinen Willens, und es bedürfe nur der königlichen Sanction für die Geltung des Gesetzes, die Anderen laßen zwar in dem König die Gesetzgebende Kraft ruhen, aber sie sagen dabei, daß er sie nicht in Anwendung bringe ohne Uebereinstimmung mit den Repräsentanten der Nation *).

Die also, von denen diese Cahiers ausgingen, waren offenbar geneigt das Königthum noch in einem großen Glanze und in einer bedeutenden Machtfülle stehen zu laßen. Und es waren freie Stimmen, die so ertönten, denn es gab jezt keine Gebundenheit mehr in Frankreich. Sie waren nicht Anhänger der Democratie, welche die Nationalversammlung nachmals zusammenbaute; denn bei der Freiheit, mit welcher jede Meinung jezt in Frankreich geäußert werden durfte, würden sich in den cahiers deutlicher Hinweisungen auf sie finden, wenn an sie überhaupt von den Wählern und Auftragenden gedacht worden. Daran kann kein Zweifel sein, wenn man die Freiheit, ja die Kühnheit der Sprache erwägt, welche in diesen cahiers herrscht.

Indeßen ist in den cahiers bereits doch schon der Keim vorhanden, aus dem die Democratie sich entwickeln konnte. Er lag in jenem Puncte, den zu entscheiden Necker nicht vermocht oder nicht gewollt. Während der größere Theil der cahiers des Klerus und des Adels erklärte, daß die Aufrechterhaltung der drei Stände des Reiches ein unabänderliches Grundgesetz sei, daß sie somit auch in den Generalstaaten durch die drei Kammern dargestellt werden müßten, woraus einige wiederum die

*) Lyon stellt beides neben einander: **La loi est l'expression de la volonté générale sanctionée par la volonté du Roi, ou l'expression de la volonté royale consentie par la volonté de la nation. Grille I. pag. 193. Grille I. pag. 182. 183. 184.**

richtige Folgerung ziehen, daß der dritte Stand nicht eine doppelte Anzahl von Repräsentanten haben und niemals wieder eine solche einberufen werden dürfe *), erklärt der dritte Stand. Aufrechterhaltung des Rechtes des Adels in dieser Beziehung hieße Veräußerung der gesetzgebenden Gewalt an einige Familien **): deshalb müßten die Deliberationen in den Generalstaaten gemeinschaftlich Statt finden und bei dem Abstimmen dürfe nur die Zahl der Köpfe entscheiden. Der dritte Stand nennt in den **cahiers** sich bereits vorzüglich die Nation; doch sei es nicht minder nöthig, daß die Deputirten der beiden privilegirten Stände zu den Berathungen gezogen würden und ihre Stimmen auch mit abgäben. Er sieht schon voraus, wie die Dinge kommen würden: wenn Klerus und Adel sich weigern sollten mit dem dritten Stande in eine Kammer sich zu vereinigen, sollten die Deputirten des dritten Standes, welche vier und zwanzig Millionen Menschen repräsentirten, mit denen aus Adel und Klerus, die sich mit ihnen vereinigen würden, sich als Nationalversammlung constituiren, die Verfassung begründen, mit dem König über die Auflagen unterhandeln und sie ohne Weiteres unter alle Unterthanen des Königs ohne Ausnahme vertheilen ***). Ein ander Cahier räth in diesem Falle, ein Veto gegen alle Verhandlungen einzulegen und den König zu bitten, die Frage zu Gunsten des dritten Standes zu entscheiden, indem sie sich erböten in Verbindung mit denen aus Klerus und Adel, die sich freiwillig an sie anschlößen, mit dem König als Nation zu unterhandeln. Das war das Problem, welches Necker jeden Falls unklug den Generalstaaten selbst zur Auflösung gelassen hatte †), das Problem, über welches bei der gereizten Stimmung der Stände gegen einander, es nothwendigerweise zu einem heftigen Kampfe kommen mußte. In diesem Kampfe aber erhitzten sich die Gemüther. Unbestimmt und schwankend überhaupt waren damals noch die Ansichten über die constitutionelle Monarchie und die Democraten unter den Repräsentanten rissen leicht mit sich fort.

*) Grille I. pag. 143—154.

**) Grille I. pag. 405.

***) Cahier de Dijon bei Grille I. pag. 154.

†) Mémoires de Rivarol pag. 7.

Als aber im Anfange des Monats Mai des Jahres 1789 die zwölfhundert Männer, welche zu Mitgliedern der Generalstaaten erlesen worden waren, zu Versailles zusammenkamen, da begrüßte der bei weitem größte und beßere Theil des französchen Volkes sie mit den schönsten Hoffnungen und mit den schönsten Erwartungen. Das Ende einer langen Herrschaft der Willkühr, welche die Könige vor dem sechszehnten Ludwig geübt, das Ende eines Verderbenbringenden Schwankens, das unter diesem Herrscher immer gewesen, das Ende der Noth der Finanzen, die, wenn der königliche Schatz aufhören mußte zu zahlen, Hunderttausende mit Bettelarmuth bedrohte, das Ende der Quälereien der Administration, das Ende der Aristocratie, die mit stolzem Hohn und mit übermüthiger Verachtung auf die Tugend schauete, auf die Kraft und das Talent, das keinen Stempel der edlen Geburt empfangen hatte, ward mit Sehnsucht erwartet, mit Sehnsucht die Sicherheit an die Stelle der Unsicherheit, die Ordnung an die Stelle der Ordnungslosigkeit, die Einheit an die Stelle der Uneinigkeit, die Gleichheit in Pflichten und in Rechten an die Stelle der unnatürlichen und durch nichts mehr begehrten Ungleichheit. Und wer zurückzublicken vermag auf die Zeit, welche hinter den Franzosen lag, und wer die Verhältniße zu würdigen versteht, in denen sie in diesem Augenblicke noch standen und wer durch Sophistereien die heilige Stimme der Natur und des Rechtes in seinem Gemüthe noch nicht zum Schweigen gebracht hat, der wird sie ehren müßen diese Gefühle, so lange sie sich in dem Kreise der Dinge halten, die als heilig und gerecht anzuerkennen, es keines langen Forschens bedarf. Aber die frohen Hoffnungen und Erwartungen werden fast insgesammt getäuscht, und an die Stelle des ersehnten Glückes tritt die furchtbarste Anarchie, an die Stelle der erwarteten heiteren Ruhe der gräßlichste Kampf und an die Stelle der Verfassung, in der nur das Gesetz und die Ordnung souverain sein sollten, die das neue Glück sichern sollte auf immerdar, tritt das Ungeheuer der Willkühr, das die unvereinbarsten Dinge widernatürlich zusammenzwängt. Woher aber nun diese Erscheinung, da doch der beßere Theil des Volkes und der beßere Theil seiner Repräsentanten weder die Anarchie, sondern gerade das Gegentheil, noch eine Konstitution, die ihr Grab in sich selber schon in dem Augenblicke ihrer Geburt trug, sondern die Sicherheit

ben und die Festigkeit für alle Zeiten erstreben. Die Dämo-
ien, welche das Werk des Segens, das die Meisten und die
Beßeren zu bereiten gedenken, zum Fluche und zum Unsegen
erwandeln, sie werden ausgesendet von dem Geiste der De-
mocratie.

Indeßen so furchtbar als es geschehen, würde die Demo-
cratie niemals emporgestiegen sein, wären die Gemüther der
Menschen nicht durch die Art und Weise, wie die Aristocratie
den Kampf gegen jene führte, auf das furchtbarste erhitzt, wäre
sie nicht durch der Gegner Halbheit und Thorheit immer weiter
und weiter gestoßen worden. Aber Jubel und Freude gingen
durch ganz Frankreich, als die zwölfhundert von dem König
nach Versailles berufenen Männer bereit waren die Sitzungen
der Generalstaaten zu eröffnen. Nach Versailles waren Tau-
sende selbst vom Auslande gekommen, um das seltene Schau-
spiel zu bewundern, wie ein König freiwillig sich der Autocratie
begebe, um mit den Repräsentanten der Nation das Wohl
des Volkes zu berathen. Am lautesten aber äußerte sich stets
die Freude unter dem Volke, wenn sich die Deputirten des drit-
ten Standes zeigten oder die Mitglieder der beiden privilegirten
Stände, von denen es bekannt war, daß sie mit jenen in Ge-
sinnungen und Plänen übereinstimmten. Es war Ungeschick des
Hofes, daß für die Deputirten des dritten Standes eine Tracht
beibehalten worden war, die fast demüthig abstach gegen den
Pomp und den Schmuck, in dem Klerus und Adel sich zeigen
durften *). Denn es war der Erbitterung gegen die Privilegirten
so schon genug vorhanden und thörig die Stimmung zu reitzen
durch nutzlose Dinge. Aber in ihrem einfachen schwarzen Ge-
wande, sich bewußt, daß in dem bevorstehenden Kampfe gegen
die Privilegien die ganze Nation mit ihnen stehen werde, blick-
ten die Deputirten des dritten Standes stolz und freudig um
sich. Am Tage vor der Eröffnung der Sitzungen, (am 4. Mai
1789) als in der Kirche des heiligen Ludwigs eine religiöse Feier
die Gemüther für das große Werk bereiten sollte, war auffallend,
daß die Rede des Bischofs von Nancy, als er des Elendes des
Volkes gedachte, beklatscht ward. Des anderen Tages war die
königliche Eröffnungssitzung. Es war als suchte der Hof noch

*) Mémoires de Weber I. pag. 332.

jegliche Bitterkeit in den Deputirten des dritten Standes gewaltsam aufzuregen. Weit flogen vor Adel und Klerus die Thüren auf; aber lange ließ man draußen im Regen die Deputirten des Bürgerstandes harren, bis sie endlich zu einer kleinen Thür hereingelaßen wurden. So waren die lezten Triumphe, welche die Aristocratie feierte. Die Sitzung ward in dem großen schöngeschmückten Saale gehalten, den Kalonne für die erste Versammlung der Notabeln hatte erbauen laßen. Es fehlten jezt noch die Deputirten der Stadt Paris, welche ihre Wahlen noch nicht beendet hatte. Was der König und seine Minister an diesem hochwichtigen Tage sprachen, war inhaltsschwer, wie die Zeit es verlangte. Der König sagte, nicht die Noth der Finanzen allein auch die öffentliche Stimme habe ihn für die Einberufung der Generalstaaten entschieden, und nun hoffe er, daß es dem redlichen und vereinten Streben des Königs und der Stände gelingen werde den wilden Geist der Unruhe, der sich zu verbreiten begonnen, Schweigen aufzulegen. Er forderte Gehorsam gegen seine Befehle, aber er fügte auch hinzu, kein Opfer für die öffentliche Wohlfahrt sei zu groß, das nicht von ihm, dem besten Freunde des Volkes, erwartet werden dürfe. Darauf legte der Großsiegelbewohner Barentin den Ständen Alles vor, was wohlthätig oder ehrenvoll für Volk und Reich, seit der sechszehnte Ludwig den Thron der Väter bestiegen, geschehen sei.

Zulezt sprach Necker. Seine Rede hatte sichtbar hauptsächlich den Zweck, die Mittel anzugeben, durch welche der Kampf, der unter den Ständen ausbrechen wollte, vermieden werden könnte. Er rieth den privilegirten unvorzüglich, ohne Rückenhalt und ohne Umschweife, ihre Geldprivilegien aufzugeben. Dadurch sollten sie die öffentliche Meinung für sich gewinnen. Und ungeheuer, hofft Necker, würden die Erfolge eines solchen freien und offenen Entsagens gewesen sein; eine große Anzahl der Deputirten des dritten Standes, die von den democratischen Ansichten noch nicht befangen oder noch nicht zu ihnen gezwungen, nur eine sanfte und ruhige Umgestaltung der Dinge gewünscht, würden sich mit den privilegirten Ständen vereiniget haben und die Ehrenrechte des Adels würden zum Theil haben gerettet werden können. In der That forderte, wie das ja auch in den Cahiers bereits anerkannt war, die unabweisbare Nothwendig-

keit dazu auf; und so konnte Necker wohl hoffen, daß seine Stimme leichten Eingang finden würde *). Er hat sich bitter getäuscht. Wenn nun das Unerläßliche geschehen, rieth Necker weiter, wenn die Stände sich in solcher Weise entgegengekommen, sich befreundet, sollten sie Kommissaire ernennen, um die wichtige Frage über die Art und Weise der ferneren Deliberationen zu entscheiden. Der Minister selbst entscheidet hier nichts; aber er giebt den Generalstaaten zu bedenken, daß, um die bestehende Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten, um dem heftigen Neuerungsgeist entgegenzuarbeiten, die Verhandlungen in zwei oder drei Kammern zu weilen, und zu weilen, wo es allgemeine Interessen gelte, wo die schnelle Einheit des Handelns und des Entschlußes nothwendig sei, das gemeinschaftliche Debattiren dem Wohle des Staates dienen werde.

Frohe Erwartungen sind es, welche den Minister und den König — denn Ludwig selbst hatte sorgfältig geprüft, was Necker aussprach — bestimmen, die Frage, ob die Generalstaaten nach den alten oder nach neuen Formen deliberiren sollen, ihnen selbst zur Entscheidung zu überlaßen, die Erwartung, daß man auf der einen Seite erkennen würde, die Zeit begehre, daß Vieles aufgegeben werde, was bis dahin für heilig und unverletzlich gehalten, daß es freiwillig und schnell aufgegeben werden müße, um den tobenden Haß zu beschwichtigen, und den Ausbruch eines gefährlichen Kampfes zu vermeiden, die Erwartung, daß auf der anderen Seite nicht mehr werde begehrt werden, als von der ersten gutwillig gegeben würde. Aber bei der heftigen Gährung, die durch ganz Frankreich sich nun geraume Zeit in allen Gemüthern gezeigt hatte, bei dem Geiste der Spaltung, den über die Form der Generalstaaten schon die **cahiers** zeigten, war es in der That ein allzukühnes Vertrauen zu erwarten, daß Alles von den Deputirten friedlich und freundlich gelöst werden würde ohne Kampf. Indeßen, so unselig sie war, die Regierung hatte diese Erwartung; denn sonst wäre durch Niedersetzung einer königlichen Commission oder durch eine zweite königliche Sitzung leicht die Frage, wie die Vollmachten verificirt werden müßten, zu entscheiden gewesen **). Aber Necker will

* Necker: de la révolution I. pag. 229.

**) Rivarol: Mémoires pag. 12. Mémoires de Ferrières I. pag. 24.

den König nicht für die Aufrechterhaltung der alten Formen einschreiten laßen, weil er überhaupt sieht, daß sie nicht mehr festgehalten werden konnten, er will aber auch dem Adel und dem Klerus nicht gebieten, was sie thun sollten, sondern er erwartet, daß sie freiwillig darauf kommen würden.

Zu dieser Handlungsweise aber mag ihn besonders ein Blik auf den Geist besonders der Hofaristocratie bestimmt haben. Die Hofaristocratie, unter welcher man hier fast alle Umgebungen des Königs und die Hochprivilegirten verstehen mag, war über den Geist der Democratie, über die Ansprüche des dritten Standes, wie sie in den Cahiers bereits sich zeigten, immer bedenklicher und bedenklicher geworden. Sie fürchtete den vollkommenen Umsturz des alten Wesens, an welches sie durch tausende von Interessen gebunden war. Die früher von Adel und Klerus so eifrig begehrten Generalstaaten, erschienen nur als ein drohendes Wetter. Und darum setzt diese Aristocratie sich die unmögliche Aufgabe, es so schnell als möglich dahin zu bringen, daß diese Generalstaaten wieder aufgelöst würden. An der Spitze dieser Partei stand der Graf von Artois. Die Tendenz derselben, die Deputirten so bald als möglich wieder heim zu senden, tritt bald auf das unzweideutigste hervor. Diese Hofaristocratie würde nicht geduldet haben, daß Necker eine neue Form für die Generalstaaten gebiete, in welcher der dritte Stand ein Gleichgewicht, vielleicht selbst ein Uebergewicht über die privilegirten Stände gewinnen konnte. Nur wenn es gelang die alte Form derselben festzuhalten, erschien es als eine Möglichkeit die Privilegien zum großentheil zu retten und die Auflösung der Generalstaaten herbeizuführen, ohne daß eine neue Konstitution vollendet werde. Man hatte das Beispiel aller alten Versammlungen der Generalstaaten vor sich, auf denen niemals, eben weil sie in drei Kammern getheilt, fast immer in Widerspruch unter einander gewesen, Etwas erreicht worden war. Ohne nun zu beachten, daß alle Verhältniße es unmöglich machten, das alte Staatsleben noch ferner zu behaupten, ohne zu beachten, daß, wenn man einen Kampf mit dem dritten Stande beginne, wenn man zeige, daß man fest entschloßen sei, das Alte recht fest zu halten, nur der Geist des Widerstandes heftiger hervorgerufen, Zorn, Feindschaft und Erbitterung grimmiger aufgeregt werden würden, ohne zu beachten, daß man gar keine Mittel habe, diesen Kampf zu führen, eröff-

net die Aristocratie nichts desto weniger denselben. Sie hat aber einen großen Einfluß auf den König, und Necker, will er anders Minister bleiben, kann ihr nur entgegentreten durch eine Entscheidung der Generalstaaten. Dadurch scheint Necker genöthiget worden zu sein, die Sache dem Spiele des Zufalls zu überlaßen und zu hoffen, daß es kommen werde, wie es kommen mußte, wenn seine Erwartungen in Erfüllung gehen sollten. Aber er hat dadurch obwohl wiederum von der Macht eines Verhältnißes, das zu besiegen nicht in seiner Gewalt stand, gezwungen den Ausbruch des Kampfes verschuldet.

Die Mäßigung, auf welche er gehofft, die Befreundung, auf welche er gerechnet, sie sind nirgends zu finden. Unmittelbar nachdem der König und die Minister sich aus der Sitzung entfernt, haben die beiden privilegirten Stände den großen Sitzungssaal verlaßen und sich in zwei abgesonderte begeben und zeigten damit schon den Entschluß an, zwei abgesonderte Kammern bleiben zu wollen. In beiden Ständen wird die Anzahl derer, welche geschreckt von dem Geiste der Democratie von den Freiheitsgedanken zurückkommen und sich den Anhängern der Autocratie anschließen, von Tage zu Tage größer. Des anderen Tages erscheint ein königlicher Befehl, in dem den Ständen geboten wird, separatim über die Form, in welcher die Berathungen des Reichstages Statt finden sollten, zu deliberiren *). Die beiden privilegirten Stände begaben sich dem König gehorsam wieder in ihre besonderen Sitzungsäle, der dritte Stand wiederum in den großen Saal. Und zunächst beginnt unter den Ständen der Streit, wie die Verification der Vollmachten der Mitglieder geschehen müße. Der Adel behauptet, jede Kammer müße sie für sich vornehmen, der dritte Stand dagegen, da ein jeder Deputirter, er möge aus einem Stande sein, aus welchem er wolle, der ganzen Nation angehöre, so müßten auch alle Repräsentanten derselben sich überzeugen, daß jedes einzelne Mitglied der Staaten rechtmäßig gewählt sei; daher könne die Verification der Vollmachten nur in allgemeinen Sitzungen aller drei Stände vorgenommen werden. Das war nichts als die Einleitung zu dem Begehr, daß überhaupt alle Gegenstände in allgemeinen Sitzungen, in denen nach Köpfen und nicht nach Stän-

*) Lameth: histoire de l'assemblée constituante I. pag. 6.

den gestimmt würde, verhandelt werden müßten. So meinte es der dritte Stand und Jedermann verstand es so. Desto eifriger kämpfte der Adel gegen das Ansinnen, immer behauptend die alte Verfassung des Reiches müße aufrecht erhalten werden. Aber selbst aus dieser sogenannten alten Verfassung fand sich schon ein Beispiel, daß die drei Stände gemeinschaftlich deliberirt hatten: es war das von den Generalstaaten des Jahres 1483 geschehen *). Der Adel, um die Sache bald möglichst zur Entscheidung zu bringen, eilte die Verification seiner Mitglieder zu vollenden und constituirte sich sofort in alter Weise als Kammer des Adels (am 11. Mai). Der Klerus folgte dem gegebenen Beispiele nicht; in seinem Schooße war die Zahl der Anhänger des dritten Standes ungleich bedeutender als in der Kammer des Adels. Der dritte Stand aber vermied auf das Sorglichste Alles, was auch nur von fern darauf hindeuten konnte, als sei er als Kammer constituirt, immer behauptend, es könne, ehe nicht die Verification sämmtlicher Mitglieder der Generalstaaten in gemeinschaftlicher Sitzung vor sich gegangen sei, nicht das Mindeste geschehen. Ueber den einen Punct nur, daß die Entscheidung dieser Frage der Regierung nicht zustehe, waren die drei Stände vollkommen einig, und darin stimmten, das lezte Zeichen des unter ihnen ersterbenden Unabhängigkeitssinnes, die Aristocraten mit den Deputirten des dritten Standes überein. Weder der Adel noch der Klerus erfüllte Neckers Erwartung. Der Schritt, den er ihnen als unabweisbar nothwendig anempfohlen, eine freie und offene Erklärung, daß man den Geldprivilegien auf immer entsage, unterblieb **), und somit konnte auch die Macht der öffentlichen Meinung für die privilegirten Stände nicht gewonnen werden. Dahingegen ward diese von den Deputirten des dritten Standes in einem Maße gewonnen, welches Beunruhigung erzeugen mußte. Adel und Klerus hatten ihre

*) **Bailly Mémoires I. pag. 74.**

**) Allerdings redete die Adelskammer von der Entsagung der Geldprivilegien, wollte sie aber erst dann ablegen, wenn die Basen der Konstitution festgesetzt und vielleicht auch die Entschädigungen, deren in den **cahiers** gedacht worden ist, bewilliget sind: **que messieurs de la noblesse n'attendaient pour render le decret solennel de cette renonciation, que le moment où chaque ordre, déliberant librement aurait fixé les bases de la constitution. Mémoires de Ferrières I. pag. 41.**

Sitzungssäle dem Publicum unzugänglich gemacht; in den Saal des dritten Standes wurden Zuhörer zugelassen. Versailles und halb Paris drängte sich zu den Sitzungen des dritten Standes: froh und zuweilen schon wild jauchzte die Menge ihnen zu, wenn sie von den Rechten, von der Unterdrückung des Volkes redeten. Schon kam der Name Aristocraten auf, doch begriff man anfangs unter dem Ausdrucke nur die eigentliche Hofpartei. Lange hatten die Franzosen das Schauspiel öffentlicher Verhandlung öffentlicher Angelegenheiten entbehrt. Die Neuheit der Sache übte einen wunderbaren Zauber über die Gemüther und unter den Deputirten des dritten Standes erwachte eine bisher unbekannte Ruhmsucht, vor dem Volke als volksbefreundeter Redner zu glänzen, beklatscht und gepriesen zu werden als Verfechter der Rechte des Volkes, als Freund der Freiheit *).

Während die Deputirten des dritten Standes in solcher Weise sich eine Macht erschufen, die durch nichts gebrochen werden konnte; denn sie ruhte auf dem einmüthigen Geist von vier und zwanzig Millionen Menschen, die von ihnen Erlösung aus einem verhaßten Zustande, Begründung eines neuen seligen Zustandes erwarteten, arbeitete die Partei, die mit dem Namen der Hofaristocratie bezeichnet worden ist, auch daran sich zu verstärken. Deputirte des armen Adels, auf den sonst mit stolzer Verachtung gesehen worden wäre, wurden jezt in die Cirkel des Hofes gezogen, besonders in die Umgebungen des Grafen Artöis und der Familie Polignac, die bei der Königin in hoher Gunst stand **). Auch die Königin selbst, welche Kaiser Joseph der Zweite, ihr Bruder und ihre Schwester, Karoline, Königin von Neapel vergebens aufgefordert hatten, Frankreich bei der bevorstehenden Staatsumwälzung zu verlassen ***), trat zu dieser Partei, deren Tendenz die baldmöglichste Auflösung der Generalstaaten war. Es ist nun unbestreitbar gewiß, daß es dieser Partei allmälig gelang, einen großen Einfluß auf den König zu gewinnen und es ist nicht auffallend, daß sie ihn gewann.

*) Necker: de la révolution I. pag. 384.

**) Mèmoires de Ferriéres I. pag. 35. on voulait romper les etats: on voulait que la nation ne pût pas en attribuer la séparation aux gens qui la machinaient, on chercha à tout rejeter sur la noblesse.

***) Mémoires de Weber I. pag. 338.

So weit, wie schon die Cahiers es begehrten, hatte König Ludwig die Reformen des Staates niemals wollen vorschreiten laßen und noch weit weniger so weit als die Stimmen begehrten, die jezt besonders aus der Mitte des dritten Standes heraustönten Und schrecken mußte ihn ferner die Aufregung, welche sichtbar von Tage zu Tage mehr die Gemüther der Menge ergriff schrecken die wilden Drohungen, die gegen Königthum und Aristocratie laut und ungescheut jezt ausgestoßen wurden. Daher fing sein Gemüth an zweifelhaft und ungewiß zu werden und besonders begann er an Necker zu zweifelen, der, wie es auf den ersten Anblick schien, ihn durch die anempfohlene Nachgiebigkeit gegen den dritten Stand, den Angriffen der Democratie blosgegeben hatte. Es fing der König an sein Ohr denen zu eröffnen, welche ihn unaufhörlich sagten, er müße seine Machtmittel in Anwendung nieder bringen und wieder auftreten als gebietender Herr. Der Rath war freilich ungemein schnell gegeben, aber die Rathgeber bedachten nicht, daß die Machtmittel selbst nicht mehr vorhanden waren *). Das sah nur der Hof allein nicht, welcher das Leben nicht kannte, welcher die ungeheure Revolution in den Ansichten und den Gefühlen der Menschen, die vor einem halben Jahrhundert langsam begonnen nun vollkommen erkräftiget da stand, nicht kannte. Durch diese Parteien ward Ludwig bald zu unheilvollen Maßregeln hingerissen.

In dem Maße, wie bei dem Könige das Ansehn jener Partei stieg, verminderte sich auch Neckers Einfluß. Doch mag der Minister selbst, da alle Dinge so ganz anders, als er erwartet gekommen, zweifelhaft und unentschloßen geworden sein. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er den König jezt nicht mehr zu einer entscheidenden Maaßregel bringen konnte, durch welche für die Generalstaaten eine neue und zeitgemäße Form begründet worden wäre; denn ihm arbeitete nun schon kräftig die Hofpartei entgegen, deren Plan, Auflösung der Generalstaaten so bald als möglich, nur gelingen konnte, wenn die alte Form streng behauptet ward.

*) **Mad. de Staël considérations I. pag. 213.** Alle Berichte aus den Provinzen meldeten, daß die Truppen nicht mehr zu einer Operation gegen die Generalstaaten würden gebraucht werden können. Und die Folge bewieß es.

Die Regierung sah einige Zeit dem Streite der Stände über die Verification der Vollmachten ruhig zu. Auf Antrag des Klerus hatten die Stände Einigungs-Kommissaire ernannt. Darüber eröffneten sich unter den Ständen, besonders unter dem Adel und dem dritten Stande — denn der vorsichtigere Klerus, der sich ebenfalls noch nicht als Kammer constituirt hatte, that keine entscheidenden Schritte — so weitläuftige als uninteressante Unterhandlungen, in denen mit gleicher Hartnäckigkeit beide Theile auf ihrem Sinne beharrten. Der Adel wollte nichts thun, was den Weg zur Vereinigung der drei Stände für immer bereiten mußte, der dritte Stand alles, was sie herbeiführen konnte. Unaufhörlich forderten die Deputirten des dritten Standes im Namen des Vaterlandes, das schnelle Hülfe begehre, bald den Adel und bald den Klerus auf, sich mit ihnen zu vereinigen, und da das Ansinnen von den beiden privilegirten Ständen immer zurückgewiesen oder doch ausbeugend beantwortet ward, so nahm der dritte Stand davon Gelegenheit dem Volke die privilegirten Stände als Aristocraten, denen es nicht um des Landes Wohl, sondern nur um die Erhaltung ihrer Privilegien zu thun sei, zu schildern. Und die privilegirten Stände thaten nichts, was diesen Glauben des Volkes hätte entgegentreten können. Doch in ihnen selbst entspann sich ein heftiger Kampf: in der Kammer des Adels bildete sich eine Minorität, die besonders nachdem die Deputirten des Adels von Paris eingetreten waren, erklärte *); sie wollte sofortige Vereinigung mit dem dritten Stande oder mit den Gemeinen (communes) wie er selbst sich jezt nannte: in dem Klerus waren einige patriotische Erzbischöfe und Bischöfe sammt allen Klerikern der unteren Ordnung gleicher Gesinnung; auch bei ihm wollte die Majorität Vereinigung mit dem dritten Stande, die Minorität nur war übereinstimmend mit der Majorität des Adels **)

Indeßen begriff die Regierung die Nothwendigkeit einzuschreiten und ein Schreiben des Königs forderte die drei Stände auf, des anderen Tages ihre bereits gewählten Kommissaire

*) Die Deputirten von Paris treten am 25. Mai ein: die eifrigsten Freunde der Freiheit hatte Adel und Bürgerschaft von Paris gesendet. **Bailly Tolendal, Clermont-Tonnerre, Sieyes, Camus** und andere.

**) **Bailly Mémoires I. pag. 85.**

in Gegenwart seines Großsiegelbewahrers und königlicher Abgeordneter zusammentreten zu laßen, um sich über die Verification der Vollmachten endlich zu vereinigen. Aber an demselben Tage faßte die Majorität des Adels, immer in heftigem Kampf mit der patriotischen Minorität, den Schluß „daß der Adel ein Beispiel des strengen Festhaltens an der alten und wahren Verfassung des Reiches geben wolle und erkläre, daß die Abstimmung nach Ständen und das Recht eines jeden Standes, ein Veto gegen die Schlüße des andern einzulegen, zu den unveräußerlichen Grundsätzen des Reiches gehöre, und daß diese Dinge die wahren Erhalterinen des Thrones und der Freiheit wären. Dadurch ward jede gütliche Vereinigung zur Unmöglichkeit gemacht *).

Es verläuft abermals eine geraume Zeit, in welcher unter langen Debatten, unter vielen Hinüber und Herüberreden nichts geschieht, als daß die Stimmung des Volkes gegen die privilegirten Stände immer bitterer wird. Die Menge, welche fortwährend besonders von Paris in den Sitzungssaal der Gemeinen strömt, hört hier unaufhörlich, daß die privilegirten Stände das Wohl des Landes durch ihre Hartnäckigkeit hinderten, daß wohlthätig für Frankreich nur Generalstaaten-arbeiten könnten, in denen alle Stände vereiniget wären, sie hört hier die lockenden Laute „Freiheit, Glück des Volkes, Souverainetät des Volkes von begeisterten Lippen strömen, und sie kehrt mit Wuth gegen die privilegirten, besonders gegen den Adel erfüllt, in die Heimath zurück. Und von Versailles und Paris pflanzt sich mit Flügelschnelle dieser Haß durch ganz Frankreich fort und immer democratischer wird die Stimmung. Aber immer frecher tritt auch die im Hintergrunde laurende Anarchie hervor. In Paris und von hieraus sorglich in die Provinzen verbreitet erscheinen Fluten von Schriften, welche zu Mord und Brand gegen die verruchte Aristocratie auffordern **). Die Gemeinen aber werden durch die Lage der Dinge, die sie umgiebt, immer kühner und kühner. In dem Hofe zeigt sich nur Schwäche und Halbheit, in dem Volke immer kühnere Haltung, immer unzweideutigeres Aussprechen für den dritten Stand, in den Deputirten des Adels

*) Bailly Mémoires I. pag. 84.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 52. 53.

und des Klerus immer gefährlichere Spaltung. Noch sind die beiden Parteien, welche den Schooß der Gemeinen theilen auf das innigste verbunden; denn noch ist ja der Kampf gegen die Aristocratie kaum begonnen und noch strömt ein reines Feuer der Begeisterung für die Freiheit durch den Saal der Sitzungen der Gemeinen. Also um den verderblichen Zögern, über welches selbst das Volk anfing zu murren, da die Majorität des Adels und die Minorität des Klerus streng bei ihrem Sinne verharrte, weder die Vereinigung der Generalstaaten in eine Kammer, noch das Abstimmen nach Köpfen zuzugeben, wovon das ganze Werk der neuen Freiheit abhängig war, ein Ende zu machen, trat der Abbé Sieyes, Deputirter des Bürgerstandes der Stadt Paris, unter den Gemeinen auf (am 10. Juni), und trug darauf an, daß zum letztenmale die Deputirten vom Adel und vom Klerus aufgefordert werden sollten, sich zur Verification der Vollmachten mit dem dritten Stande zu vereinigen, und wenn sie auch auf diese Einladung nicht erschienen, diese Verification dennoch vorzunehmen. Das sollte den Privilegirten ahnen laßen, daß die Gemeinen, sie möchten nun kommen oder nicht, sich allein für die Nationalrepräsentation erklären würden. Klerus und Adel gaben ausbeugende Antworten: sie konnten schon sehen, ihr Streben war vergebens, aber verblendet wollten sie den Augenblick erwarten, wo ihnen Niemand mehr die Vereinigung mit dem dritten Stande zum Verdienste anrechnen konnte. Sie zählten auf den Hof, auf das Ansehen des Königs, dessen letzte Reste verschwanden, als es ihre Sache aufrecht halten wollte. Die Gemeinen aber schritten kühn weiter auf der betretenen Bahn: sie begannen die Abwesenden einzeln aufzurufen, und es erschienen einige Pfarrer, ließen ihre Vollmachten prüfen, und kehrten dann in die Versammlung ihres Standes zurück *).

Aber man sah, es bedurfte eines kräftigeren Mittels noch, um die Minorität des Adels und die Majorität des Klerus herüberziehen und damit ein so entscheidendes Uebergewicht über die Trümmer der beiden Kammern der privilegirten Stände zu gewinnen, daß die Kammer der Gemeinen unzweifelhaft als die wahre und ächte Nationalrepräsentation von Jedermann angese-

*) Ihrer waren drei: Lecesre, Ballard und Jallet. Ihr Uebertritt geschah bereits am 13. Juni. **Bailly Mémoires I. pag. 141.**

hen werden müßte. Also constituirten sich die Deputirten des dritten Standes als Nationalversammlung (am 17. Juni), dabei erklärend, sie würden nicht aufhören die fehlenden Repräsentanten der Nation einzuladen sich mit ihnen zu vereinigen, und sie freundlich zur gemeinschaftlichen Führung des großen Werkes willkommen zu heißen, wenn sie kämen. Deutlich genug war damit gesagt, sie könnten auch weg bleiben *), wenn sie es selbst nicht anders wollten: denn die Nationalversammlung würde dann nichts desto weniger das gesammte Volk repräsentiren **). In diesem Schritte lag die Revolution und zum Theil sogar schon die democratische Revolution. An demselben Tage faßte die Nationalversammmlung den Schluß, daß alle Abgaben, die jezt in dem Reiche gezahlt würden, da die Nation selbst sie nicht bewilliget habe, null und nichtig wären in ihrem Entstehen und in ihrer Dauer, daß die Nationalversammlung jedoch gestatten wolle, daß sie in derselben Weise, wie bisher, auch forterhoben würden bis zu dem Tage, an dem sie sich selbst auflösen würde; aus welchen Veranlaßungen aber auch immer eine solche Auflösung vor sich gehen würde, daß auch von einem solchen Tage an jede Abgabe, jede Steuer, die nicht frei von den Repräsentanten der Nation bewilliget worden, in allen Provinzen des Reiches ende ***). Durch diesen Schluß sollte es der Regierung zur Unmöglichkeit gemacht werden, die Natianalversammlung aufzulösen. Die Gemeinen kannten die Stimmung der Nation und wußten, daß wenn es auch der Regierung auf irgend einem Wege gelingen sollte, sie auseinander zu sprengen, damit nichts anderes als ein vorübergehender Vortheil über sie errungen werden würde, der sogar die Regierung selbst sogleich stürzen müßte. Denn Niemand, das wußten sie, würde dann irgend eine Abgabe ferner zahlen †). Ferner stellte die Nationalversammlung die Staatsschuld unter den Schutz der franzö-

*) C'est là que devaient être les états-généraux, les communes y étaient; elles ont appelé les deux autres ordres; le tort est aux absens, dont le défaut de presence ne fait point changer de nature à l'Assemblèe. Bailly Mémoires I. pag. 149.

**) Diese Schlüße wurden gedruckt und in alle Provinzen gesendet. Rivarol. pag. 17.

***) Moniteur Jahr 1789. pag. 42.

†) Bailly Mémoires I. pag. 169.

fischen Ehre, erklärte, daß sie im Verein mit dem Könige die Grundsätze der Regeneration des Reiches festsetzen und für Abhülfe der Noth des Volkes sorgen werde. In diesen Schlüßen redete die Nationalversammlung schon die Sprache der königlichen Ordonnanzen; denn sie hatte ja, sagt ein eifriger Freund der Freiheit, die Souverainetät, indem sie den Willen der Nation aussprach *). So war es denn laut geworden das Gefühl, das seit langem unter allen Klassen des französischen Volkes lebte, die Gewalt habe bis jezt in Frankreich gewaltet und nicht das Recht. Dem kühnen Schritt der Gemeinen aber folgten glänzende Siege. In einer stürmischen Sitzung des Klerus entschied sich die Majorität, obwohl nur in schwacher Zahl, für die Vereinigung mit den Deputirten des dritten Standes zur Verification der Vollmachten. In der Kammer des Adels hatte der Herzog von Orleans denselben Antrag gestellt. Zwar ward er noch verworfen; aber die anfangs ziemlich schwache patriotische Minorität war doch allmälig erstarkt. Achtzig Stimmen hatten sich für die Vereinigung mit dem dritten Stande ausgesprochen **). Hülfe flehend soll nun die Minorität des Klerus und die Majorität des Adels sich an den Hof gewendet haben.

Der König aber ward nun dringend durch alle Umstände aufgefordert kräftig aber auch klug einzuschreiten. Die königliche Autorität war kaum anders noch in Anwendung zu bringen, als wenn sie sich an die öffentliche Meinung so genau als möglich anschloß, Gehorsam war fast nur noch zu erwarten, wenn man ihn im Sinne und Geiste des Volkswillens begehrte. Das war nun allerdings eine höchst schwierige Lage für die Regierung und das einzige Auskunftsmittel sich zu erhalten bestand fast allein darin, daß sie sich an die Spitze der Revolution stellen mußte und auf derselben sehen, in wie weit es noch möglich sei, den Strom der Democratie zu hemmen. Immer bedenklichere Berichte liefen am Hofe ein und man wußte hier, daß ein Theil

*) Bailly Mémoires I. pag. 171. elle s'approprie les expressions jadis royales; elle parle le langage souverain, parce qu'elle declare la volonté de la nation. Bailly Mémoires I. pag. 178. Un seul jour a détruit, disait on, huit cents ans de préjugés et d'esclavage. Rivarol Mémoires pag. 18.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 53. Bailly Mémoires I. pag. 176.

des Adels und des Klerus auf dem Puncte stand sich mit dieser Nationalversammlung zu vereinigen, die schon anfing des Königs einstmalige Machtfülle als ihr Eigenthum zu betrachten. Es mußte eine schnelle Entscheidung gefaßt werden, ehe dieser Uebertritt geschah, der auch die Reste der Kammern des Adels und des Klerus nach sich ziehen konnte. Zwei Ansichten und zwei Parteien kämpften am Hofe gegen einander; null stand, wie gewöhnlich, der König zwischen ihnen, bald zu der einen gezogen, bald zu der anderen. An der Spitze derer, welche sich für überzeugt hielten, mit Gewalt sei gar nichts mehr zu gewinnen, und man könne nur noch versuchen, ob sich das Königthum an die Spitze der Revolution stellen laße, ob es noch möglich sei, diese selbst zu machen und sie nicht der Nationalversammlung anheim zu geben, stand Necker. An der Spitze der andern aber stand die Königin *) und der Graf Artois. Diese, einst überzeugt, die Gewalt des Königs sei noch was sie früher gewesen, und es bedürfe nur, daß das Machtwort ausgesprochen werde, um den Gehorsam zu sehen, war doch jetzt durch die kühnen Schritte der Nationalversammlung eingeschüchtert worden und sie sank auf einige Tage in Schweigen, dem Gegner Necker das Feld räumend. Necker aber nun selbst von dem kühnen Handeln der Deputirten des dritten Standes tief ergriffen, fühlte den ungeheuren Fehler, den er begangen, als er ohne genaue Kenntniß der Stimmung die Entscheidung der wichtigen Frage über Beibehaltung oder Verwerfung der alten Generalstaaten dem Spiele des Zufalles überließ **). Er eilte nun das Versäumte nachzuholen und entwarf den Plan zu einer abermaligen königlichen Sitzung. In dieser sollte der König sich kräftig für die Aufhebung aller Geldprivilegien aussprechen, dabei aber erklären, daß

*) **Elle fut du petit nombre de ceux qui conseillèrent de réprimer cette rebellion dans le principe. Weber Mémoires I. p. 365.**

**) Indeßen versichert die Tochter, schon vier Wochen früher habe der Minister darauf gearbeitet um den König zu veranlaßen, sogleich selbst eine Verfassung zu geben. Necker habe dem Könige gesagt, daß auf die Truppen gar nicht mehr zu zählen und folglich an Gewalt nicht zu denken sei. Das aber wüßten die Gemeinen noch nicht und daher müße man, ehe sie es erführen, eilen sich der Revolution zu bemächtigen: **c'est dont il s'agit maintenant, Sire, c'est d'accéder aux voeux raisonables de la France; daignez vous résigner à la constitution anglaise. Madame de Staël considérations I. pag. 214.**

Eigenthum, Rang und Auszeichnung der beiden privilegirten Stände unverletzlich seien und über sie von einer Kammer gar keine Verhandlung angestellt werden könnte, dabei ferner den Deputirten zu Gemüthe führen, daß die Prärogativen der Krone aufrecht erhalten werden müßten, und daß er sie aufrecht erhalten werde. Aber der König sollte nun auch den beiden privilegirten Ständen gebieten mit den Gemeinen über alle allgemeine Angelegenheiten gemeinschaftlich zu berathen, und die Erklärung ablegen, daß er sich auf das bestimmteste jeder neuen Form der Generalstaaten, durch welche diese nicht wenigstens in zwei Kammern getheilt würden, widersetzen werde. Zulezt sollte sich der König das Genehmigungs- und Verwerfungsrecht bei allen Entscheidungen der Generalstaaten ausdrücklich vorbehalten. Man sieht, Necker hatte den König nun dahin gebracht, einen Schritt zur Annäherung an die englische Verfassung zu thun. Der Minister ist nicht im Stande den von ihm entworfenen, in dem königlichen Conseil geprüften und einmüthig von allen Ministern für die Rettung des Staates erachteten Plan der Nachwelt vollständig mitzutheilen; denn die Handschrift, die er bei seinem lezten Austritt aus dem Ministerio einem Freunde in Paris zur Aufbewahrung übergeben, ist von diesem aus Furcht vor den tyrannischen Haussuchungen in der Schreckenszeit verbrannt worden *). Necker verspricht sich einen glänzenden Erfolg, wenn sein Plan unverstümmelt zur Ausführung gebracht worden wäre; er hofft, daß die Freunde einer halben Reformation, die Freunde einer gemäßigten Freiheit, sich damit würden haben genügen laßen, daß nun auch unter den Gemeinen eine bedeutende Majorität sich an den König würde angeschloßen haben. Indeßen scheint, daß weit früher als jezt eine solche Maßregel hätte ins Leben gesetzt werden müssen, wenn sie von Erfolg sein, wenn sie der Regierung die Macht, die Revolution selbst zu machen, hätte geben sollen. Jezt genügte dem bei weitem größten Theil der Deputirten des dritten Standes eine halbe Reform nicht mehr, am allerwenigsten aber den Democraten; denn sie sahen, mit Neckers Plan würde im Ganzen das alte régime recht gut fortbestehen, würde das ganze Feudalwesen, ja vielleicht selbst die Geldprivilegien der beiden ersten Stände festgehalten werden können **).

*) Necker de la révolution I. pag. 260.

**) Lameth histoire de l'assemblée constituante pag. 27. 28.

Indeßen soll über Neckers Plan in dem königlichen Conseil der lezte definitive Entschluß gefaßt werden: auf einmal wird der König hinausgerufen; was nur von der Königin wahrscheinlich gewagt werden konnte *). Nach einer halbstündigen Abwesenheit kehrt Ludwig zurück und setzt die Entscheidung aus. Die Hofaristocratie ist es gewesen, die durch die Königin handelnd, den König von den bedeutenden Concessionen, die Necker dem dritten Stande gemacht wissen wollte, abzuwenden versuchte. Sie hat sich von ihrem Schrecken wieder erholt und sie ist wieder zurückgekommen auf ihre früheren Ansichten: das Königthum sei noch stark und kräftig genug, um ungleich weniger als Necker wollte, nachgeben zu müßen. Der Fortgang der Ereignisse wird zeigen, wie rein auf Nichts eine solche Hoffnung gegründet war. Die Sitzung hatte am 20. Juni gehalten werden sollen, da aber die königliche Rede nun nach dem Willen der Hofaristocratie abgeändert werden muß, ist auch nöthig jene auf mehrere Tage aufzuschieben. Indeßen ist gegen die Gemeinen ein unwürdiges Betragen von dem Hofe beliebt worden. Nicht ein königlicher Brief, nur zweideutige, in Versailles umlaufende, Gerüchte haben sie davon in Kenntniß gesetzt, daß eine königliche Sitzung gehalten werden soll. Erst am Morgen des Tages erhält der Präsident der Nationalversammlung, Bailly, ein Schreiben von dem Ceremonienmeister **de Brezè**, in dem ihm der Wille des Königs am 22. Juni eine Sitzung zu halten, und der Befehl jede andere bis dahin auszusetzen zugefertiget wird. Zugleich hört der Präsident, daß in dem Sitzungssaale der Gemeinen gearbeitet werde, um ihn für die königliche Sitzung einzurichten, daß er von einer Abtheilung der **garde française** besetzt sei. Bailly fühlt die ganze Wichtigkeit des Augenblickes, sieht, daß der Hof den Gemeinen den Weg verschließen wollte, sich zum Widerstande zu rüsten, daß er die Vereinigung mit der Majorität des Klerus zu hindern gedenke, indem er vor der königlichen jede andere Sitzung verbiete. Dem Freiheitsfreunde kommt es zu Statten, daß er in die Unmöglichkeit gesetzt ist den Mitgliedern der Nationalversammlung noch irgend Etwas zufertigen zu laßen; denn die Sitzung ist schon für die achte Morgenstunde dieses Tages angesagt. Daher antwortete er dem Minister, er habe

*) **Necker de la révolution I. pag. 286. Weber Mémoires I. pag. 353.**

weder wegen der königlichen Sitzung noch wegen Einstellungen der Debatten der Nationalversammlung von dem König einen Befehl erhalten und seine Pflicht sei die bereits angekündigte Sitzung zu halten *). Wenige Stunden gewonnen und Alles war gewonnen. Bailly eilt nach dem Sitzungssaale, findet hier die Deputirten versammelt vor den Thüren, die ihnen von der Wache verschloßen sind. Sie sind in der heftigsten Aufregung über das unwürdige Betragen des Hofes; die Gerüchte, welche seit einigen Tagen in Versailles im Umlauf waren, daß ein **Lit de justice** gehalten werden sollte, haben bereits den tiefsten Eindruck gemacht, und viele Deputirte sind entschloßen, falls, wie man fürchtete, die Generalstaaten aufgehoben werden sollten, die Erklärung zu geben, daß alle Abgaben eingestellt werden müßten, daß jeder, der es wagen werde sie einzutreiben, als Verräther an der Majestät der Nation zu erachten sei **). Während die Deputirten noch staunend und ergrimmet sich um die Thüren des Sitzungssaales bewegen, läuft ein abermaliges Schreiben **de Breze's** an den Präsidenten ein, in welchem er den ausdrücklichen Befehl des Königs mittheilt, bevor die königliche nicht gehalten, keine Sitzung zu veranstalten. Aber auch diesen Brief beachtet Bailly nicht, und gleichsam um den Ungehorsam gegen den König bei sich selbst zu entschuldigen, erklärte er, nur die Nationalversammlung selbst habe zu entscheiden gehabt, was unter diesen Verhältnissen zu thun sei ***). Die Deputirten aber riefen einmüthig, man müße irgendwo eine Sitzung halten, und vom jubelnden Volkshaufen umgeben ziehen sie in den **jeu de paume**. Dort liest Bailly den Brief **de Breze's** vor, und die Nationalversammlung erklärt, nicht ein Brief des Großceremonienmeisters, nur ein Schreiben des Königs selbst könne ihr dessen Willen rechtskräftig kund thun. Die Frage, ob der König überhaupt das Recht habe die Sitzungen zu verbieten, ließ man klüglich unerörtert; denn es kam nur darauf an, einen kühnen Schluß zu faßen, der die Regierung in die Unmöglichkeit versetzte, die Nationalversammlung aufzulösen. Mehr als eines solchen Beschlußes bedurfte es nicht; denn ganz Frankreich stand auf

*) **Bailly Mémoires I. pag. 180. 181.**

**) **Lameth histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 25.**

***) **Bailly Mémoires I. pag. 186.**

der Seite der Nationalversammlung. Die Gemüther waren erhitzt, die feurigsten Köpfe wollten, daß sich dieselbe sofort zu Fuß nach Paris begeben und sich unter den Schutz der patriotischen Bevölkerung der Hauptstadt stellen sollte. Schon war ein Mitglied der Nationalversammlung beschäftigt, diese Motion, die den sofortigen Krieg zwischen dem Hofe und den Repräsentanten des Volkes zur Folge gehabt haben würde, aufzuschreiben *). Glücklicherweise kam ein anderer noch schnell auf den Gedanken zu einem Vorschlage, der sofort alle Gemüther ergriff. Ihm gemäß decretirte sofort die Nationalversammlung: berufen die Constitution des Reiches zu verfassen, könne sie von Niemand in ihren Unterhandlungen unterbrochen werden, und allenthalben, wohin auch immer sie genöthiget sein würde sich zu begeben, würde die rechtmäßige Nationalversammlung sein: alle Mitglieder dieser Versammlung sollten gehalten sein sofort zu schwören, nicht eher sich zu trennen und allenthalben, wo und wie die Umstände es erheischen würden, sich zu versammeln, bis die Constitution des Reiches vollendet sei. Und sechshundert Männer leisteten, von dem Freudengeschrei der zahlreichen Zuhörer ermuntert, diesen Schwur und unterzeichneten den Beschluß **). Nur ein einziger wagte es seinem Namen ein „opposant“ hinzuzufügen, und kaum konnte ihn Bailly vor der Wuth des Volkes retten. Aber selbst die Deputirten der Kolonie Domingo, die Deputirten, deren Vollmachten noch nicht verificirt waren, die Ersatzmänner drängten sich zur Unterschrift **). Alles geschah noch unter dem steten Rufe „es lebe der König“; denn, sagt Bailly, gegen den Despotismus, nicht gegen die Monarchie waren unsere Bestrebungen gerichtet. Aber nicht alle dachten noch an die Monarchie und Niemand mehr an die alte; schon stand in dem Lande der Gedanken eine durchaus neue, ein Thron mit republikanischen Institutionen umgeben.

Nun da dieser Schluß gefaßt, da dieser Schwur geleistet, fürchtete die Nationalversammlung nichts mehr, fürchtete nicht die Truppen, die zum Beweis, daß eine Partei am Hofe, in deren Geheimnisse in diesem Augenblicke vielleicht der König

*) Bailly Mémoires I. pag. 189.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 53.

***) Bailly Mémoires I. pag. 193.

selbst noch nicht eingeweiht war, auf einen großen Gewaltschlag sinne, zahlreich um Paris und Versailles zusammengezogen worden waren. Denn was waren diese Truppen zweifelhaften Geistes und zweifelhafter Gesinnung gegen die Nation! Die Nationalversammlung vertagte sich nun auf den zwei und zwanzigsten Juni, auf welchen Tag auch die königliche Sitzung anberaumt worden war. Minder groß erscheint die Kühnheit der Gemeinen an diesem Tage, wenn man erwägt, daß außer der allgemeinen Stimme der Nation für sie, die Majorität des Klerus bereit zum Uebertritte stand und nicht minder die patriotische Minorität des Adels. In dem Adel ward die Spaltung zwischen der Majorität und Minorität immer heftiger. Die erstere wendete sich am folgenden Tage an den König, flehend, daß er sich und sie gegen die frechen Attentate des dritten Standes schützen möge. Bitterkeiten gegen diesen dritten Stand waren in der Rede des Präsidenten, des Herzogs von Luxemburg, nicht gespart. Die Minorität ließ dem König eine Eingabe übergeben, in der sie sich gegen die Theilnahme an allen Ausdrücken, welche den dritten Stand beleidigen mußten, verwahrte, wie gegen den ganzen von der Majorität bei dem König gethanen Schritt *).

Indeßen empfing in der Nacht auf den 22. Juni der Präsident der Nationalversammlung, Bailly, ein eigenhändiges Schreiben des Königs, in dem ihm angezeigt ward, daß die königliche Sitzung erst am drei und zwanzigsten Statt haben werde; denn der neue Plan war immer noch nicht fertig. In diesem Briefe des Königs stand kein Wort davon, daß die Nationalversammlung bis dahin überhaupt keine Sitzungen halten dürfe, wovon man den Grund nicht einsieht. Und so hielten denn die Gemeinen am 22. Juni eine abermalige Sitzung und wählten für sie diesesmal, weil der Uebertritt der Majorität des Klerus mit Sicherheit erwartet werden konnte, die Kirche des heiligen Ludwig. Die Hoffnung täuschte nicht. Die Majorität des Klerus kam unter dem Vortritt des ehrwürdigen Bischofs von Chartres; sie bestand aus einhundert und acht und vierzig Klerikern, unter denen einhundert und vier und dreißig Pfarrer waren. Auch zwei Edelleute, der Marquis de Blacons und der Graf d'Agout, traten ebenfalls an diesem Tage über. Indeßen kam der Klerus

*) Bailly Mémoires I. pag. 196.

immer erst nur zu der gemeinschaftlichen Verification der Vollmachten zu den Gemeinen, nicht um für alle Angelegenheiten eine Kammer mit ihnen zu bilden, wenigstens ward von dem Klerus selbst nichts beschloßen und nichts gesagt, was darauf hindeutete. Und es that auch die Nationalversammlung in der Sitzung dieses Tages weiter nichts, als daß sie die Verification der Vollmachten des Klerus begann. Die Deputirten verabredeten an diesem Tage noch, die königliche Declaration möge ausfallen wie sie wolle, morgen ein tiefes Schweigen zu beobachten.

Während aber so die Nationalversammlung ihr kühnes Werk emporrichtete, war die Hofpartei nicht minder thätig gewesen. Sie setzte Alles in Bewegung um den König von Necker zu trennen; Breuteil war für das Ministerium bestimmt, den der Hof für einen großen und kühnen Mann hielt *), Truppen, besonders deutsche, da man den französischen schon nicht recht mehr trauen durfte, waren in der Nähe von Versailles zusammengezogen. Die Hofpartei hatte bestimmt die Auflösung der Generalstaaten, nöthigenfalls mit den Waffen, zum Zweck; man hoffte, wenn nur Necker erst entfernt, den König von einer Maßregel zur andern treiben zu können. Vergebens flehte und bat Necker den König, den Kampf nicht zu eröffnen ohne die Mittel ihn hinaus zu führen, und nicht die königliche Autorität auf das Heftigste zu compromittiren. Der Minister sah, was der Hof nicht sehen wollte, daß die Nationalversammlung um nicht besiegt zu werden, nur den Entschluß zu fassen hatte, nicht besiegt sein zu wollen, und er wußte es, daß sie ihn fassen würde diesen Entschluß. Aber der König fing an seinen Rathschlägen unzugänglicher zu werden; die Königin, der Graf Artois dominirten über ihn. Es wurden abermalige Conseils gehalten, zu denen die Brüder des Königs und vier Magistratspersonen zugezogen wurden, und in Neckers früheren Plan ein Punct nach dem anderen geändert, alles zu Gunsten der privilegirten Stände **). Immer täuschte diese Partei den König mit dem Rufe „die Constitution des Reiches müße aufrecht erhalten werden"; darunter verstanden sie die Privilegien. Necker sah sich von dem Hofe wie ein Verräther betrachtet, der unmittelbar nach dem Siege, den man

*) Besenval Mémoires II. pag. 397.

**) Necker de la révolution I. pag. 287. 288.

über die Nationalversammlung zu erfechten gedachte, entfernt werden müßte: mit verwundetem Herzen war er daher, des Königs Unweisheit, der sich von der Hofpartei dem Verderben entgegenziehen ließ, bejammernd, entschloßen sogleich freiwillig aus dem Ministerio zu treten. Indeßen war es zu spät seine Entlassung noch vor der königlichen Sitzung einzureichen. Aber bei derselben nun noch als Minister des Königs zu erscheinen, glaubte Necker nicht mehr nöthig zu haben, und gut war es in der That, daß er nicht erschien; denn dadurch ward seine Popularität noch für den König gerettet. Fast unglaublich ist, daß unter solchen Umständen Necker am Vorabende dem Könige noch ausdrücklich versprochen bei der königlichen Sitzung zu erscheinen *).

Es kam aber in dieser Alles, was dem Minister düstere Ahnungen gesagt hatten; der drei und zwanzigste Juni ward ein Triumph der Nationalversammlung, eine tiefe Demüthigung des Königs, ja das Ende seiner Autorität. In unbegreiflicher Verblendung des Hofes ward an diesem Tage Alles gethan, was die Deputirten des dritten Standes erbittern mußte: ihnen ward der Befehl gegeben auf einer Gallerie zu harren bis die beiden privilegirten Stände in gehörigem Pomp in den Sitzungssaal würden eingezogen sein. Die Gallerie war klein; viele Deputirte mußten draußen im heftigen Regen stehen. Lange ließ man sie harren, und ihr Ingrimm stieg so hoch, daß viele schon davon redeten, man müße heimkehren. Der Präsident Bailly ließ dem Großceremonienmeister sagen: die Repräsentanten der Nation würden nicht länger warten. Da endlich wurden sie eingelassen, und schweigend, den Ingrimm in der Brust, traten sie ein **). Bald erschien der König und, außer Necker, alle Minister. Ludwig nahm das Wort: Zwietracht habe sich unter den Ständen niedergelassen, nutzlos wären zwei Monate verfloßen, es sei Zeit, daß er, der König, einschreite und die Eintracht herstelle: darum gebiete er nun, daß die drei Kammern, deren Dasein in der Constitution des Reiches begründet, unabänderlich beibehalten würden. Indeßen ward hinzugefügt, daß allerdings, mit Genehmigung des Königs jedoch nur, auch gemeinschaftliche Berathungen Statt haben könnten, und die beiden privilegirten Stände

*) Necker de la révolution I. pag. 307.

**) Bailly Mémoires I. pag. 206. 207.

wurden von dem Könige fast gebeten, die Noth der Umstände doch zu erwägen und in den Angelegenheiten, die das allgemeine Beste beträfen, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen.

Unbegreifliche Thorheit der Rathgeber des Königs liegt in diesen Worten: statt eines directen Befehles des Königs an Adel und Klerus, sich in allen gemeinsamen Dingen mit dem Bürgerstande zu vereinigen, haben sie einen ohnmächtigen Rath und eine unkräftige Bitte in demselben Augenblicke eingesetzt, wo die drei Stände im heftigen Kampf um die Frage begriffen sind. Nur von ferne war also dem dritten Stande die Aussicht gezeigt, daß die Privilegirten die Hand zu den nothwendigen Reformen bieten würden: für immer ausgeschloßen aber von solchen Reformen erklärte der König die Ehrenrechte des Adels, die Feudalgerechtsame und die bestehende Form der Generalstaaten. Natürlich ward auch Alles, was von den Gemeinen gesagt und beschloßen worden in den lezten Tagen, für vollkommen ungültig erklärt.

Darauf ließ der König eine Declaration verlesen, die seine Gedanken über die neue Verfassung des Reichs enthielt; vor zwei Jahren wäre eine solche Constitution mit Freude und Dank von der Nation aufgenommen worden, und außerhalb des Schooßes der Nationalversammlung wäre sie vielleicht jezt noch dankbar angenommen worden *); denn sie stimmte in vielen Puncten mit dem Inhalte der Cahiers überein; aber den Democraten der Nationalversammlung erschien sie als eine viel zu geringe Gabe und selbst die Gemäßigtern unter ihnen hätten wohl nur dann gewonnen werden können, wenn der König auch die Abschaffung aller Lehns- und Feudalgerechtsame und die Aufhebung der Ehrenprivilegien des Adels ausgesprochen hätte. Aber der Hof hatte gemeint, würden nur die nächsten und dringendsten Anforderungen befriediget, so würden die Gemeinen sich zum Ziele legen. Die königliche Declaration sicherte nun zuerst den Generalstaaten für immer das Recht zu, daß nur mit ihrer Einwilligung Anleihen und Abgaben fortan von der Regierung erhoben werden sollten; dabei behält sich jedoch die Regierung die Befugniß vor Anleihen bis zu einhundert Millionen Livres eigenmächtig erheben zu können: die Rechnungen des Staates sollen künftig

*) Rivarol Mémoires pag. 23.

alljährlich veröffentlicht werden. Dann wird die Abschaffung der Lettres de Cachet, eine bedingte Freiheit der Presse, Organisation der Provinzialstände, wo sie noch nicht errichtet waren, die Verlegung der Zölle an die Grenzen des Reiches versprochen. Von einem Antheile der Generalstaaten an der Gesetzgebung ist keine Rede; aber von der Unantastbarkeit der Lehns- und Feudalrechte, wie der Ehrenprivilegien des Adels, wird desto stärker geredet. Ueber die Aufhebung der Geldprivilegien drückt die Declaration sich offenbar zweideutig aus; der König gebietet nicht, er sagt nur, daß, wenn sie gefaßt worden sein würden, er die darauf bezüglichen Schlüße der beiden ersten Kammern zu sanctioniren gedenke. Als die Declaration verlesen worden, nahm der König selbst wieder das Wort: die Stände hätten nun seinen Willen vernommen, er hoffe, sie würden ihn vollziehen, sollten sie es aber an sich ermangeln lassen, so würde er, der König, allein, aus seiner Machtvollkommenheit, das Wohl des Volkes gründen: er gebiete nun, daß die Generalstaaten sofort die Sitzungen in den besonderen Kammern eröffnen sollten *).

Lebhaft ward diese Rede von einem Theile des Adels und des Klerus beklatscht; aber die Gemeinen verharrten in düsterem Schweigen, als der König und die Minister sich entfernten. Unmittelbar darauf entfernte sich auch der Adel und der Klerus; sie gingen in ihre besonderen Sitzungssäle. Eine entscheidende Stunde war gekommen, eine Stunde, in der das Schicksal der europäischen Völkerwelt auf Jahrhunderte hinaus bestimmt ward. Und unheilvoll für den König war die Entscheidung, welche kam. Der Hof hatte den Kampf gegen die Gemeinen eröffnet, ohne eine Ahnung von seiner Kraft oder Unkraft und ohne eine Ahnung von dem wahren Stand der Dinge, er hatte den König hineingedrängt in einen Krieg, ohne ihm die Waffen zu geben, die er zur Führung desselben bedurfte. Die Gemeinen durften in der That nur den Entschluß faßen zu sagen: nein wir wollen nicht besiegt sein, und der König war überwunden **). Nur die Thorheit geht in einen solchen Kampf ein, aber sie hatte auch ihren Thron in dem französischen Hofe aufgeschlagen. Wer war

*) Moniteur J. 1798. pag. 46—48.

**) Das drückte der Abbé Sieyes so aus: Messieurs, vous êtes aujourdhui ce que vous étiez hier. Rivarol Mémoires pag. 25.

nun der wahre Feind des Königsthums, Necker, der es gewußt, es laße sich nicht mehr so viel behaupten, als Hof und Adel in ihrer Verblendung noch behaupten zu können meinten, der gerathen, noch einen Schritt weiter zu thun, damit die königliche Autorität gerettet, damit der Ausbruch eines offenbaren Krieges zwischen dem König und der Nationalversammlung gehindert werde, oder die, welche den König nun wehrlos machten für alle Zukunft?

Die Gemeinen blieben in dem großen Sitzungssaale zurück, erbittert durch die Sprache, die der Hof durch des Königs Mund zu ihnen geredet, der, wenn es ihre Sache galt, immer „ich will, ich befehle", wenn es die Sache der Privilegirten dagegen galt, „ich wünsche, ich bitte" gesagt: sie sahen in der königlichen Sitzung eben deshalb selbst in den Dingen, die angelobt und versprochen worden waren, nur Zweideutigkeit und List. Die Gemeinen hatten aber den vollständigsten Sieg über den Hof, der leider unter diesen Verhältnissen zugleich auch ein Sieg über den König war, in dem Augenblick errungen, als sie sich entschloßen nicht zu gehen. Der Ceremonienmeister, erstaunt, daß die Versammlung sich nicht trennte, frug Bailly, den Präsidenten: ob er des Königs Willen vernommen, und Bailly antwortete: die Versammlung könne nicht sich trennen, ohne deliberirt zu haben. Der Graf Mirabeau donnerte heftig gegen den Ceremonienmeister und rief: nur die Gewalt der Bajonete sollte sie von hier wegtreiben *). Es waren aber weder Bajonete vorhanden, noch war es irgend Jemanden eingefallen mit ihnen zu drohen. Die Nationalversammlung, geleitet und angefeuert von den kühnen Democraten, Mirabeau, Sieyes, Kamus und Barnave, ließ den Tag nicht vorübergehen ohne die Früchte des über den Hof errungenen Sieges zu ärndten und ihn zu befestigen. Sie decretirte, daß ihre frühern Schlüße insgesammt, die von dem Könige so eben für null und nichtig erklärt worden waren, ihre volle Gültigkeit behielten, sie decretirte ferner die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder: Verräther an dem Vaterlande sollte jeder sein, der vor oder nach den Sitzungen wegen einer That oder einer Meinung einen Deputirten ergreifen oder belästigen würde. Damit waren bereits die heftigsten Schläge auf

*) Bailly Mémoires I. pag. 215.

das Königthum gethan, und indem die Nationalversammlung sich und ihre Schlüße ganz unabhängig von dem König machte, war sie auch schon über ihn getreten. Und nicht zu berechnende Nachtheile hat dieser Tag Ludwig dem Sechszehnten gebracht. Die königliche Autorität war auf das bitterste compromittirt und es lag offen am Tage, der König vermöge nichts mehr, wenn er etwas Anderes, als was die Repräsentanten der Nation wollten, gebiete. Schlimmer aber fast noch war, daß der abermals von der Hofpartei über den König errungene Sieg ihn nun bei der Nation mehr und mehr als einen schwachen Mann darstellte, der in den Händen der Feinde des Volkes sei. Zum Theil war die Nationalversammlung zu dem Decrete, durch welches sie die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder aussprach, durch das Gerücht getrieben worden, der Hof wolle in der folgenden Nacht die eifrigsten Patrioten ergreifen laßen: ja einen Augenblick wollte man wissen, es stünden schon Truppen in den Vorhallen des Sitzungssaales *). Aber es ist wenig glaublich, daß der Hof zu so kühnen Entschlüßen gekommen. Sein Betragen seitdem der König gegangen und die Gemeinen geblieben, zeigt nur Angst und Schwäche. Man sendet auf den ersten Bericht, daß die Gemeinen geblieben, Arbeiter nach dem Saale und hofft dadurch jene zum Weggehen zu nöthigen. Die Nationalversammlung hat weiter nichts zu thun, als ihnen zu gebieten zu gehen. Noch am Abend dieses Tages ward Necker von König und Königin dringend gebeten zu bleiben. Laut hatte sich noch das Volk und ein großer Theil der Deputirten für den Minister ausgesprochen; aber den eigentlichen Democraten war er schon lange zuwider und in den Schriften, welche von ihnen ausgingen, war er bereits aufs heftigste angegriffen worden. Necker erklärte an diesem Tage den Deputirten des dritten Standes, die zahlreich ihn besuchten, lange werde er nicht bleiben, wenn sie sich nicht innig mit dem Könige vereinigten, wenn sie nicht auf Ordnung und Frieden hinarbeiteten, wenn sie nicht einen regelmäßigen Gang annähmen. Viele, erzählt Necker, gelobten das mit Hand und Mund, und in der That groß immer noch war die Zahl derer, die nur wahre Freiheit und Ordnung wollten **).

*) Bailly Mémoires I. pag. 217.
**) Necker de la révolution I. pag. 312.

Aber dem Hofe war die große Lehre dieses Tages vergebens gewesen und er ergriff auch fortan noch Maßregeln, welche die Spaltung zwischen dem König und der Nationalversammlung immer weiter, den Krieg immer bitterer machen mußten. Nichts war schwieriger, als des Ministers Stellung in den folgenden Tagen. Sein Hinwegbleiben von der königlichen Sitzung war freilich allen ein Zeichen gewesen, daß er die Declaration des Königs nicht billige und daß sie nicht sein Werk sei, und er hatte darum bei den Mildergesinnten seine Popularität noch. Aber was konnte durch dieselbe noch gewonnen, was konnte durch einen Mann noch gerettet werden! Die königliche Autorität war vernichtet; unabhängig und selbstständig auf die ganze Nation gestützt stand die Nationalversammlung da und sie hatte es ziemlich deutlich ausgesprochen, die neue Constitution müsse ihr, nicht des Königs und seiner Minister Werk sein *). Der Minister befand sich nun in der Unmöglichkeit durch den Mund des Königs noch etwas Anderes als das, was die Nationalversammlung selbst wollte, gebieten zu laßen; denn durfte man nach der Demüthigung dieses Tages die Autorität des Königs noch einmal blos geben? Die Nationalversammlung aber wollte die Vereinigung aller Stände, und das also war das einzige, was noch verordnet werden konnte. Und in der That wäre das Beste gewesen, wenn am folgenden Morgen gleich der König die Vereinigung der Stände geboten hätte; denn wenn jetzt überhaupt noch etwas zu retten war, so konnte es fast allein noch dadurch gerettet werden, daß man den Schein zu den Schritten, welche die Nationalversammlung begehrte, gezwungen zu sein, so viel als möglich vermied. Indeßen ist offenbar, daß die Hofpartei weder selbst schon vollständig belehrt und bekehrt war, noch allen Einfluß auf den König verloren hatte **). Daher verlaufen noch einige Tage, in denen nichts geschieht, bis der Augenblick gekommen ist, in dem man zum völligen Nachgeben gezwungen.

Am folgenden Tage findet die Nationalversammlung noch Truppen, bestimmt die Communication zwischen ihr und den

*) **Que veut donc l'Assemblée?** fragt ein Minister den Präsidenten Bailly, und er antwortet: **elle veut faire et non que vous fassiez. Bailly Mémoires I. pag. 221.**

**) **Bailly Mémoires I. pag. 227.**

Kammern des Klerus und des Adels zu hemmen, wie man glaubte, oder den Zugang der Fremden zu der Sitzung zu hindern. Aber in Hinsicht auf die letzteren gehorsamten die Truppen selbst dem Befehl des Königs nicht mehr. Die Nationalversammlung hatte eben beschloßen, die Declaration des Königs **ad acta** zu legen *), und Mounier hatte den Antrag gemacht, daß eine Deputation an den König gesendet werden sollte, um ihm zu sagen, daß die Repräsentanten der Nation die Policei in ihrem Versammlungsorte selbst haben müßten und daß dieser von keiner bewaffneten Macht, die nicht unter ihrem eigenen Befehl stände, besetzt sein dürfe. Da ward sie durch die Ankunft der Majorität des Klerus unterbrochen. In der Kammer des Klerus war an demselben Tage ein heftiger Kampf ausgebrochen; die Minorität trug darauf an, daß über die Declaration des Königs verhandelt werde, die Majorität auf die Vereinigung mit dem dritten Stande **). Und da sie sich nicht verständigen konnten, verließen einhundert und sechzig Pfarrer und fünf Bischöfe unter dem Vortritt des Erzbischofs von Vienne die Kammer des Klerus und vereinigten sich mit der Nationalversammlung, von welcher sie jauchzend empfangen wurden. Sie kamen, wie ihr Führer sagte, nicht allein zur Verification der Vollmachten, sondern auch zur gemeinschaftlichen Berathung über die Declaration des Königs. Und so entschied der Erzbischof fast schon die wichtige Frage, daß das Abstimmen überhaupt in allen Angelegenheiten nach Köpfen und nicht nach Ständen Statt finden müße, zu Gunsten der Nationalversammlung; denn das Eine mußte hier nothwendigerweise das Andere nach sich ziehen. An dem folgenden Tage kamen noch mehrere Kleriker freiwillig herüber. In der Kammer des Adels war der Streit zwischen der Majorität und der Minorität kaum minder heftig ***). Hier hatte es die Majorität durchge-

*) **Necker de la révolution I. pag. 316.**

**) **Mémoires de Ferrières I. pag. 62.** denn nach der ersten Vereinigung hatten alle Glieder des Klerus sich aus der Kammer der Gemeinen wieder in ihre eigenen Sitzungen zurückbegeben.

***) Am wüthendsten ist in der Kammer des Adels d'Epresmenil, der Parlamentsrath, **il pretend que les deputés du tiers-état sont coupables de haute trahison, criminels de lese-majesté, et que M. le procureur general pourrait les denoncer et les faire décréter comme tels. Moniteur pag. 49.**

setzt, daß die Verhandlungen über die Declaration des Königs begonnen würden, die Minorität sah ihren Antrag auf Vereinigung mit dem dritten Stande verworfen. Aber auch sie trennte sich nun von der Majorität und kam unter dem Vortritt des Grafen von Clermont-Tonnere in die Nationalversammlung: sie bestand aus sieben und vierzig Personen, unter denen sich der Herzog von Orlelans befand. Viele Freunde der Freiheit aber waren noch in der Kammer des Adels zurückgeblieben, eben um durch ihre Anwesenheit die Sache der Nationalversammlung zu fördern. *)

So ward der Widerstand von Stunde zu Stunde geringer und an demselben Tage noch beschloß selbst die Majorität des Adels, sich an ihre Wahlmänner zu wenden, um von diesen andere Aufträge zu empfangen, indem der größte Theil der **Cahiers** des Adels ihnen das Festhalten an der alten Form der Generalstaaten zur Pflicht machte. Diesen Schluß theilte die Kammer des Adels der Nationalversammlung mit, von welcher sie aber nicht mehr als eine Kammer anerkannt ward. Es war voraus zu sehen, daß die Vereinigung binnen wenigen Tagen erfolgen und der Sieg der Nationalversammlung vervollständiget werden mußte. Schon die Furcht vor dem Volke mußte die Privilegirten dazu zwingen; kaum konnten noch durch die bewaffnete Macht die Gegner der Nationalversammlung geschützt werden. Das Conseil überzeugte nun den König von der Nothwendigkeit die Vereinigung zu gebieten, um Blutvergießen zu hindern. Der König ließ dem Präsidenten der Adelskammer, den Herzog von Luxemburg, einen Brief zustellen (am 27. Juni), in dem er dringend ihn bat die Vereinigung zu beschleunigen. Doch ein Theil des Adels wollte sich immer noch nicht fügen, und der König mußte einen zweiten Brief an den Präsidenten schreiben „das Wohl des Staates, ja die Sicherheit seiner eigenen Person gebiete die Vereinigung". Und nun überwog Liebe und Anhänglichkeit an den König jede Bedenklichkeit. Die Trümmer der Kammern des Adels und des Klerus vereinigten sich mit der Nationalversammlung. Niemand wußte ihnen die erzwun-

*) **Mémoires de Ferrières I. pag. 67.** als solche Edle werden genannt: Lafayette, der Prinz von Poix, der Herzog von Noailles und der eifrige Democrat Graf Karl Lameth.

gene Vereinigung Dank *), und wie wenig freiwillig sie gewesen, suchte Adel und Klerus nicht durch sein folgendes Betragen in Vergeßenheit zu bringen, sondern im Gegentheil stets daran zu erinnern, daß sie gezwungen. Das ging aus der unglücklichen Ansicht hervor, die sich unter den Freunden des alten Staatswesens bald bildete, die Constitution der Democraten werde nicht dauern, und es sei daher von Wichtigkeit gleich vom Anfange an zu zeigen, daß man nur gezwungen eingewilliget. Daher die steten Protestationen, die sie heimlich niederlegen und von denen die Kunde sich weit genug und zeitig genug verbreitet. Daher aber auch das grimmige Mißtrauen der Democraten gegen die Aristocraten, welches sie immer weiter und weiter treibt. Sie sehen der Gegner Gesinnung und fühlen, wie es ihnen ergehen würde, wenn diese das Uebergewicht wieder gewönnen: darum ist ihnen nur die Wahl geblieben, vollständig zu siegen, die Staatsgewalt ganz in ihre Hände zu bringen und die Gegenpartei ganz zu unterdrücken. Aber auch nicht allein durch das Betragen der Gegenpartei ist die Democratie emporgekommen; die herrschenden Ideen der Zeit übten ihren mächtigen Einfluß. Den feurigsten Mitgliedern der Nationalversammlung schwebt das Bild der rousseauschen Democratie vor, die allein den wahren Werth giebt. Von ihm verführt, und von dem Widerstande der Gegner erbittert, zertrümmern sie allmälig Alles, was ihnen auf diesem Wege entgegensteht. Ein Mittel aber, das ihnen den Sieg sichern mußte, haben die Democraten bereits aufgerufen, mit dem der furchtbarste Mißbrauch getrieben werden konnte. Das Volk, die große Masse, war für die Nationalversammlung in Thätigkeit gesetzt worden. Zwar waren die ersten Tage der Freiheit noch rein von Mord, aber einen wilden und zu allem geneigten Geist hatte das Volk doch schon gezeigt. Sorgsam ward von allen Democraten dieser Geist gehegt und gepflegt; denn er war ihre beste Stütze wider die Gegenpartei: die Aristocraten, wie man sie nannte, wurden als die grimmigsten Feinde der Wohlfahrt des Volkes, des neuen Glückes, das die Nationalversammlung bereiten werde, geschildert. Im Palais-Royal zu Paris wurden die eifrigsten Reden gegen die Aristocraten gehalten und eine wilde und unversönliche Feind-

*) Lameth histoire de l'Assemblée constituante pag. 37.

schaft gegen die bis jetzt bevorzugten Stände der Gesellschaft unter der großen Masse gebohren *). Unter dem Getriebe aber glühender Leidenschaften, bei dem so schroff sich entgegenstehenden Ansichten mochte dem Werke der Constitution, das nun die Nationalversammlung bereitete, kein ruhiges, kräftiges und fröhliches Gedeihen schon damals verkündet werden.

Zwei feindliche Elemente standen kampfgerüstet sich auch fortan einander gegenüber. Auf der einen Seite war in den Democraten Ingrimm und Mißtrauen durch die letzten Ereignisse gestiegen, auf der anderen in der Hofpartei, zu welcher nun auch die Glieder der Kammern des Adels und Klerus gerechnet werden müßen, die zur Vereinigung mit der Nationalversammlung gezwungen worden waren, die Furcht ganz zu unterliegen und das Gebäude der verhaßten Freiheit emporsteigen zu sehen, bis zu dem Grade gewachsen, daß ein letzter und verzweifelter Entschluß zur Rettung des alten Staatswesens schien gefaßt werden zu müßen. Die Leidenschaften waren auch in dieser Partei auf das heftigste aufgestürmt und eines ihrer Häupter, der Graf von Artois, vermochte am wenigsten, den Ingrimm der Brust gegen die zu verbergen, welche der neuthümlichen Freiheit hold zu sein schienen **). Den König hatte diese Partei jetzt wieder ganz gewonnen; denn das königliche Gemüth fühlte natürlich einen tiefen Schmerz, von den Gemeinen zu so schmachvollem Nachgeben gezwungen worden zu sein. Ein großer Schlag sollte geschehen, eine furchtbare Rache genommen werden. In alle Geheimnisse der Partei mag der König selbst nicht eingeweiht gewesen sein, aber von der Hofpartei ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie es zuletzt auf eine Auflösung der Nationalversammlung, auf eine Züchtigung der Gemeinen durch die Gewalt der Bajonete abgesehen hatte. An Proscriptionslisten würde es schon nicht gefehlt haben, wäre nur der Sieg errungen worden. Den schwachen König konnte man schon hoffen, von einer Maßregel zur anderen fortzustoßen. In der That, alle Anstalten,

*) Rivarol Mémoires pag. 30. 31.

**) Einst begegnete Artois dem Minister Necker und rennte solchergestalt auf ihn los: où vas-tu, traître d'étranger, est ce ta place au conseil, (Necker wollte eben in des Königs Conseil gehen) fichu bourgeois? retourne-t-en dans ta petite ville, où tu ne périras que de ma main. Mémoires de Ferrières I. pag. 89.

welche getroffen werden, sind so bedeutend, daß, es unmöglich ist, obwohl die Pläne dieser Hofpartei mit mathematischer Genauigkeit nicht aufzuzeichnen sind, eine andere Vorstellung über die Sache zu gewinnen. Nach der Vereinigung der beiden Stände mit der Nationalversammlung ist Alles am Hofe in convulsivischer Bewegung. In einem Augenblicke der Furcht und der Betäubung hatte die Hofpartei und der von ihr geleitete König die Vereinigung der beiden privilegirten Stände mit der Nationalversammlung nachgegeben, immer noch, wie aus dem Schreiben des Königs an den Herzog von Luxemburg unzweideutig hervorgeht, in der Hoffnung, daß die königliche Declaration vom drei und zwanzigsten Juni noch würde angenommen werden *). Aber in den ersten Tagen schon nach dieser Vereinigung mag die Hoffnung, daß durch den Uebertritt der Privilegirten die Partei für den König in dem Schooße der Nationalversammlung sich verstärken werde, verschwunden sein. Sie mußte verschwinden diese Hoffnung; denn so bestimmt herrscht in ihr die Abneigung gegen die Declaration, daß Niemand auch nur den Vorschlag zu machen wagt, über sie zu debattiren. Also sieht die Hofpartei die Sache auf die Spitze gestellt, sie fürchtet von dem democratischen Geiste der Nationalversammlung die Zertrümmerung der Aristocratie, Erhebung des Bürgerstandes zu gleichem Rechte und zu gleicher Ehre, Aufhebung des Feudalwesens, kurz, die Herrschaft des Vernunftrechts. Und sie entschließt sich, nachdem die Stunden der Furcht und Bangigkeit verschwunden, zu dem äußerstem Kampfe.

Denn was die finsteren Jahrhunderte des Mittelalters aufgebaut und zusammengewoben, was des Schwertes rohe Gewalt und was des Zufalls Laune geschaffen wider das ewige Menschenrecht, daß ist ihr ein hehres, unantastbares Heiligthum, weil es ihr Eigenthum ist; es ist die Constitution des Reiches. In ihrem Sinne und in ihrem Geiste ist nichts geschehen seit dreihundert Jahren; es ist kein freier, reicher und kenntnißvoller Bürgerstand entstanden, der Anerkennung, Achtung und Ehre von dem Staate verdiene, es ist kein Licht aufgegangen unter den Menschen und sie wissen immer noch nicht Recht von Unrecht zu scheiden; es ist auch nichts geschehen in ihrem eigenen Schooße; der alte und wahre Adel Frankreichs ist nicht bei weitem zum größten Theil abgestorben, sie, der neue Brief- und

*) Bailly Mémoires I. pag. 298.

Beamtetenadel, sie sind die rechten Erben jenes alten, sie sind noch immer, wie jener, des Thrones ritterliche und mannhafte Stützen, von denen der König, will er ein rechter König sein, sich muß beherrschen laßen, von denen das Volk, will es nicht mit Himmel und Erde aufregender Frechheit ein unantastbar Heiligthum verletzen, sich ebenfalls muß beherrschen laßen. Und dieser Geist und diese Gesinnung ist nicht verschwunden bis auf den heutigen Tag, und keine Erfahrung der Revolution war so bitter, das sie zu belehren vermochte. Wie damals für sie in dem Laufe dreier Jahrhunderte nichts geschehen, so ist auch durch die Revolution für sie heute noch nichts geschehen, und unerschüttert ist das heilige Recht des Mittelalters geblieben. Aber die Gottheit ist es, die dem einen Jahrhundert diesen und dem andern einen anderen Character aufdrücket, und wer es nicht erkennen kann oder will, daß der ewige Meister einen anderen Lebenskreis gezogen, und wer mit dem Schwerte der Empörung gegen ihn sich stellt, der eilt so thörig als unaufhaltsam seinem Untergange zu. In diesem Sinne aber haben sie, die sich des Landes Edle nannten, gekämpft, und eben dadurch, daß sie frei und ungezwungen, kaum ein Jota von dem angeblich göttlichen Rechte nachzulassen gesonnen, haben sie die Wuth der Democratie in der ersten Zeit der französischen Revolution erst recht hervorgerufen. Auch sie ließen den Freunden der Freiheit nur eine Wahl, unterzugehen oder die Gegner gunz zu vernichten. Darum stehet die Schuld der furchtbaren Verwirrung, die über das Leben kam, gleich fast vertheilt unter beiden Parteien: auf der einen Seite ward nichts erkannt und nichts begriffen von den unerläßlichen Geboten einer Neuzeit, auf der anderen ward mit stürmischer Hast, mit natur- und vernunftwidriger Ausdehnung ihnen zuvorgekommen.

In dem Kampfe selbst aber nimmt der König, statt die hohe Würde des Führers und des Richters zu behaupten, unselige Partei für den Theil, der den Sieg niemals gewinnen konnte und niemals wieder ihn gewinnen wird, wie oft er auch zu siegen scheine. Den Bourbons war die Autocratie ein heiliges Evangelium geworden *), und die Nationalversammlung

*) Ueber diesen Geist der Bourbons sagt treffend die Histoire de la restauration par un homme d'état, „I, pag. 29. partant toujours de l'idée des prérogatives absolues de la couronne, elevés dans une sorte de

hatte diese angegriffen: das zog den König mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Planen der Hofpartei und zu der Sache der Privilegirten hin. Sie hatten sehr bald, nach der erzwungenen Vereinigung der beiden ersten Stände mit der Nationalversammlung, wieder ein vollständiges Uebergewicht bei dem sechszehnten Ludwig gewonnen; Necker ward nicht mehr gehört und blieb unbekannt mit allen Planen und Entschlüßen, welche gefaßt wurden. Diese sind allerdings mit mathematischer Genauigkeit nicht nachzuweisen; denn binnen wenigen Tagen lößten die geträumten Triumphe sich in nichts auf, und vor den Siegern mußte in tiefes Schweigen, was man gewollt und erstrebt, verhüllt werden. Aber die Thaten sprachen noch laut genug, um selbst die einzelnen Partien des Planes erkennen zu laßen. Mit der Gewalt der Bajonnete sollte die Nationalversammlung genöthiget werden die königliche Declaration noch anzunehmen, unter den Kanonen sollte sie sich fügen lernen. Und wollte sie trotz dem gedrohten Schrecken sich nicht fügen, so sollte sie aufgelößt werden *). Wie weit man dann aber noch vorzuschreiten gedachte, das muß allerdings ungewiß bleiben, ungewiß, ob nicht auch die Proscriptionslisten für die eifrigen Freunde der Freiheit fertig lagen, ungewiß, ob dann die königliche Declaration noch als ein Grundgesetz des Reiches würde aufgestellt oder der Sieg bis auf das Aeußerste würde verfolgt und die Autocratie ganz wiederhergestellt worden sein. Doch unwahrscheinlich ist es nicht, daß das Eine geschehen sein würde, wie das Andere: zu heftig waren die Leidenschaften schon aufgeregt, als daß die Sieger die Verhaßtesten unter den Besiegten nicht in den Kerker geworfen, vielleicht auch auf das Blutgerüst geführt haben würden; zu sehr hatte man den Geist der neuthümlichen Freiheit bereits fürchten gelernt, so daß man seiner nur durch gänzliche Unterdrückung aller Dinge, durch die er sich emporarbeiten konnte, Herr zu werden hoffen durfte. Also würde man wohl auch die Generalstaaten selbst in den alten Formen

**culte de leurs droits, ils ont invariablement considerés tout partage de leur autoritè comme une usurpation. Lorsqne les circonstances leurs ont imposés des concessions, leur politique a consistè à les tourner pour ramener le pouvoir absolu qu'ils envisagent comme l'état naturel et légitime de la royauté.**

*) Bailly: Mémoires I. pag. 298. 299.

nicht zugelaßen, die versprochenen Verbeßerungen aufgeschoben und in Vergeßenheit gebracht und die Noth der Finanzen durch Gewaltstreiche gehoben haben. Damit aber sollen nur die wahrscheinlichen Entwürfe der Hofpartei, nicht des Königs, bezeichnet werden *); denn es ist sehr wahrscheinlich, daß Ludwig, selbst nicht in Alles eingeweiht ward, daß man ihm am Anfange nicht sagte, was am Ende gethan werden sollte **). Von Maßregel zu Maßregel mochte man hoffen den schwachen Mann treiben, von Strenge zu blutiger Gewalt stoßen zu können.

Unter den ungünstigsten Aussichten eröffnete die Hofpartei den Kampf. Die Nation stand mit der Nationalversammlung. Schon liefen immer zahlreichere Adressen der Städte an sie ein, in denen die Schritte, mit welchen sie bis jetzt schon dem König offenen Widerstand entgegengesetzt, die Schlüße, durch welche die königliche Autorität auf das tiefste heruntergewürdiget worden, ungetheilten Beifall erhalten ***). Denn die Franzosen fingen an von dem König hinwegzugehen, als sie ihn in den Händen des Hofes erblickten, der nur gehaßt und verachtet war, als sie ihn im Kampfe mit den Männern sahen, von denen Zertrümmerung des alten Staatslebens, Begründung des Reiches der Ordnung und der Freiheit erwartet ward. Dadurch sind die Stützen des Königthums zusammengebrochen, die nur in den Herzen der Völker sein können. Hätte Frankreich gesehen, ein Leiter und Führer nur jener Männer wolle der König sein, wie anders möchte der Ausgang der Revolution gewesen sein, wie sehr dem democratischen Geiste in der Nationalversammlung, der durch die Plane der Hofpartei erst auf seinen Höhepuncte gestellt ward, durch einen unzweideutig ausgesprochenen Willen des beßeren Theiles der Nation entgegengearbeitet worden sein. Auf das französische Heer konnte die Hofpartie auch nicht mehr zählen: schon war es von den Democraten bearbeitet und für die

*) Der Democrat meint: **On ne put nier, que le parti de la cour, décidé à conserver à tout prix les abus et ses priviléges, n'eût formé le projet de dissoudre l'Assemblée par la force des armes et faire occuper la capitale par les troupes étrangères. Lameth: histoire de l'Assemblée constituante. I. pag. 66.**

**) Necker: de la révolution II. pag. 2. Bailly: Mémoires I. pag. 295.

***) Bailly: Mémoires II. pag. I. 362.

Sache des Volkes gewonnen. Einst waren die königlichen Garden sehr zahlreich gewesen; denn sie bildeten ein Korps von zwölftausend Mann. Aber sie konnten jetzt keinen Stützpunct mehr für einen Gewaltstreich geben, da sie von dem Kriegsminister Saint-Germain, dem zu Turgots Zeit herrschenden Systeme der Sparsamkeit gemäß, so bedeutend reducirt worden waren, daß sie jetzt nur noch einige wenige zahlreiche Korps bildeten. Es blieben somit nur die deutschen und die schweizerischen Regimenter über, auf welche in einem Kriege gegen die Nationalversammlung gerechnet werden konnte. Also wurden dreißig Regimenter, größtentheils fremder Truppen, zusammengezogen und unter den Befehl des Herzogs von Broglio gestellt. Diese Truppen wurden in und um die Stadt Versailles, und in die Nähe der Stadt Paris gelegt, besonders aber die Verbindungsstraße zwischen den beiden Hauptstädten des Reiches besetzt. Broglio selbst schlug im Schloße zu Versailles sein Hauptquartier auf *); die Nationalversammlung stand unter den Kanonen der fremden Truppen. Aufrechterhaltung der gestörten Ruhe ward als der alleinige Zweck dieser Truppenbewegung angegeben. Aber andere Veranstaltungen deuteten auf ganz andere Dinge. Für hundert Millionen Papiergeld wurde angefertiget, die Proclamationen des Königs, welche dem Reiche die Auflösung der Generalstaaten verkündeten, gedruckt. Von allen diesen Dingen erhielten Mitglieder der Nationalversammlung genaue Kunde; denn keiner der Fürsten des Hauses Bourbon und kein Vertrauter des Hofes war nicht von Mitgliedern des dritten Standes umgeben, die eifrige Anhänger der Ihrigen und der Nationalversammlung, nicht die geheimsten Verhandlungen erforscht und sie getreulich berichtet hätten.

Immer enger und enger zwar ward die Nationalversammlung von den Truppen umschloßen und wahrhaft belagert. Aber Gedanken an Furcht kamen nicht in die Herzen der Männer und Kämpfer der neuthümlichen Freiheit, und unter Kanonen und Bajonete gestellt sprach keiner ein Wort des Nachgebens

*) **Besenval: Mémoires II. pag. 359. in Versailles allein standen** zehntausend Deutsche und Schweizer, Kanonen auf allen öffentlichen Plätzen. **Rivarol: Mémoires pag. 35. 36.** Die Vorstädte von Paris waren stark besetzt, auf dem Marsfelde lagen sechstausend Soldaten. **Weber: Mémoires I. pag. 365.**

und der Verzagtheit aus. Sie fühlten sich stark durch das Bewußtsein, daß ganz Frankreich mit ihnen stehe, sie fühlten sich stark durch die Eintracht, die jetzt noch unter allen Parteien der Freiheit herrschte, sie wußten, daß in wahnwitziger Verblendung die Hofpartei machtlos einen Kampf begonnen und ihnen den Sieg im voraus gesichert habe; denn sie kannten die Stimmung des Volkes und wußten leicht zu berechnen, daß kaum dem unermeßlichen Paris allein die fremden Truppen gewachsen sein würden, sie wußten, daß Frankreich zu den Waffen greifen würde, wenn ein Attentat auf sie geschehe *). Zuletzt aber konnten sie auf den milden Sinn des Königs, auf seine Kraftlosigkeit und Unentschloßenheit zählen, welche die allzukühnen Plane der Hofpartei im Momente der Entscheidung noch hemmen und hindern würde. Indeßen nicht ruhig sahen sie in den Tagen schon, in denen die Truppen sich zusammenzogen, den Ausbruch des Kampfes entgegen. Boten gingen zu den französischen wie zu den fremden Truppen, um auch ihnen das Reich der Freiheit zu predigen, oder sie durch Gaben und Geschenke zu gewinnen für das Volk **). Und bald ward die Ueberzeugung gewonnen, daß ein guter Theil dieser Truppen nicht für den König und den Hof streiten werde. Das starke Regiment der französischen Garde, welches theils in Paris, theils in Versailles stand ward durch solche Künste dergestalt für die Sache der Freiheit gewonnen, daß selbst auf seine Unterstützung in dem Kriege gegen den König und gegen den Hof gerechnet werden konnte. Ueberhaupt waren damals alle französischen Truppen durch die Strenge einer von Saint-Germain noch dem Muster des preußischen Heeres eingeführten Disciplin, welche die Soldaten körperlichen Züchtigungen unterwarf, sehr bösen Geistes ***). Am feurigsten faßte die Infanterie das Reich der Freiheit auf, etwas treuer dem Königthume blieb lange die Reuterei. Zu dem Volke aber, in die Städte, auf die Dörfer gingen nicht minder geheime Boten: Adel und Klerus wolle auch nicht das Mindeste nachgegeben, nicht der gleichen Besteuerung sich unterwerfen, nicht ihre

*) Lameth: histoire de l'Assemblée constitiuante I. pag. 42.

**) Besenval: Mémoires II. g. 359.

***) Les coups de plats de sabre et toute la discipline du nord ont désespéré les soldats français. Rivarol: Mémoires pag. 76.

anderen verhaßten Rechte und Privilegien aufgeben; zersprengen, mit Gewalt zersprengen wolle der Hof die Freunde des Volkes, die Nationalversammlung. Und auch hier wirkten die Boten so schnell als unermeßlich; es ist ein Geist unter allen Franzosen, die nicht Klerus und nicht Adel sind *), und in der Bretagne, in welcher Provinz sich überhaupt unter dem dritten Stande der Freiheitssinn sich immer am kühnsten ausspricht, stehen vierzigtausend Männer bereit der Nationalversammlung zu Hülfe zu eilen **). Der unbesonnene Angriff des Hofes ist es, welcher die innigste Vereinigung aller Klassen des Volkes herbeizwingt, und schwerlich dürfte es bezweifelt werden können, daß, wenn es ihm gelungen sein sollte mit den fremden Bajonneten einen augenblicklichen Sieg in Paris und Versailles zu gewinnen und die Nationalversammlung auseinander zu sprengen, Aufruhr sich sofort durch das ganze Reich würde verbreitet haben, in dem der Thron den Untergang gefunden, und der Adel einem gräßlichen Schicksal nicht würde entgangen sein.

Aber während die Truppen sich noch zusammenziehen, sind auch in der Nationalversammlung selbst die Anstalten getroffen, welche das große Werk erleichtern sollen. Der zum Eintritt genöthigte Theil des Adels und des Klerus thut sein Möglichstes, damit diese Vereinigung nun bald als eine erzwungene und abgenöthigte betrachtet werden könne. Dazu werden weder kleine noch große, weder lächerliche noch ernste Mittel verabsäumt: bald laßen die Herübergezwungenen sich nicht auf den Sitzen nieder ***), damit sie dereinst sagen könnten, sie wären in der That nie vereiniget gewesen, bald erscheinen sie bei den Sitzungen gar nicht, oder nur langsam und zögernd, und wenn sie kommen, so nehmen sie doch wenigstens keinen Theil an den Unterhandlungen, erklärend, ihre Cahiers geböten ihnen nur in den besonderen Kammern zu debattiren, und sie müßten mindestens erst neue Aufträge von ihren Committenten einholen. Kaum aber gaben sie sich die Mühe, es der Nationalversammlung zu

*) **Mémoires de Ferrières I. pag. 76, 77.** die fürchterlichsten Gerüchte suchte man dabei in Umlauf zu bringen: Paris solle niedergebrannt, die Nationalversammlung in die Luft gesprengt werden. **Weber Mém. I. pag. 367.**

**) **Lameth: histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 287.**

***) **Bailly, Mémoires I. pag. 263.**

verhehlen, daß sie die alte Form der Generalstaaten niemals und unter keiner Bedingung aufzugeben entschloßen. Zumal die Minorität des Klerus kommt noch immerfort in ihrem besonderen Sitzungssaale zusammen und der ehemalige Präsident ihrer Kammer überreicht sogar (am 2. Juli) der Nationalversammlung eine Eingabe, daß der Klerus auf das Gebot des Königs nur gekommen sei, um eine gemeinsame Berathung über die königliche Declaration möglich zu machen, daß er übrigens nicht gesonnen sei das Recht seiner besonderen Sitzung, das Recht eine Kammer zu bilden, für immer aufzugeben *). Etwas vorsichtiger verfährt der Adel: doch auch ein Theil von ihm versammelt sich noch einigemal in seinem besondern Sitzungssaale, und legt hier wenigstens im Stillen eine Declaration ähnlichen Inhaltes (am 3. Juli) nieder. Auch in dieser wird die königliche Erklärung vom drei und zwanzigsten Juni als der alleinige Gegenstand betrachtet, zu dessen gemeinsamer Berathung der Adel gekommen, der sein Recht, eine besondere Kammer zu bilden, das ja in jener Erklärung eben aufs neue anerkannt und sanctionirt, für immer nicht aufgeben wolle und nicht werde **). Aus der steten Berufung auf diese königliche Erklärung geht unzweideutig hervor, daß zunächst die Nationalversammlung genöthiget werden sollte, diese anzunehmen. Man betrachtete jezt die Vereinigung der drei Stände nur als eine vorübergehende; wenn die Bajonnete alle zusammengekommen, sollte die alte Form der Generalstaaten wieder hergestellt werden. Zu der Annahme der königlichen Erklärung, hoffte man wohl, sollte die bloße Furcht treiben: aber im Voraus mochte man sich darauf freuen, daß ein Widerstand des dritten Standes nicht ausbleiben und dadurch die sofortige Auflösung der Nationalversammlung und die Bestrafung der Rebellen sich von selbst ergeben würde. Die heimliche Protestation des Adels und seine heimlichen Zusammenkünfte wurden in der Nationalversammlung bald bekannt. Sie faßte (am 8. Juli) den Schluß, daß weder Protestationen noch

*) Bailly: Mémoires II. pag. 271. 272.

**) Bailly: Mémoires I. pag. 282—284. Là, on protestait contre la réunion, on invoquait les mandats, on frappait de nullité les décrets de l'Assemblée nationale, on créait des prétextes à sa prochaine dissolution. Mémoires de Ferrières I. pag. 72.

das Schweigen einiger Mitglieder, die sich auf ihre Cahiers berufen, ihre Thätigkeit hemmen könnten.

Die Nationalversammlung hat decretirt, daß sie sich zur Erleichterung der Geschäfte in dreißig Bureaus formiren wolle, von denen jedes vierzig Mitglieder zählen sollte: auch ist beschloßen worden eine Comité für die Entwerfung einer Constitution zu errichten. Aber noch haben die Debatten nicht begonnen, die ganze Aufmerksamkeit der Nationalversammlung ist auf den Kampf mit der Hofpartei gerichtet. Sie eröffnet ihn zuerst. Mirabeau tritt auf (am 8. Juli): drohend zögen sich Truppen um das Heiligthum der Gesetzgebung zusammen, nicht um die Ruhe zu erhalten, die bereits vorhanden sei; niemals sei das Volk ruhiger gewesen, niemals habe es schweigender den Zeitpunct erwartet, wo seine Klagen gehört werden würden, als eben jetzt, wo seine Repräsentanten versammelt, sondern weil man den Despotismus zurückführen wolle. Der König selbst sei nicht eingeweiht in alle Pläne, mit denen die Freunde der Tyrannei gegen die Freiheit der Nationalversammlung sich trügen. Die Truppen könnten nur dienen den Geist des Aufruhrs erst unter das Volk zu bringen; dann würden die, welche den König zu so verderblichen Maßregeln gebracht, die ersten Opfer der Wuth des Volkes werden. Daher trage er auf die Abfassung einer Adresse an den König an, in der die sofortige Entfernung der Truppen begehrt werde *). Die Adresse ward dem König überreicht (am 9. Juli): sie war von Mirabeau selbst entworfen: eine glühende Beredsamkeit herrschte in ihr. Was, fragte die Nationalversammlung in ihr, wollen diese drohenden Maßregeln sagen, wo sind die Feinde, welche die fremden Truppen bekämpfen sollen? In der Nationalversammlung könnten sie doch nicht sein, die dem Himmel danke, daß er sie mit solch einem König beglückt habe. Niemand sei zu fürchten, als die Partei, die sich zwischen den König und das Volk drängen wolle. Das Volk aber sei ruhig; doch nur mit Liebe und Milde müße es geleitet werden; daher möge der König die Truppen entfernen, in deren Nähe die Nationalversammlung ihre Deliberationen nicht für frei erkennen könne. Darauf antwortete der König (am 10. Juli): nicht um die Freiheit der Berathungen der Na-

*) Bailly: Mémoires I. pag. 293. 294.

tionalversammlung zu stören, sondern allein, um den wilden Geist der Unruhe zu bändigen, der sich allenthalben und besonders in Paris zeige, wären die Truppen zusammengezogen worden: nur Bösgesinnte könnten die Nationalversammlung irre machen wollen über die Gesinnungen des Königs. Im Uebrigen könne sie, wenn sie in der Nähe der Truppen sich nicht frei erachte, die Sitzungen nach Noyon oder Soissons verlegen; und dann wolle er sich selbst nach Compiégne begeben *).

Indem der König in dieser Antwort auf den Geist der Unruhe hinwieß, der sich besonders in Paris offenbart, hatte er keinesweges Unrecht. Nach Paris waren ganze Haufen desperater Banden wahrscheinlich von denen, die es jetzt schon auf die democratische Republik abgesehen hatten, gezogen worden und zum Theil auch wohl von selbst gekommen, weil in dieser Zeit der Auflösung der gesellschaftlichen Bande die unermeßliche Hauptstadt einen schönen Tummelplatz zu Unthaten bot. Dazu ward die geringe Masse durch den eben herrschenden Mangel an Lebensmitteln, durch die Predigten der democratischen Freiheitsmänner in einem Zustande steter Aufregung erhalten, die sich schon Luft in frechen Thaten zu machen begann. So eben waren Soldaten des Regiments der französischen Garden, in Haft wegen Disciplinar-Vergehen gesetzt, von dem Volke als Märtyrer der Freiheit aus dem Gefängniß gerissen worden. Indeßen war es doch unverkennbar, daß so ungeheure Anstalten nicht allein wegen der Ruhe von Paris getroffen waren: auch lagen ja die Truppen nur zum geringeren Theil in Paris, zum größeren auf der Straße von Paris nach Versailles, sichtbar für den Zweck die Nationalversammlung von der Unterstützung der Hauptstadt abzuschneiden, wenn der Schlag geschehen sollte, und endlich in der Stadt Versailles selbst, wo keine Unruhe herrschte. Daher ward die Antwort des Königs mit kaum verhaltenem Unwillen von der Nationalversammlung aufgenommen. Nur in den König allein, rief Mirebeau, dürfe man Vertrauen setzen, nicht in sein Ministerium, nicht in seine Rathgeber. Die Worte flößten wohl Vertrauen ein, aber die Thaten heftiges Mißtrauen: darum dürfe man nicht aufhören, auf die Entfernung der Truppen zu dringen **). Indeßen ließ die Nationalversammlung die

*) Bailly: Mémoires II. pag. 310. 311.

**) Bailly: Mémoires I. pag. 312.

Sache doch vor der Hand ruhen. Aber das Mißtrauen gegen den König selbst stieg nun grimmig empor; kein Mensch glaubte, denn kein Mensch konnte es glauben, daß es nur um die Erhaltung der Ruhe von Paris zu thun sei. Der Vorschlag des Königs, die Nationalversammlung möge sich nach Noyon oder Soissons versetzen, schien darauf zu deuten, daß man sich die Möglichkeit schaffen wollte, sie noch enger von Truppen umschließen zu können. Kein Wort hatte Ludwig von der Declaration des drei und zwanzigsten Juni gesagt, und doch wußte man, daß sie der Nationalversammlung noch sollte aufgenöthiget werden. Man fühlte, der König vermeide von der Sache zu sprechen, weil die Maßregeln noch nicht alle zu Ende gebracht waren, man fühlte, er habe aufgehört offen zu handeln, und man wußte ihn nun ganz in den Händen der Hofpartei.

Ruhig indeßen setzte die Nationalversammlung, im Voraus des Sieges ihrer Sache gewiß, wenn es auch einen Augenblick gelingen sollte sie zu überwältigen, die Verhandlungen fort, die sie in den letzten Tagen begonnen hatte. Man hatte sich nun bereits über den Begriff „Constitution" verständiget. Mounier drückte die Ansichten der in der Nationalversammlung jetzt herrschenden Parteien aus indem er sagte (Sitz. v. 9. Jul.), daß eine solche die feste und unwandelbare Form einer Regierung sei, diese aber, wenn sie nicht von dem deutlich ausgesprochenen Willen einer Nation ausgefloßen, gebe immer keine wahre Constitution: es sei dann nur eine Regierung de facto vorhanden. Aus diesen Begriffen folgerte nun Mounier weiter, daß Frankreich bis jetzt keine Constitution gehabt habe, sondern nur einige Fundamentalgesetze, wie die Monarchie, die Erblichkeit des Thrones, die Zustimmung der Nation zu den Abgaben. Die neue Constitution der Franzosen sollte, Mouniers Vorschlag zu Folge, mit einer Erklärung der Rechte der Nation beginnen, an welche sich eine Erklärung der Rechte ihres Königs anschließen müße. Er erklärte das Repräsentativsystem für unerläßlich; das Gesetz müße von den Repräsentanten und von dem König ausfließen; die Administration von Provinzial- und Municipalversammlungen geleitet werden. Die Erklärung der Rechte des Menschen wollte Mounier zwar an die Spitze der Constitution gestellt wissen; aber er wollte nicht, daß sie ohne die Constitution bekannt ge-

macht würde, weil das Volk, wenn es nicht zugleich das Gebäude sähe, das auf diesen abstracten und philosophischen Ideen erbaut, leicht einen furchtbaren Mißbrauch mit ihr treiben könne. Mounier gehörte zu den Freunden der englischen Verfassung, welche die Revolution weit früher als die Democraten stillstehen zu laßen gedachten: es bedurfte daher für sie, weil sie die Gegner nicht auf das Aeußerste treiben wollten, auch nicht so heftiger Aufregung des Volkes. Noch schlummerte die Zwietracht zwischen den Englischen und den Democraten; alle Gemüther waren auf den Ausgang des gemeinsamen Kampfes gegen den Hof gerichtet. Die Democraten ließen also jetzt Mounier ruhig reden. Als aber der Sieg gegen den Hof gewonnen, setzten sie es durch, daß die Erklärung der Rechte des Menschen allein erschien und sofort unter das Volk gebracht wurde; denn sie brauchten für ihre Zwecke, was auch diese Erklärung mit bewirken half, eine Aufregung der großen Masse. Ferner widerrieth in dieser Sitzung Mounier die Entwerfung der Constitution einer **Comité** anzuvertrauen, und einen von ihr entworfenen Plan etwa in einigen Sitzungen der Nationalversammlung zu debattiren, weil dann das Schicksal von fünf und zwanzig Millionen Menschen wie dem Spiele des Zufalls überantwortet sein würde; sondern rieth die Constitutionsartikel unter mehrere Bureaus zu vertheilen, und durch eine **comité de correspondance** die Einheit der Principien und des Ganzen zu erhalten *). Am folgenden Tage ward die **comité des Finances** errichtet.

Während aber die Nationalversammlung sich so den Anschein fast nur gab, als wolle sie sich mit dem Constitutionswerke beschäftigen; als beachte sie die drohende Stellung des Hofes weiter nicht, herrschte in Paris die heftigste Aufregung, je näher die Truppen an die Hauptstadt heranzogen und je mehr ihre Zahl stieg. Die Wähler der sechszig Districte von Paris, obwohl ihr Geschäft, die Wahl der Deputirten der Stadt Paris für die Nationalversammlung, längst geschloßen, pflegten sich doch immer noch zu versammeln; denn die Neigung nach dem Vorbilde Englands Klubs und Vereine zu bilden, hatte unter den Franzosen mit reißender Schnelle überhand genommen **). Am

*) **Bailly: Mémoires I. pag. 305—307.**

**) Sie hatten schon am zehnten Mai beschloßen, ihre Versammlungen fortzusetzen so lange die Generalstaaten dauren würden. **Mémoires de Dusaulx**

Abend des zehnten Juli, als die Truppen das Marsfeld und andere Umgebungen von Paris bereits stark besetzt hatten, kamen die Wähler von Paris wiederum auf dem Stadthause zusammen. **Bancal des Issarts** rief: „Bajonnete, das Banner des Despotismus und des Todes, sei gegen die Repräsentanten der Nation und die Hauptstadt gerichtet: nur zwischen zwei Dingen scheine noch die Wahl geblieben, zwischen dem Bürgerkriege und dem Joche der Knechtschaft. Der Herr von Bonneville schlug darauf den Wählern der Stadt vor, sich sofort als Commune von Paris zu constituiren, die Municipalitätsbeamteten der Stadt provisorisch zu bestätigen und sie zu den Sitzungen der Commune zu berufen, die Districte zu versammeln, und die Commune noch mit einem Repräsentanten aus jedem District zu vermehren. Auch von Errichtung einer Nationalgarde der Stadt Paris ward gesprochen *). Indeßen wurden definitive Beschlüße nicht gefaßt: man begnügte sich Commissaire zu ernennen, welche die geschehenen Anträge prüfen sollten. Am folgenden Tage versammelten sich die Wähler abermals und beschloßen, auf den Bericht ihrer Kommission, sich vor der Hand noch nicht als Commune von Paris zu constituiren. Indeßen wird eine Deputation an die Nationalversammlung beschloßen: die Nähe der Truppen habe heftige Unruhe in der Stadt hervorgebracht, das einzige Mittel die Ruhe aufrecht zu erhalten, sei die Errichtung einer Nationalgarde. Die Wähler von Paris bäten die Nationalversammlung ihrer Stadt sofort diese zu schaffen. Der Krieg zwischen dem König und der Nation ist vorhanden **): nicht von dem König, sondern von der Nationalversammlung begehren die Wähler von Paris die Nationalgarde; sie erkennen also kaum mehr an, daß eine königliche Autorität in dem Reiche vorhanden ist; nicht sowohl um die Ruhe der Stadt aufrecht zu erhalten, als vielmehr, um den Kampf gegen des Königs Heer führen zu können, begehren sie die Nationalgarde.

Aber noch an dem Abend dieses Tages ließ der Hof den entscheidenden Schlag fallen. Der Minister Necker, dem man schon

**pag. 268.** sie hätten diesen Schluß gefaßt: **bien persuadés que de vrais citoyens ont toujours le droit se sauver la patrie.**

***) Bailly: Mémoires I. pag. 317. 318.**

****) Bailly: Mémoires I. pag. 319. 320.**

seit einiger Zeit alle Pläne und Anstalten möglichst zu verheimlichen gesucht, empfing einen Brief des Königs, in welchem ihm geboten ward das Reich auf der Stelle zu verlassen *). Er that es sofort und reiste auf der Stelle auf der Straße nach Brüssel ab. Mit ihm fiel das ganze Ministerium **). Es ward sofort neu gebildet aus lauter dem Volke tiefverhaßten Männern, deren dem Despotismus geneigte Gesinnungen hinlänglich bekannt waren. **Lagalasière** ward Finanzminister, der Herzog von **La Vauguyon** Minister der auswärtigen Angelegenheiten, **Foulon** Kriegsminister, der Herr von **Breteuil**, der an demselben Morgen erst in Versailles angekommen war, empfing das Departement von Paris ***). Er war zum Principalminister bestimmt; aber seine förmliche Ernennnng dazu ist nicht erfolgt, indem schon in den Ereignissen der folgenden Tage das neue Ministerium seinen Untergang fand. Offen trat es nun hervor, nicht die Aufrechterhaltung der Ruhe war der Zweck der drohenden Truppenbewegung gewesen; ein entscheidender Schlag auf die Nationalversammlung sollte geschehen. Breteuil soll in die vorhandenen Streitmittel des Königs gleich anfangs großes Mißtrauen gesetzt und zur Ausführung der Pläne des Hofes hunderttausend Mann und hundert Millionen verlangt haben. Die letzteren wenigstens will man ihm verschaffen: im geheimen Conseil des Königs wird die Schöpfung eines Papiergeldes in dieser Summe beschloßen †).

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, verbreitete sich die Nachricht von des volksbefreundeten Ministers Entlassung, die zugleich verkündete, daß der Hof nun den entscheidenden Schlag auf die Nationalversammlung werde fallen laßen. In der Ungewißheit über die wahren Absichten des Hofes drängen sich die furchtbarsten Vorstellungen über die Zukunft in die Gemüther. Bewegung herrscht in der ganzen Stadt und unter allen Klassen der Bewohner. Im Palais-Royal ist die Aufregung am heftigsten, die Haufen am zahlreichsten. Camille-

*) Necker: de la révolution II. pag. 5.

**) Montmorin, Lalucerne, Saint-Priest, Puiségur traten gleichzeitig aus. Bailly: Mémoires I. pag. 333.

***) Weber: Mémoires I. pag. 367.

†) Bailly: Mémoires I. pag. 325. Mémoires de Ferrières I. pag.

Desmoulins, ein junger Advocat, ruft: den Patrioten stehe eine Bartholomäusnacht bevor, die Schweizer und die Deutschen würden vom Marsfelde in die Stadt brechen, und Alles ermorden; es sei die höchste Zeit zu den Waffen zu eilen. Darauf stürmen die Haufen fort, der eine hier- der andere dorthin; die Schauspielhäuser werden geschloßen, die Barrieren angezündet und die Beamteten verjagt, welche die Eingangszölle erheben. Ein zahlreicher Haufe holt Neckers und des Herzogs von Orleans Büste; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, auch er sei vom Hofe verbannt worden. Die bekränzten Büsten werden in den Straßen herumgetragen und die Haufen sollen dabei gerufen haben, Orleans solle König sein und Necker sein Minister *). Auf dem Platze Vendôme findet der Haufe Detaschements des Reuterregiments Royal-allemand und royal-lorraine von dem Prinzen von Lambese befehliget. Hier greift entweder das Volk die Truppen oder die Truppen das Volk an; denn jede Partei berichtet die Ereigniße so, daß die Schuld des Anfanges auf die Gegner fallen soll. Das Volk wird mit leichter Mühe zerstreut. Aber Soldaten der französischen Garde brachen aus ihren Kasernen und gaben Feuer auf das Detaschement von Royal-allemand. Der Prinz von Lambese zieht sich in den Garten der Tuillerien zurück und fällt mit dem Säbel in der Hand über friedliche Spaziergänger her. Unterdeßen werden auf dem Platze Ludwigs des Fünfzehnten mehrere Truppenabtheilungen und Kanonen aufgestellt. Sie sind unterweges auf allen Seiten von dem Volke angefallen worden. Aber die Truppen haben Befehl erhalten, keinen Tropfen Blut zu vergießen **). Nicht einen nutzlosen Kampf mit der Stadt Paris wollte der Hof, sondern die Demüthigung der Nationalversammlung. Indeßen hat in Paris doch nun der Kampf begonnen. Die wüthenden Haufen stürmen nach dem Stadthause, wo einige der Wähler von Paris versammelt sind, Waffen, das Läuten der Sturmglocke begehrend, und die Einberufung der Districte. Die Wähler laßen alle Waffen austheilen, welche vorhanden sind, beschließen die Berufung der Districte, senden aber auch aus ihrem Schooße Deputirte in der Stadt herum um im Namen

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 100.

**) Besenval: Mémoires II. pag. 363.

des Vaterlandes von weiteren Gewaltthaten abzumahnen. Aber die Aufregung ist zu heftig; sie wird gesteigert durch den Einbruch der Nacht: bewaffnete Haufen aus dem gemeinsten Gesindel durchstürmen die Stadt; hier werden Kaufläden geplündert, dort die Einnahme-Bureaus an den Barrieren in Brand gesteckt. Man läutete die Sturmglocke, man errichtete Barricaden: die französischen Garden lieferten ihre Kanonen dem bewaffneten Volke aus *). Der Marquis de Besenval, welcher die Truppen befehligte, die in Paris standen, sieht, wie nicht ohne Erfolge versucht ward sie zur Volkspartei zu ziehen; und obwohl in der Nacht noch ein Reuterregiment aus der Normandie angekommen ist, wagt er doch nicht die Stadt zu behaupten und zieht sich um ein Uhr des Morgens auf das Marsfeld zurück, wo drei Schweizerregimenter und mehrere Abtheilungen Reuterei lagen **).

Er war von dem Minister Broglio ohne allen Befehl geblieben. Stimmen der Hofpartei zeihen ihn unverzeihlicher Feigheit bei diesen Vorgängen ***). An diesem Tage waren, obwohl es ein Sonntag war, viele Deputirte in dem Sitzungssaale zusammengekommen. Es ward vorgeschlagen über die Entlassung Neckers zu deliberiren. Aber es hatten sich für eine ordentliche Sitzung doch zu wenige Mitglieder eingefunden, der Präsident war nicht anwesend, und auf die Bemerkung des Abbé Gregoire, daß die Sitzung erst für den folgenden Tag angesagt sei, zerstreuten sich die Deputirten voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden †). Am folgenden Tage (13. Juli) aber gewann der Aufstand von Paris eine feste Gestalt. Die Nacht war unter wildem Schrecken verlaufen, die Bürger fürchteten auf der einen Seite, von dem bewaffneten Pöbel geplündert zu werden, auf der anderen, das königliche Heer zu blutiger Rache in die Stadt kommen zu sehen. Furchtbar tobte das Volk nach Waffen. Die Wähler von Paris waren die einzige Behörde, welche in dieser Unordnung noch anerkannt ward. Sie

*) Weber: Mémoires II. pag. 370.

**) Besenval: Mémoires II. pag. 363.

***) Weber: Mémoires I. pag. 372.

†) Mémoires Ferrières I. pag. 103.

hatten eine permanente Comité auf dem Stadthause errichtet, die noch durch Deputirte der Sectionen von Paris verstärkt werden sollte, welches noch im Laufe dieses Tages geschah. Hauptabsicht dieser Comité war, die Waffen dem Pöbel zu entwinden und sie in die Hände der Bürger zu bringen. Um zwei Uhr war der Entwurf zur Errichtung der Nationalgarde fertig und ward sofort den sechszig Districten bekannt gemacht: sie sollte aus sechszig Bataillonen in sechszehn Legionen unter zwei Oberbefehlshabern getheilt werden: eine Cocarde von Roth und Blau, den Farben der Stadt Paris, sollte ihr Zeichen sein. Den Oberbefehl erhielt interimistisch der Marquis de la Salle *). Die versammelten Districte der Bürger, von einem Geiste beseelt, zu siegen oder unterzugehen, gehorsamten schnell. Die Nationalgarde bildete sich mit reißender Schnelligkeit. Aber es fehlte an Waffen, und es gelang nicht den Pöbel vollständig zu entwaffnen. Die permanente Comité gebot die eilige Anfertigung von Lanzen **). Die Bewaffnung der Nationalgarde vervollständigte sich. Das ganze Regiment der französischen Garden sendete eine Deputation an die permanente Comité, und erbot sich Theil an der Vertheidigung der Stadt und der Freiheit zu nehmen. Die Stadtwache von Paris zu Pferde kam mit gleichem Anerbieten entgegen. Zwar verbreitete sich an diesem Tage das Gerücht, die Truppen ständen auf dem Puncte in die Stadt einzubrechen; aber es blieb alles ruhig ***). Wären sie gekommen, so würde der furchtbarste Kampf sich entsponnen haben und heute war es zu spät mit den fremden Regimentern; denn auf die französischen war wohl kaum mehr zu zählen, die Stadt zu überwältigen. Indeßen ein Angriff auf Paris lag gar nicht in den Plänen des Hofes und konnte auch zu nichts frommen. Die Truppen waren ja nur zusammengezogen, um die Nationalversammlung zum Gehorsam gegen den König zu nöthigen. Aber der Aufstand von Paris vernichtete die Pläne des Hofes; denn man erkannte durch ihn, was man

*) Bailly: Mémofres I. pag. 348. 354.

**) Binnen 36 Stunden wurden 50000 Lanzen verfertiget. Mémoires de Dusaulx: pag. 284.

***) Mémoires de Dusaulx pag. 280.

bei dem Entwurfe zu bewahren vergeßen, daß ganz Frankreich mit der Nationalversammlung stehe *).

Je drohender nun für die Sache des Königthumes die Dinge in Paris sich gestalteten, desto kühner erhob die Nationalversammlung ihr Haupt. Doch unverzagt schon zeigte sie sich in der Morgensitzung dieses Tages, da die Nachricht von der Errichtung der Nationalgarde, welche zugleich eine Bürgschaft war, daß Paris allein den Kampf gegen die fremden Truppen bestehen könne, noch nicht angekommen war. Und wie man immer über das politische Streben der Nationalversammlung urtheilen möge, erkennen muß man, daß an diesem Tage der Geist der Senatoren Roms in seinen beßeren Tagen hier waltete **). Was sie als ihr Ziel sich gesetzt, das war sie auch entschloßen hinauszuführen und sollte der Tod das Ende sein. Am Anfange der Sitzung herrschte gewaltige Aufregung unter den Freunden der Freiheit: in ihren Mienen war wohl Besorgniß, aber keine Bangigkeit und Furcht, bei den meisten kaum verhaltener Ingrimm zu lesen. Die Mienen aber der Freunde der Hofpartei sagten Triumph; denn nichts glaubten sie sicherer, als daß die Nationalversammlung von den kriegerischen Anstalten des Hofes darniedergebeugt, eilen würde die königliche Declaration anzunehmen, und daß dann alle Dinge wieder in das alte Gleis zurück kehren würden ***). Aber unter den Freunden der Freiheit, deren verschiedene Nuancen und Parteiungen an diesem Tage mit der größten Eintracht handelten, ward nicht allein kein Entschluß der Verzagtheit laut, sondern von Stunde zu Stunde stieg ihre Kühnheit. Sie sahen die Stadt Paris zu ihrer Unterstützung bereit, sie rechneten den Mitteln des Hofes nach und sie begannen den Kampf. Zuerst nahm Mounier wieder die Rednerbühne ein: Zwar müße die Nationalversammlung anerkennen, daß der König die Gewalt habe sein Ministerium zu bilden, wie er wolle: aber das müße sie heute ihm sagen, daß die Entlaßenen nur das Vertrauen der Nation beseßen, daß die neuen es nicht gewinnen würden; das müße sie heute ihm

*) La postérité aura peine à croire tout ce qu'a fait le gouvernement et tout ce qu'il n'a pas fait. Il y a eu comme un concert de bêtises dans le conseil. Rivarol: Mémoires pag. 78.

**) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 55.

***) Mémoires de Ferrières I. pag. 104.

sagen, daß durch die drohende Stellung der Truppen Mißtrauen und Haß hervorgerufen, dem Bürgerkriege der Weg eröffnet werde; das müße sie heute ihm sagen, daß sie überzeugt sei, die Constitution solle wieder vernichtet werden im Augenblicke ihrer Geburt. Darauf sprachen Target und der Graf Lally Tolendal für dieselbe Ansicht, daß unverzüglich eine Deputation an den König gesendet werden müße; der Graf von Virieu trug darauf an, daß die kühnen Schlüße, durch welche die Nationalversammlung früher dem Willen des Königs entgegengetreten, nun von allen Mitgliedern noch einmal beschworen werden sollten. Und so groß war der Enthusiasmus, der sich für diesen Antrag zeigte, daß selbst die herübergenöthigte Minorität des Klerus und die Majorität des Adels den Schwur zu leisten sich genöthiget sahen: Dabei rief der Graf Clermont-Tonnerre „ja die Constitution wird vollendet werden oder wir gehen unter." Der Arzt Guillotin las noch die Adresse der Wähler von Paris, in der sie um Genehmigung für Errichtung der Nationalgarde baten, vor, und die Nationalversammlung decretirte: eine Deputation solle sich sofort zu dem Könige verfügen, ihm die Gefahren der Hauptstadt und des Königreiches, die Nothwendigkeit des Zurückziehens der Truppen und der Errichtung der Nationalgarde von Paris schildern: dann wolle die Nationalversammlung eine Deputation nach Paris senden und für Wiederherstellung der Ruhe sorgen *). Der Präsident der Nationalversammlung, der Erzbischof von Vienne, verfügte sich an der Spitze einer Deputation zu dem König. Diese Antwort aber gab König Ludwig: er habe der Nationalversammlung bereits zu erkennen gegeben, zu welchen außerordentlichen Maßregeln ihn die in Paris herrschende Aufregung genöthiget: er allein habe darüber zu beschließen und er könne und werde nichts ändern in seinem Entschluße: eine Nationalgarde könne die Ruhe von Paris nicht aufrecht erhalten, eine Deputation der Versammlung nach Paris sei unnöthig; sie möge nur eilen hier in Versailles ihr Werk zu vollenden **). In dem Augenblicke wo diese Antwort gegeben ward, war also der Hof noch entschlossen gewaltsam einzuschreiten. Aber Zweifel und Ungewißheit mag schon der Gemüther sich be-

*) Bailly: Mémoires I. pag. 333 – 338.

**) Bailly: Mémoires I. pag. 339.

mächiget haben. Alle Berechnungen hatten getäuscht, die Nationalversammlung war durch die Nähe der fremden Truppen nicht erschüttert worden; Niemand hatte bei der großen Aufregung, die in ihr herrschte, auch nur wagen dürfen in Vorschlag zu bringen, daß man noch über die königliche Declaration vom drei und zwanzigsten Juni berathe. In dem empörten Paris war der Nationalversammlung ein furchtbarer Bundesgenosse aufgestanden, und der Hof fängt nun an zu fühlen, daß er sich abermals in einen Kampf verwickelt, ohne die Kraft zu besitzen, ihn zu führen. In der Rathlosigkeit, die aus diesen Verhältnissen entspringt, läßt man die Truppen ruhig vor den Barrieren von Paris stehen. Aber mit der niederschlagenden und auf eine bevorstehende Gefahr deutenden Antwort des Königs erhält die Nationalversammlung auch den Bericht von der steigenden Kraft des Aufruhrs in Paris. Sie fühlt sich nun dem Hofe gegenüber von Stunde zu Stunde kräftiger, und auf den Antrag des Marquis de la Fayette, Targets und Gleizens decretirt sie: daß Necker und die übrigen entlaßenen Minister das Bedauren der Nation mit sich nähmen, daß sie nicht aufhören würde, den König um die Entfernung der Truppen und um die Errichtung einer Nationalgarde anzugehen, daß sie zwischen dem König und sich kein Zwischenglied anerkenne, daß die Minister und alle Behörden für verantwortlich erklärt würden für jedes Attentat, das auf die Rechte der Nation, gegen die Decrete der Nationalversammlung unternommen werden könnte, daß die jetzigen Minister und Rathgeber des Königs insbesondere, von welchem Rang sie immer auch sein möchten, persönlich verantwortlich für alles Unglück wären, das aus ihren Rathschlägen entspringen könnte, daß das infame Wort „Staatsbankerutt" niemals ausgesprochen werden dürfte, zuletzt, daß alle ihre früheren Beschlüße, namentlich die vom 17. 20. und 23. Juni, in voller Kraft blieben *)

Das Gefühl der ganzen Ueberlegenheit, in welche die Nationalversammlung sich durch den Gang der Ereignisse gesetzt sah, sprach sich deutlich in diesen Schlüßen aus. Sie waren mit Feinheit auf die Verhältniße berechnet: den Ministern, der Königin, den Prinzen des Hauses, die zweifelsohne unter den Rathgebern des Königs verstanden waren, ward mit persönlicher Ge-

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 120. Bailly: Mémoires I. pag. 340—342.

fahr gedroht, wenn sie der Volkspartei widerstrebten, und die Drohung im Angesicht der für die Nationalversammlung und gegen den Hof bewaffneten Hauptstadt, in der jetzt der zügellose und zu allem zu bringende Pöbel, ebensogut wie die Bürger, unter den Waffen stand, ausgesprochen. Auch dieses Decret ward dem König noch durch den Erzbischof von Vienne überbracht, und Ludwig entgegnete nur kurz: daß er dessen Inhalt prüfen werde *). So unglückselige Zustände, zunächst aber doch immer die Unbesonnenheit der Hofpartei, hatten den Ausbruch eines Krieges zwischen der Nation und dem König herbeigeführt: das grimmige Mißtrauen gegen den Hof, das durch denselben erzeugt ward, machte in und außer der Nationalversammlung denen leichtes Spiel, welchen es jetzt schon darum zu thun war, den ganzen Bau des Königthumes zu unterhölen. Bailly zweifelt nicht daran, daß die republicanische Partei jetzt schon im Geheimen thätig war. Sie arbeitet allenthalben, die Pläne des Hofes so zu schildern, daß die größte Erbitterung hervorgerufen werden mußte; sie sagte jetzt: in der bevorstehenden Nacht wollte der Hof einen entscheidenden Schlag fallen laßen, der Sitzungssaal sollte geschloßen und von Truppen besetzt werden, eine große Anzahl Deputirter würden in der Nacht ergriffen werden **). Die Nationalversammlung glaubte sich auf alle Fälle bereiten zu müßen: sie erklärte ihre Sitzungen für permanent. Ein Theil der Deputirten blieb unter dem Vicepräsidenten La Fayette die Nacht über in dem Saale. So brach der verhängnißvolle Tag des 14. Juli an, an dessen Morgen die Nationalversammlung in Erwartung, wie die Dinge sich in Paris gestalten würden, die Errichtung einer Comité für die Constitution von acht Mitgliedern beschloß. Aber die Aufmerksamkeit konnte nicht auf solche Dinge gefesselt werden, die Bewegung der Gemüther und die Spannung auf den Ausgang war zu groß. Die Nationalversammlung hörte bis Abends fünf Uhr auf zu debattiren. Ein Gerücht jagte in Versailles das andere: bald sollte das Pariser Volk schon gegen die Stadt heranziehen und man wollte den Donner der Kanonen hören, die ihm den Uebergang über die

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 121.

**) Bailly Mémoires I. pag. 342. Mémoires de Ferrières I. pag. 122. 131.

Sevre wehrten, bald hieß es, der König würde abreisen, und die Nationalversammlung sollte den fremden Truppen Preis gegeben werden. Nicht ohne Besorgniß gewahrte sie, wie die Gardes du Corps gerüstet standen, der Graf von Artois und die Gräfin von Polignac Offizire und Gemeine der fremden Regimenter zu gewinnen suchten *). Die Nacht war in Paris unter der Angst und dem Schrecken verlaufen; welches unter solchen Verhältnißen natürlich. Die bewaffneten Pöbelbanden flößten den Bürgern heftige Angst ein: jedes Haus barricadirte sich in der Nacht. Mit der Frühe des Tages aber, als die Furcht einer Plünderung durch den bewaffneten Pöbel verschwand, war Paris wieder einig; Greise und Kinder selbst hatten zu den Waffen gegriffen. Die Gefahr verminderte sich von Stunde zu Stunde. Die fremden und die französischen Truppen, die auf dem Marsfelde und sonst in der Nähe der Stadt standen, fingen an ihre Fahnen zu verlaßen und sich mit dem bewaffneten Volke zu vereinigen **). Da indeßen noch immer die Furcht vor einen Angriff der königlichen Armee auf die Stadt die Gemüther quälte, und die Angst sogar einmal das Gerücht verbreitete, daß die Truppen schon in der Vorstadt Saint-Denis eingebrochen wären und Alles massacrirten, gab die permanente Comité Befehl, die Straßen zu entpflastern, Gräben zu ziehen und Barricaden zu errichten. In den Vorstädten wurden starke Posten Nationalgarde und Abtheilungen des Regiments der französischen Gardes aufgestellt. Die permanente Comité faßte jetzt auch einen Schluß, welcher die thatsächliche Empörung gegen den König so gut als möglich beschönigen sollte „der König habe gesagt, die Truppen wären nur um Paris zusammengezogen worden, um die Ruhe zu erhalten, drängen diese nun aber in die Stadt, so würde nicht nur die Ruhe nicht erhalten, sondern gräßliches Blutvergießen hervorgebracht werden. Also könne die permanente Comité dem König keinen größeren Beweis der Treue und Ergebenheit in seinen Willen ablegen, als wenn sie gegen einen verbrecherischen Angriff rechtmäßigen Widerstand gebiete ***). Indeßen flößte das mitten in Paris gelegene und als Staats-

*) Bailly Mémoires I. pag. 360. 361.

**) C'est ce que l'on appelait désertion et nous patriotisme. Mémoires de Dusaulx pag. 291.

***) Bailly Mémoires I. pag. 371.

gefängniß benutzte Schloß der Bastille der permanenten Comité, wie dem Volke von Paris, schwere Besorgniße ein. Sie war zwar nur von zwei Compagnien Invaliden besetzt, die jüngst durch funfzig Schweizer verstärkt worden waren, aber ihre Kanonen waren auf die Stadt gerichtet und wenn noch ein Angriff der königlichen Truppen von Außen her erfolgte, so konnte durch die Kanonen der Bastille gleichzeitig Verwirrung in dem Innern erregt werden. Volk und permanente Comité wünschten daher die Bastille in ihre Gewalt zu bekommen.

Der Gouverneur der Bastille, der Herr von Launay, und die permanente Comité waren am Morgen dieses Tages schon in Unterhandlungen getreten. Die Comité verlangte von ihm, daß er die Kanonen zurückziehen und überhaupt keine Feindseligkeiten gegen die Stadt üben möchte, dagegen sollte auch das Volk von einem Angriffe auf das Schloß abgehalten werden. In unermeßlicher Anzahl umgab schon die Menge das Schloß, brennend vor Verlangen die Bastille zu vernichten. Launay verspricht auf die erste Botschaft der Comité, wenn er nicht angegriffen würde, auch nicht Feuer auf die Stadt und das Volk geben zu laßen. Aber kaum war diese Botschaft auf das Stadthaus zurückgekommen, als sich auch zwischen der Besatzung der Bastille und dem Volke der Kampf entspann. Wie gewöhnlich giebt jede Partei der anderen Schuld den Angriff begonnen zu haben. Es scheint aber, er begann von dem Volke, das in Wuth gesetzt ward durch die falsche Nachricht, Launay habe Bürger in den Hof der Bastille gelockt unter dem Vorwand ihnen Waffen auszuliefern, und sie niederhauen laßen. Als der Kampf einmal begonnen, können zwei abermalige Botschaften der permanenten Comité durch das wüthende Volk nicht mehr bis zum Schloße gelangen. Die Bastille von den benachbarten Häusern mit Geschütz, von dem bewaffneten Volke, von den französischen Garden beschoßen, konnte sich nicht lange behaupten. Launay capitulirte und ließ die Brücken herunter. Aber von der Capitulation hatten nur die zunächst Kämpfenden gehört, und der Pöbel von Paris wollte nichts von Gnade und Erbarmen wissen. Launay ward ermordet, Desolmes-Salibrai, der Major der Bastille, und viele Invaliden der Besatzung. An diesem Tage ward das Invalidenhaus geplündert, aus dem man viele Waffen entnahm und der Vorsteher der Kaufmannschaft

(prevôt des marchands) Fleſſelles, der Präſident der permanenten Comité, erſchoßen. Das Volk hatte ihn im Verdacht des Einverſtändnißes mit dem König. Gegen vier Uhr des Nachmittags war die Baſtille genommen worden. Das Volk von Paris und die permanente Comité war noch immer nicht ohne Beſorgniſſe eines Angriffes von Seiten der königlichen Truppen: man erneuerte die Anſtalten zur Vertheidigung der Stadt, ganz Paris verwandelte ſich in ein Lager: nur mit dem furchtbarſten Kampfe würde die Stadt noch zu bezwingen geweſen ſein; denn die Thaten, welche verübt worden waren, ließen den Bewohnern der Stadt, im Falle einer Niederlage, natürlich nur Schreckliches fürchten. Daher ſuchte die permanente Comité nun in enge Verbindung mit ihrer natürlichen Bundesgenoſſin, der Nationalverſammlung zu kommen und ſendete, nachdem die Baſtille gefallen, eine Botſchaft nach Verſailles, damit die Verſammlung zwiſchen den König und die Stadt vermittelnd treten möchte *).

Die Nationalverſammlung war an dieſem Tage noch immer bewegt von bangen Erwartungen. Die gefürchtete Nacht vom dreizehnten auf den vierzehnten Juli war vorübergegangen ohne daß der Hof den Schlag gethan, der gefürchtet worden war, ohne daß die Truppen auch nur die geringſte Bewegung gegen die Nationalverſammlung gemacht. Aber für die nächſte Nacht erfüllte nicht mindere Beſorgniß die Gemüther: man wollte wiſſen, in dieſer würde nun der entſcheidende Angriff auf Paris erfolgen, würden die patriotiſchen Glieder der Nationalverſammlung dem Schooße derſelben entriſſen werden, würde die königliche Declaration erſt der Verſammlung, und wenn dieſe ſie anzunehmen weigere, dem Parlament zur Annahme vorgelegt, darauf aber die Nationalverſammlung aufgelöſt werden. Vierzigtauſend Proclamationen, wollte man wiſſen, die den Franzoſen dieſes Ereigniß verkünden ſollten, wären ſchon gedruckt und an die Intendanten verſendet **). Was die Pläne des Hofes geweſen ſind in dieſen entſcheidenden Stunden, das iſt mit dem Schleier eines Geheimnißes, der nicht gelüftet werden kann, verhüllt. Es geſchieht aber von dem Hofe gar nichts mehr und ruhig ſcheint er dem ſelbſtbereiteten Untergang entgegen zu gehen.

*) Dusaulx Mémoires 293 — 307. Bailly Mémoires I. 375 — 390.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 131.

Die Nationalversammlung hatte auf Mirabeaus Antrag eine neue Botschaft an den König beschloßen, daß er die Truppen entfernen solle, als die Nachricht einlief, daß der Kampf vor der Bastille beginne. Die Antwort des Königs beweist, daß der Hof den Gedanken den Aufstand von Paris niederzukämpfen, aufgegeben hatte, der in der That schon viel zu furchtbar emporgewachsen war, als daß er mit den Mitteln, die dem König in diesem Augenblicke zu Gebote standen, hätte besiegt werden können. Diese Antwort lautete: er habe die Municipalitätsbeamteten von Paris zu sich beschieden, um über die Wiederherstellung der Ruhe der Stadt mit ihnen zu berathen, er habe geboten, daß an die Spitze der neuerrichteten Nationalgarde, um ihrem Eifer die rechte Richtung zu geben, Generale sich stellen sollten, und er habe Befehle ertheilt, daß die Truppen vom Marsfelde sich zurückziehen sollten *). Aber noch ehe diese Antwort des Königs in der Nationalversammlung eintraf, war in derselben die Botschaft der permanenten Comité von Paris eingelaufen, in welcher die Nationalversammlung das Siegel des Bundes mit Paris erblickte. Durch diesen ward sie gegen den König kühner und schon riefen Stimmen: man müße die Minister und besonders den Marschall Broglio zur Verantwortung vor die Schranken der Nationalversammlung laden. Die Deputation ward mit der Versicherung entlassen, daß am nächsten Morgen die Nationalversammlung auch darauf dringen werde, daß die Truppen vollständig zurückgezogen würden. Dabei gab der Marquis de la Fayette der pariser Deputation zu bedenken, daß sie großes Mißtrauen in die Generale setzen müße, die der Hof an die Spitze der Nationalgarde stellen wolle. Aber weder auf das Stadthaus von Paris ist ein Befehl des Königs gelangt, der die Municipalitätsbeamteten zur Berathung nach Versailles eingeladen, noch ist ein Befehl wegen des Commandos der Nationalgarde von dem Hofe bekannt gemacht worden **).

In der Nacht von dem vierzehnten auf den funfzehnten Juli kommt ein Bote des Grafen von Artois zu Bailly, dem einstmaligen Präsidenten der Nationalversammlung und läßt sich von ihm das Project zu einer versöhnenden Rede entwerfen,

*) Bailly Mémoires I. pag. 366.

**) Bailly Mémoires I. pag. 367.

mit welcher der König am kommenden Tage in die Nationalversammlung treten wollte. In dieser Nacht sollen einige Minister noch der Meinung gewesen sein, daß die Gewalt angewendet werden müßte. Wenn sie es riethen, so kannten sie die Lage der Dinge und die Gesinnung der Truppen nicht. Am folgenden Tage gingen bereits ganze Regimenter vom Marsfelde zu dem Volke von Paris über, und nur ein einziges Regiment, die Reuter von Royal-Allemand zeigten eine deutsche Treue und es ward bei ihnen auch nicht ein Soldat vermißt *). Aber Ludwig ward, wo nicht durch beßere Kenntniß der Lage der Dinge, doch schon durch den Abscheu, den er gegen einen Bürgerkrieg hegte, von solchen Rathschlüßen abgewendet. Der Herzog von Liancourt befestigte in dieser Nacht noch den Entschluß des Königs nachzugeben, indem er ihm die ganze Größe der drohenden Gefahren schilderte. Der Graf von Provence unterstützte diese Ansichten aus allen Kräften und Artois, das zeitherige Haupt der Hofpartei, ward geschreckt als Liancourt ihm versicherte, daß er der erste auf der Proscriptionsliste der Volkspartei stände **).

Des andern Tages (15. Juli) hatte die Nationalversammlung eben beschloßen, eine abermalige Deputation an den König abgehen zu laßen, als Liancourt im Saale erschien, um die Ankunft des Königs anzukündigen. Nicht mit dem Festrufe „**vive le roi**“ beschloß die Nationalversammlung den König zu empfangen, sondern schweigend, weil, wie der Bischof von Chartres sagte, das Schweigen der Völker den Königen eine Lehre sein müßte ***). Aber während dieser Verhandlung trat Ludwig ohne Pomp, nur von Provence und Artois geleitet, in den Saal, und die Freude der Nationalversammlung und der Zuhörer machte sich in dem so eben verbotenen Rufe unwillkührlich Luft. In dieser Stunde war Ludwig durch die Gewalt der Umstände dem Einfluße der Hofpartei wieder entrissen, ganz der liebevolle König: sein Herz sei zerrissen über den Aufruhr von Paris, die Nationalversammlung möge nicht glauben, daß sie jemals von ihm bedroht gewesen. Aufs neue sich mit ihr zum Heile des Staates zu verei-

*) **Weber Mémoires I. pag. 386.**

**) **Weber Mémoires I. pag. 385.**

***) **Mémoires de Ferrières I. pag. 138.**

nen, komme er jetzt: er habe Befehl gegeben, daß die Truppen sich von Paris und Versailles entfernen sollten; er autorisire die Nationalversammlung diese seine Entschlüße der Hauptstadt bekannt zu machen. Die Antwort des Präsidenten der Nationalversammlung drückte zwar Dank und Freude über die Entschlüße des Königs, doch auch den Wunsch aus, daß die Truppen nicht allein zurückgezogen, sondern ganz in ihre alten Standquartiere geführt würden, daß der König die Vorstellungen der Nationalversammlung über die Zusammensetzung seines Ministerii ebenfalls in Erwägung ziehen möchte *). Auch darauf antwortete Ludwig gütig, und nun brach die Freude fast ungestüm vor. Die Nationalversammlung erhob sich, um den König nach dem Schloße zurückzubegleiten. Aber dieser Dank und diese Freude, sie waren bei den Democraten wenig nachhaltend; es hatten die Gaben keinen Werth, die durch solchen Kampf erst wiederum der König sich hatte abgewinnen laßen. Man hatte die Gesinnung des Hofes erkannt, man hatte, wenn auch nicht genau durchschaut, doch nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß er den Todeskampf gegen die Nationalversammlung eröffnet haben würde, wenn er nur die Kräfte und die Mittel dazu gefühlt, man hatte gesehen, wie leicht von ihm Ludwig beherrscht werden konnte, und man identificirte ihn fortan immer mit dem Hofe. Die democratische Partei besonders verfolgt seit diesen Tagen ein Ziel mit unerschütterlicher Festigkeit, Vernichtung jedes Schattens der alten königlichen Macht, damit der Hof sich in die Unmöglichkeit gesetzt sehe, die Plane wieder hervorzusuchen, welche so eben die Nationalversammlung wenigstens in augenblickliche Gefahr gesetzt hatten. Der Krieg dauert fort, um so verderbenbringender und widerlicher, als die Parteien anscheinend versöhnt zu einander getreten sind **). In diesem Kriege hat der König der Nationalversammlung nichts mehr entgegenzusetzen. Die französischen Truppen wie die fremden haben ihn verlaßen und sind zur Volkspartei getreten; denn was Necker gewußt, aber der Nationalversammlung so lange als möglich hatte verborgen halten wollen, die Thorheit der jetzigen Rathgeber des Königs hat es an das Licht des Tages gefördert; es ist keine

*) Bailly Mémoires II. pag. 6.

**) Lameth histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 58.

königliche Armee vorhanden und die alleinige Schranke, da die Nation sich bereits ausgesprochen, die den Democraten noch hätte Besorgniß einflößen können, ist gefallen *).

In demselben Maße, wie des Königs Macht gefallen, war die ihrige gestiegen. Enger noch, als es früher gewesen, hatte die Nation sich in diesen Tagen mit der Nationalversammlung verbunden. Je weniger die wahren Plane des Hofes hatten hervortreten können, desto furchtbarere schrieb man ihm zu. Die Verläumdung und die Lüge hatte ein weites Feld gewonnen und eifrig ward es von den Democraten angebaut, um den größtmöglichsten Haß gegen den Hof und den König zu entzünden. Hatte man doch gesagt und war es doch geglaubt worden, der König habe den Saal der Nationalversammlung unterminiren laßen und wolle ihn sammt allen Repräsentanten der Nation in die Luft sprengen **). Daher der wüthende und unversöhnliche Haß besonders gegen die Königin und den Grafen von Artois, die allgemein als die Häupter der Hofpartei galten. In der Nationalgarde von Paris hatten die Democraten nicht mindere Kraft gewonnen. Nicht allein um die Ruhe herzustellen hatten sie dieselbe geschaffen; eine weit höhere Bedeutung noch hatte sie in ihren Entwürfen: sie, nach dem Vorbilde von Paris über ganz Frankreich ausgebreitet, sollte das stehende Heer gleichsam in die Mitte nehmen und erdrücken. Die Nationalgarden sollten das Heer der Nationalversammlung sein und sie wurden es. Zuletzt hatte die Democratie in diesen Tagen eine große Kraft in der ersten aus dem Schooße des Volkes hervorgegangenen Municipalität erhalten. Die Lehre von der Volkssouverainität war in das Leben geführt. Die Sectionen von Paris, bald auch in anderen Städten insgesammt, fingen nun bald an zu deliberiren und Schlüße zu faßen, wie souveraine Körperschaften. König Ludwig sah nun den ganzen furchtbaren Abgrund, an dessen Rand thörige Rathschläge ihn geführt hatten ***). Seit diesem Tage steht er in den entsetzlichsten Verhältnißen. Freude müßen seine Mienen und seine Worte sagen

*) **Rivarol Mémoires pag. 79.**

**) **Mémoires de Madame Campan II. pag. 51.**

***) **Necker de la révolution II. pag. 44. La puissance royale n'existait plus.**

und das Herz ist zerrissen. Niemand vergütet dem Armen die theuren Opfer, die er der Revolution gebracht; die Democraten der Nationalversammlung arbeiten mit brennendem Eifer an der Entwürdigung des Königsthumes, das Volk schimpft und schmäht bald wieder, wo es den König oder ein Glied der königlichen Familie erreichen kann. Durch das ganze Reich bietet nichts dem König einen Trost und eine Freude dar: bald flammen hier die Schlösser seines Adels auf, bald eilen dort, kaum den Mörderfäusten entrinnend, seine Freunde flüchtig der Grenze der Vatererde zu, und bald hört er, wie alle Ordnung und alle Einheit des Reiches unter der neuthümlichen Freiheit auf dem Puncte stehe unterzugehen. Und wer mag nun noch verlangen, König Ludwig hätte mit dieser Revolution sich befreunden sollen, wer mag es dem gequälten und in seinem heiligsten Innern ergriffenen Mann noch zum Vorwurf machen, daß er anders dachte und zuweilen anders handelte, als der Mund zu reden genöthiget war. Doch wie sehr man sein schweres Schicksal bedauern muß, nicht minder bleibt es darum doch gewiß, daß die Hofpartei und die Aristocratie mit der Democratie die Schuld theilt, die Revolution auf diesen Punct gebracht zu haben.

An demselben Tage aber, als Paris, obwohl zahlreicher die Truppen des Königs anfingen zu dem Volke überzugehen *), immer noch nicht ohne Besorgniße war, eilte eine Deputation der Nationalversammlung nach Paris, unter ihnen Bailly und Lafayette. Mit Lob ward Alles überschüttet, was Paris in diesen Tagen gethan; doch versuchte der Graf Lally-Tolendal, der Deputirten einer, auch den Geist der Milde zurückzuführen unter des Pöbels mordlustige Banden. Unermeßliche Freude herrschte auch in Paris und Tolendals Bitte ward mit dem Rufe „Friede, Vergebung, keine Proscriptionen mehr" beantwortet. Bailly ward an diesem Tage zum Maire von Paris, Lafayette zum Commandanten der Nationalgarde ausgerufen. Auch der Jubel von Paris war nur vorübergehend, auch die milde Stimmung, die an diesem Tage sich unter das Volk verbreitete, verschwand bald wieder. In Paris hatte die auf Anarchie hinarbeitende Partei der Democraten ihren Hauptsitz. Sie hatte keine Freude an dem anscheinend geendeten Kampfe zwischen dem Volke und

*) Rivarol Mémoires pag. 60. Bailly Mémoires II. pag. 13.

dem Könige, und darum war sie mit Verderben bringenden Eifer bemüht, Mißtrauen zu predigen und die entfesselte Mordlust des Pöbels wach zu erhalten; denn ob auch die Autocratie gebrochen darniederlag, dem democratischen Wahnsinn oder dem Ehrgeiz und dem Verbrechen genügte noch nicht, was gewonnen worden war. Schon an diesem Tage sagte sie laut, diese Partei: das Verfahren des Königs sei nicht treu, er wolle nur daß das getäuschte Volk die Waffen niederlegen solle, um es dann desto sicherer besiegen zu können *). An demselben Tage noch ward in dem Conseil des Königs berathschlagt, ob Ludwig bleiben oder mit den abziehenden Truppen Versailles verlassen sollte **). Aber der König, ob auch seine Gemahlin drängte, beschloß zu bleiben und fortan sich zu ergeben in das Unvermeidliche. Die Berathung indeßen beweist schon, daß es in dem Herzen des Königs anders aussah, als er Tages zuvor in der Nationalversammlung gesprochen. Besser wäre es gewesen, Ludwig wäre gegangen. Dann würde zwar wohl noch sofort ein Kampf sich zwischen ihm und der Nationalversammlung offen entsponnen haben, in dem der Ausgang kaum zweifelhaft sein konnte. Aber wahrscheinlich würde die Sache jetzt noch mit einer Abdankung des Königs und der Einsetzung einer Regentschaft für den Dauphin Ludwig zu beenden gewesen sein, und vielleicht hätten dann, weil das Mißtrauen gegen den Hof, durch welches eben die Democratie sich bis zu ihren letzten Spitzen hob, verschwunden wäre, die gemäßigten Freunde der Freiheit den Sieg errungen. Aber anders war es im Buche des Geschickes geschrieben und fortgesetzt sollte er werden dieser heimliche, Verderben erzeugende Krieg. Der fast rathlose König war jetzt geneigt, Alles zu thun, was von ihm begehrt ward. Stürmisch hatte das Volk in Paris verlangt, daß der König in der Hauptstadt erscheine: auch die Democraten wollten, daß Ludwig hingehe, um persönlich Alles, was geschehen war, zu sanctioniren. Die Erzeugniße dieser stürmischen Tage sollten durch die Genehmigung des Königs befestiget, den Franzosen Nationalgarden und Volksmunicipalitäten anempfohlen werden. Des Königs Fahrt nach

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 154. Bailly Mémoires II. pag. 33.

**) Mémoires de Madame Campan II. pag. 52.

Paris war eine neue Demüthigung. An den Barrieren hielt man die **Gardes du Corps** zurück, die ihn zur Sicherheit begleiteten, nur vier derselben durften dem König in die bewaffnete Hauptstadt hinein folgen, in welcher nach den Ereignißen der früheren Tage und bei der Stimmung des Pöbels sein Leben selbst nicht ungefährtet war. Bailly, der neue Maire, überreichte dem König an den Barrieren die Schlüßel der Stadt, und hielt dabei eine zwar schöne, doch auch so abgefaßte Rede, daß mehrere Ausdrücke einer doppelten Deutung fähig waren. Das war besonders mit den Worten der Fall „einst hat Heinrich der Vierte das Volk von Paris erobert, heute erobert das Volk von Paris seinen König" *). Nur das wilde Geräusch der Waffen umtönte den friedliebenden König auf dem Wege nach dem Stadthause, nur der Ruf „es lebe die Nation", nicht das alte Festgeschrei der Franzosen „es lebe der König". Erst als der König alles genehmiget, als er mit der neuen dreifarbigen Nationalcocarde sich an dem Fenster des Stadthauses dem Volke gezeigt, dann erst ertönte jener Ruf und Ludwigs gepreßtes Herz machte sich in Thränen Luft **). Des Abends kam der König in das Schloß zu Versailles zurück; die Königin stürzte ihm, wie einem dem Tode Entrissenen in die Arme. Das Schrecken des Todes hatte unterdessen in diesem Schloße geherrscht, besonders in dem Herzen der Königin. Die kräftige Frau, fürchtend, daß der König nicht zurück von Paris kommen werde, war entschloßen sich mit dem Dauphin in den Schooß der Nationalversammlung zu begeben ***).

Aber mit theuern Opfern mußte die kurze Ruhe erkauft werden, die Ludwig nach diesen Stürmen genoß. Die königliche Familie mußte sich trennen, treue Diener mußten aus dem Reiche gesendet werden. Schon am Abend des sechszehnten Juli hatte Artois und seine beiden Söhne, Angouleme und Berry, die drei Prinzen des Hauses Condé, Condé, Bourbon und Enghien nebst dem Herzog von Conti, Abschied von dem König genommen. Man wollte wissen, das Haupt des Grafen Artois sei von der Volkspartei dem Tode geweiht. In der Frühe des

*) Bailly Mémoires II. pag. 58.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 152.

***) Mémoires de Madame Campan II. pag. 58.

siebenzehnten Julis verließ Artois die Stadt Versailles. Ein Regiment mit zwei Kanonen begleitete ihn bis man seine Weiterreise gesichert erachtete. Er kam glücklich über die Grenzen des Reiches; mit mehr oder minderer Gefahr auch die übrigen Prinzen. Dem Prinzen Condé waren von Versailles Boten nachgeeilt, um das Volk zu seiner Ermordung zu entflammen. Zu Pont-Saint-Maxence sollte er in den Strom der Aise geworfen werden. Glücklicherweise gab die Schnelligkeit der Pferde ihm einen Vorzug vor den nacheilenden Banden *). Diesen ersten Emigranten folgten bald andere, der Prinz von Lambese, der Marschall Broglio, der Großsiegelbewahrer Barentin, die Familie Polignac, die selbst nach dem Geständniß eines Democraten den Haß nicht verdiente, mit dem sie verfolgt ward **), Breteuil, Villedeuil, Vauguyon und andere.

Im Anfange hoffte man, die Freunde des Königs würden bald zurückkehren können. Aber die steigende Wuth der Democraten schnitt nicht allein die Aussicht zur Wiederkehr in das Vaterland ab, sondern sie nöthigte bald noch Tausende dasselbe zu verlaßen. Der Adel mußte fliehen, wollte er sich nicht verhöhnt, beraubt, ermordet sehen. Die Emigranten sind selten mit Billigkeit beurtheilt worden. Es ist wahr, sie haben dem König unermeßlich geschadet, als sie unaufhörlich und laut gegen Alles protestirten, was die Revolution that; als sie zu den Waffen griffen, haben sie die letzten Säulen des Königthums zerbrochen. Und doch kann man ihnen kaum zum Vorwurf machen, daß sie es thaten. Ein Vaterland, das seine Söhne verfolgt, wie das democratische Frankreich sie verfolgte, ist kein Vaterland mehr. Diese Revolution hatte aus einer französischen Nation zwei gemacht, das Volk und den Adel, und sie in den Kampf auf Leben und Tod gegen einander gestellt, in dem jegliches Recht geendet war ***). Die Restauration versuchte die Aussöhnung, die sich als unmöglich gezeigt hat.

In der Nationalversammlung aber hatte, am sechszehnten Juli bereits, die Majorität des Adels, die noch immer nicht mitgestimmt hatte, weil ihre Cahiers sie banden, den Drang der

*) Weber Mémoires I. pag. 395.

**) Lameth histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 59.

***) Histoire de la réstauration par un homme d'état I. pag. 40.

Umstände erwägend, endlich beschloßen, nun Theil an den Verhandlungen zu nehmen. Denn da die Nationalversammlung sich um ihr Schweigen gar nicht kümmerte, so diente dasselbe natürlich nur, den Democraten leichteres Spiel zu verschaffen Die Democraten aber redeten an diesem Tage von der Nothwendigkeit den König um die Entlassung der volksverhaßten Minister anzugehen *). Vergebens behauptete Mounier, das hieße in die vollziehende Gewalt des Königs eingreifen. Mirabeau stellte ihm das unveräußerliche Princip der Volkssouverainität entgegen. Lally-Tolendal war mit der Abfassung des Briefes an den König schon beauftragt, als Ludwig der Bitte zuvorkam und anzeigte, daß die Minister sämmtlich ihre Entlassung genommen. Necker und seine Freunde wurden wieder in das Ministerium gerufen. Schmeichelhafte Briefe des Königs und der Nationalversammlung trafen ihn in Basel. Und Necker kehrte unverzüglich zu einem erschöpften Schatze, zu einem König, der sein gewagtes Spiel, das er wider seinen Rath begonnen, verloren, zurück. Die Hoffnung, er könne das Königthum in Verbindung mit den Freunden der englischen Verfassung noch retten vor den Angriffen der Democratie, der Gedanke, der ihm unerträglich war, nicht so lange als möglich für das Wohl des Königs und des französischen Reiches gekämpft zu haben, ist es, der ihn noch einmal zurückführt auf den Schauplatz der Begebenheiten **). Aber er vermag auf derselben keine bedeutende Rolle mehr zu gewinnen. Die Macht des Königs ist gebrochen, mit ihr auch die des Ministers. Necker sieht sich darauf beschränkt, zu bitten, zu ermahnen, zu warnen, und die Democraten achten und hören ihn nicht mehr. Die Popularität verschwindet, so wie er den Strom der Democratie, den er nicht entfesselt, den er aber allerdings leiten zu können gehofft, bändigen will.

Triumphirend zwar zieht er noch in Paris ein und noch vermag er soviel über das Volk, daß es ihm die Bitte gewährt, den Herrn von Besenval, der auf der Flucht aus dem Reiche ergriffen worden war, zu begnadigen. Aber bald muß er erkennen, welch furchtbarer Geist in dieses Volk gekommen sei, und

*) Bailly Mémoires II. pag. 37. Montmorin, La Luzerne, Saint-Priest. Kriegsminister ward jetzt La Tour du Pin. Großsiegelbewahrer Champion de Cicé, Erzbischof von Bourdeaux. Weber Mémoires I. pag. 403.

**) Necker de la révolution II. pag. 21—24.

unter welcher Leitung es stände. Die Sectionen von Paris erklärten bald die für Besenval ausgesprochene Amnestie für ungültig, und er ward nicht freigelassen. Immer eifriger ward die Partei, welche das Volk in Aufregung erhalten wollte, und immer wüthender und mordgieriger ward es gegen die Aristocraten. Unter Umständen, welche alles menschliche Gefühl empören ward der früher für das Ministerium bestimmte Foulon und sein Schwiegersohn Berthier in Paris ermordet. Die aus dem Schooße des Volkes hervorgegangene Municipalität mußte die Gefangenen sich vom Volke entrissen sehen, um sie zu schlachten. Sie sah sich überhaupt darauf beschränkt, ängstlich auf den Willen der tobenden Haufen zu lauschen, und ihre Gebote so einzurichten, daß sie ja kein Mißfallen der patriotischen Wuth erregen möchten. Immer täuschte die matte Hoffnung, daß es gelingen werde, das aufgeregte Volk durch Güte in Zaum und Zügel zu erhalten *).

Aber die Democraten der Nationalversammlung waren trotz dieser drohenden Zeichen eifrig, das Volk in seiner Wuth gegen die Aristocraten zu erhalten. So frug Barnave, als von diesen und anderen Greuelthaten die Rede war: „warum man denn so jammere, sei doch das Blut der Aristocraten, das geflossen, auch eben nicht das reinste gewesen“ **). Darum sproß er immer furchtbarer empor der Mordsinn und in Paris sah man Kinder bereits, die Katzenköpfe auf kleinen Lanzen herumtrugen, um doch auch etwas gemordet zu haben. In Versailles entriß das Volk einen Vatermörder den Händen der Gerechtigkeit ***), und täglich liefen aus den Provinzen die Berichte von Mordscenen ein. Die Democraten setzten unter dem Volke Proscriptionslisten in Umlauf gegen alle Freunde des Königs und des alten Staatswesens. Der Schrecken sollte fortan jeglichen Widerstand niederbeugen. In dem Schooße der Nationalversammlung endete schon jetzt die Freiheit der Berathung; denn wer wagte nun noch, ganz frei seine Meinung zu äußern, wenn man sich sagen

*) Bailly Mémoires II. pag. 99—125.

**) In demselben Geiste rief Mirabeau: il faut des victimes aux nations, l'on doit s'endurcir à tous les malheurs particuliers; ce n'est qu' à ce prix qu'on peut être citoyen. Mémoires de Ferrières I. pag. 162.

***) Bailly Mémoires II. pag. 256. 274.

mußte, daß sie dem Volke mißfallen würde, oder vielmehr den Rasendsten unter den Democraten, denen nur in Paris funfzigtausend Menschen zu Gebote standen, die noch bewaffnet, nur einen Wink zur Bezeichnung eines abermaligen Opfers erwarteten *). Die Nationalversammlung errichtete eine Comité des recherches (am 28. Juli), vor welcher alle Anklagen, die wegen Theilnahme an der Verschwörung des vierzehnten Juli, so nannte man die unausgeführt gebliebenen Plane der Hofpartei, gegen Beamtete und Diener des Königs erhoben werden sollten, niedergelegt wurden. Die Democraten behaupteten, das sei das beste Mittel, das Volk zu beruhigen; denn es müßte sehen, daß es der Nationalversammlung ernstlich darum zu thun sei, die Verbrechen der beleidigten Majestät des Volkes zu bestrafen: dann würde es die furchtbare Selbstrache aufgeben **). Aber eben so sehr war es den Democraten gewiß auch darum zu thun, allen Feinden des Volkes, wie die Freunde des Königs jetzt hießen, Schrecken einzuflößen. Die Glieder der Comité des recherches rissen jetzt schon eine fast tyrannische Gewalt an sich. Der leiseste Verdacht wurde benutzt zu Anklagen auf das Verbrechen der beleidigten Volksmajestät; Briefe sollen erbrochen, Spione ausgesendet, selbst Anzeigen von Söhnen gegen ihre Väter gehört worden sein ***). Das Schrecken fing in der That jetzt schon an unter den Franzosen zu herrschen.

Indeßen war es den Democraten nicht genug an dem Siege, der so eben über den König gewonnen worden, nicht genug an der Macht, die errungen worden war. Auch die Provinzen mußten von Paris bewaffnet und organisirt werden, um der Democratie kräftig zu Dienste stehen zu können. Die Stimmung der Provinzen gegen den König ward seit dem versuchten Angriff auf die Nationalversammlung auffallend verändert †). Jedermann glaubte, daß sein Gemüth von der Hofpartei beherrscht werde, und diese Hofpartei, die die Nationalversammlung, an welcher alle Herzen und alle Erwartungen hingen, hatte vernichten wollen, war gehaßt bis auf den Tod. Der

*) Rivarol Mémoires pag. 71.

**) Lameth histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 83.

***) Mémoires de Ferrières I. pag. 166.

†) Rivarol Mémoires I. pag. 218.

König ist mit dieser Hofpartei in den Gemüthern der Menschen identificirt; das Vertrauen ist verschwunden, die Liebe fängt an sich zu mindern. Die Provinzen sind democratischer geworden, weil man nur in der Democratie, welche zugleich auch der vollendeste Sturz des alten Wesens sein mußte, Rettung vor der Rache der Aristocratie zu finden glaubte. Dieser Geist war in der bei weitem größten Zahl der Franzosen durchaus vorherrschend *). Es bedurfte nur eines revolutionairen Kunststückes, um sie zu bewaffnen, wie Paris bewaffnet worden war. Mit einemmale zeigen sich Courire auf allen Puncten, in allen Städten des Reiches. Sie melden, flüchtig vorübereilend, Banden von den Aristocraten gedungen, naheten die Patrioten zu morden, die Stadtobrigkeiten wären mit in der Verschwörung. Es beweist, welche Stimmung in dem Volke war, daß Niemand fragt und untersucht; gegen Hof und Adel mag berichtet und gesagt werden, was da will, es wird willig Alles geglaubt **). Es beweist aber dieses Kunststück zugleich, welche Mittel der democratischen Partei zu Gebote standen, wie wenig sie Opfer an Mühe und Geld scheuete und welche Kraft und welchen Zusammenhang sie gewonnen hatte. Nationalgarden, Volksmunicipalitäten, patriotische Klubs bilden sich mit reißender Schnelle nach dem Vorbilde der Hauptstadt auf allen Puncten des Reiches, und im Nu scheint die alte Ordnung der Dinge zusammen gebrochen. In der neuen findet der König weder Macht noch Einfluß. Nun haben die Democraten Alles was sie hoffen durften: drei Millionen Nationalgarden waren unter den Waffen; die Truppen, auch wenn sie dem König noch treu gewesen, waren nichts mehr, denn wie leicht konnten sie von dieser bewaffneten Uebermacht erdrückt werden. Aber von der Treue der Truppen verlautete nichts mehr: schaarenweise verließen sie ihre Regimenter, um besonders in der Nationalgarde von Paris Dienste zu nehmen ***). Etwas später erschien das Nationalgardengesetz. Die neuen Municipalitäten fragten eben so wenig

*) Considerations par Madame de Staël I. pag. 253.

**) Lameth histoire et cet. pag. 93. Mémoires de Madame Campan II. pag. 63. Mémoires de Ferrières I. pag. 167. Niemals ist bekannt geworden, von wem dieses Manoeuvre ausgegangen.

***) Der ganze Theil des in Versailles stehenden Regimentes der Garde française läuft in einer Nacht nach Paris. Bailly Mémoires II. pag. 192.

als die Nationalgarden nach der Autorität des Königs; nur nach der Nationalversammlung und etwa noch nach der großen Muttermunicipalität von Paris. Hin und wieder erscheint auch jetzt schon ein später soweit verbreiteter Geist: jede Bürgerversammlung, jede Section hält sich für souverain. Ein eifriger Freund der Freiheit gesteht, eine Wuth zu regieren und zu gebieten habe alle Köpfe erfüllt und an das Gehorchen habe kaum Jemand denken wollen *).

Auf dem flachen Lande aber brach ein grimmiger Haß gegen den Adel und die Besitzer der adeligen Güter los. Zu Hunderten sanken die Schlößer des Adels in Flammen nieder und die Bauern, die durch Banden, die eigens zu diesem Behufe von Paris gesendet worden sein sollen, aufgeregt waren, verübten die gräßlichsten Unthaten; hier wurden Weiber, Kinder und Greise ermordet, dort Menschen in Stücke gerissen **). Und so mußten wohl viele Edle angsterfüllt den ersten Emigranten über die Grenzen des Reiches nacheilen, innerhalb dessen die Freiheit nur im blutigen Gewand und mit der Brandfackel in der Hand einherschreiten zu können schien. Wohl mögen in den gemäßigten Freunden der Freiheit, und ihre Zahl war nicht gering in der Nationalversammlung, düstere Besorgniße aufgestiegen sein über den Geist, der so in dem Volke sich zeigte, über die so offen an den Tag tretenden Machinationen der Democraten, aber die hohen Gedanken des wahren Rechtes und der Freiheit erfüllen noch viele edle Gemüther, und es bildet sich gerade bei denen, welchen aus dem Feudaldruck des Volkes der meiste Vortheil zufloß, die Ansicht: die Wuth des Volkes werde sich legen, wenn man das Recht, das die Jahrhunderte nur, nicht die Natur geschaffen, hinwegräume, wenn man das Feudalwesen abschaffe.

Der nächst dem König reichste Herr des Landes, der Herzog von Aiguillon, hatte bereits am dritten August in einer zur Be-

*) Bailly Mémoires II. pag. 73. déjà tous voulaient commander, tout voulaient tout faire.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 178. 179. le peuple tout entier forme une espèce de ligue pour détruire les chateaux, pour ravager les terres et sur tout pour s'emparer des chartriers, où les titres des propriétés féodales sont en dépôt, sagt der Herzog von Aiguillon.

förderung der Democratie gegründeten Gesellschaft den Plan zu einer Motion für die Abschaffung der Feudalrechte verlesen *): am anderen Tage ward in der Nationalversammlung über die Abfassung einer Proclamation an das Volk debattirt. Sie ward einer Comité überwiesen. Am Abend laß Target die Proclamation vor, welche die Comité entworfen hatte. Sie empfahl dem Volke nicht allein Ruhe und Ordnung, sondern auch besonders die Abtragung der königlichen Abgaben und der Herrenzinsen an, welche fast allenthalben aufgehört hatte, weil die alten Gesetze insgesammt in Kraft bleiben müßten, bis die neuen eingetreten **). Da trat ein junger Edler, der Vicomte von Noäilles auf, welcher Tages zuvor das Project des Herzogs von Aiguillon mit angehört: „Nicht die Proclamation könne und werde das Volk beruhigen, das schleunige Abhülfe seiner Noth begehre: solle die Anarchie nicht das Leben zerstören, müße dem Volke gezeigt werden, daß den Anforderungen seines materiellen Wohlseins schleunigst Genüge geleistet werden solle: daher möge die Nationalversammlung sofort decretiren, daß die Abgaben fortan von allen Bewohnern des Reiches in dem Verhältnisse ihrer Einnahmen gezahlt werden sollten, daß alle Staatslasten fortan gleichmäßig von allen getragen, daß die Feudalzinsen nach einem billigen Anschlag von den Landbewohnern abgekauft werden könnten, daß die persönlichen Dienste und jede Art der Leibeigenschaft hiermit ohne Entgelt aufgehoben wären.

Der Herzog von Aiguillon sieht sich so von dem jungen Feuerkopfe den Ruhm, mit diesem Vorschlage zuerst aufgetreten zu sein, entrissen und eilt den Antrag nun noch zu vervollständigen, indem er vorschlägt hinzuzufügen, daß alle Körperschaften, Städte, Gemeinden und Individuen jedem Vorrecht, jeder Befreiung zu entsagen hätten; denn je gleichmäßiger die Staatslast vertheilt sei, desto weniger drückend würde sie den Armen sein können. Dann trat ein Deputirter, der patriotische Bretagner **Leguen de Kerengal**, auf die Rednerbühne, und schilderte mit Kraft, und wie es scheint, nicht ohne Uebertreibung, den Druck des Feudalwesens „die Herrenrechte, deren Ursprung in den finsteren Jahrhunderten der rohen Gewalt nur rechtlos

*) Lameth histoire I. pag. 96.

**) Bailly: Mémoires II. pag. 213.

begründet sei, würden mit wilder Grausamkeit behauptet: die Armen, die nicht zahlen könnten, würden schonungslos von Haus und Hof getrieben und ihr kümmerliches Eigenthum vom Herrenfiscus verschlungen, Herrenrechte würden noch geübt, die alles menschliche Gefühl empörten: Bauern würden wie das Vieh vor Lastwagen gespannt, Bauern müßten des Nachts das Wasser der Teiche in Bewegung setzen, damit des Quaken der Frösche nicht den Schlummer der Herren störe. Lapoule, Deputirter der Franche-Comté, erinnert an ein altes und jetzt freilich nicht mehr geübtes Recht der Herren gegen die Leibeigenen, ihnen den Bauch aufreissen zu laßen, um von der Jagd zurückkehrend sich die Füße wärmen zu können. Vergebens ruft der Adel, daß es ein solches Recht niemals gegeben und daß es niemals geübt worden; der Zweck solcher Anführungen, Erbitterung der Gemüther gegen das Lehns- und Feudalwesen ist erreicht.

Alles ruft und drängt nach Aufhebung desselben und der Marquis de Foucault erklärt: der Adel werde willig und gern jedes persönliche Opfer darbringen, das von ihm begehrt werde. Der Vicomte von Beauharnais verlangt, daß für alle Franzosen die Gleichheit der Strafen, und die gleiche Berechtigung zu Staatsämtern, der Herzog von Châtelet, daß die Abkaufung der Naturalzehnten decretirt werde. Der Bischof von Nancy, Cafare, fügt sogleich hinzu, daß der Ertrag der abgekauften Zehnten zu Stiftungen zum Besten der Armen verwendet werde, der Bischof von Chartres, Lubersac, schlägt vor, das Jagdrecht, das den Landmann ruinire, müße aufgehoben werden. Der ganze Klerus erhebt sich einmüthig für diesen Vorschlag; der Enthusiasmus wird so groß, daß er die Deliberationen und Vorschläge einen Augenblick unterbricht. Aber mit reißender Schnelle folgen sich bald wieder die patriotischen Vorschläge, in denen die drei Stände sich zu überbieten suchen: der eine verlangt, daß die Gerichtsbarkeit der Herren über die Bauern enden; der andere, daß die Pflege der Gerechtigkeit fortan unentgeltlich Statt finde, und die Käuflichkeit aller Stellen aufgehoben werde; wieder ein anderer, daß die Leibeigenschaft im Reiche sofort aufgehoben, das Schicksal der Sclaven in den Colonien gemildert, die freie Religionsübung allen Nichtkatholiken zugesprochen werde. Die besonderen Privilegien der Provinzen und Städte werden willig

zum Opfer gebracht. Der Klerus verlangt noch die Vollziehung der canonischen Gesetze gegen die Pluralität der geistlichen Aemter. Endlich verlangt ein Deputirter des Adels, daß ein Nationalfest zum Andenken dieses schönen Tages beschloßen werde, und der Graf Lally-Tolendal fügt hinzu, daß man dem König den Titel eines Wiederherstellers der Freiheit der Franzosen zusprechen möge, was durch Acclamation sofort beschloßen wird *). Alle Vorschläge werden sofort zu Beschlüßen erhoben. Gegen zwei Uhr des Morgens schließt der Präsident Chapelier, fürchtend die Nationalversammlung möge sich zu weit fortreißen laßen, die Sitzung **).

Die widersprechendsten Urtheile sind über diesen Tag gefällt worden. Während der eine in ihm den Triumph der Freiheit und der Vernunft sieht, und das schönste, reinmenschlichste Streben, während der eine den Geist der edelmüthigen Aufopferung, der in ihm sich unverkennbar in einem großen Theile des Adels und des Klerus aussprach, ehret und feiert, betrachtet der andere, was an diesem Tage geschehen, als ein Werk alberner Uebereilung von Seiten der privilegirten Stände, die von einem wahnsinnigen Taumel ergriffen gewesen wären ***), als ein Werk schlauer Politik von Seiten der Democraten, die das Volk eng an die Revolution zu knüpfen gedacht. Zuerst aber ist zu erwägen, daß alle Vorschläge fast, die in dieser denkwürdigen Nacht gethan und angenommen worden, bereits in den Cahiers enthalten sind. Die Nationalversammlung sprach nur aus, was der bei weitem größte Theil der Nation wollte, und sie würde es früher schon ausgesprochen haben, wenn überhaupt bis jetzt so große und so wichtige Gegenstände hätten in Erwägung kommen können. Aber war die Zeit nicht bis jetzt größtentheils von Kämpfen gegen die Hofpartei hinweggenommen worden? Also ist es nichts mit dem wahnsinnigen Taumel, der die Majorität von zwölfhundert Männern ergriffen haben soll. Bei einer dringenden Gelegenheit, der Empörung des Volkes gegen das Feudalwesen, sprachen sich mit einemmale alle Wünsche und Ge-

*) Analyse de la séance de la nuit du 4 août 1789 bei Bailly Mémoires II. pag. 421—438.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 186.

***) La nuit des dupes. Rivarol Mémoires pag. 140.

fühle der Nation durch den Mund der Nationalversammlung aus. Ueber die Vernunftgemäßheit dieser Wünsche und Gefühle aber hat die Zeit entschieden: anerkannt ist es heute, daß den Feudalrechten ein wahrhaft rechtlicher Grund fehlt, anerkannt, daß die Besteurung über alle gleichmäßig gehen müße, anerkannt, daß nur das Talent, nicht die Geburt zum Dienste und zur Ehre des Staates berufe, anerkannt, daß die Freiheiten Einzelner die Unfreiheit Aller sei. Darum sind von den Thronen der Fürsten herab seitdem dieselben Worte gekommen, welche an diesem Tage aus dem Schooße der Nationalversammlung kamen, und nicht Wahnsinn, sondern Vernunft hat der Unbefangene in ihnen erkannt.

Das Decret über die Aufhebung des Feudalwesens ward erst nach einigen Tagen abgefaßt: vorher war es den Democraten noch gelungen in der Nationalversammlung durchzusetzen, daß die geistlichen Zehnten ohne alles Entgelt aufgehoben würden. Die geistlichen Zehnten, behauptet ein Democrat, wären dem Ackerbau ungemein schädlich gewesen; sie hätten ein Drittheil des Einkommens der Grundeigenthümer hinweggenommen *). Sie bildeten das Haupteinkommen besonders der niederen Kleriker und die Nationalversammlung versprach auf eine andere Weise für ihren Unterhalt und für die Kosten des Gottesdienstes und der anderen Anstalten, die durch die Zehnten erhalten worden waren, zu sorgen. Es war in dem Decret das Wort „**remplacement**“ gebraucht. Später erläuterte die Nationalversammlung diesen Ausdruck dahin, daß darunter nicht eine volle Entschädigung, sondern nur hinlängliches Einkommen für den Klerus zu verstehen sei. Sogar der Abbé Sieyes, Deputirter der Stadt Paris und eifriger Democrat hatte heftig aber erfolglos gegen die unentgeltliche Aufhebung der geistlichen Zehn-

*) **Lameth histoire I. pag. 112.** Das Decret über die Aufhebung des Feudalwesens ward am **5.** August kurz so gefaßt: **le règime féodal est aboli.** Ganz vervollständiget wird die Aufhebung des Feudalwesens erst durch Gesetze der Legislatur und des Nationalconvents. Am **25.** August **1792** hebt die Legislatur alle Herrenrechte ohne Entgelt auf. Ein früheres Gesetz vom **14.** August, vom Nationalconvent unter dem **10.** Juni **1793** wiederholt, spricht den Gemeinden den Besitz der Gemeinegüther, der ihnen wider ein königliches Edict vom Jahre **1667** vom Adel entrissen worden war, zu. **Durand de Meillane: histoire de la convention nationale pag. 26—28.**

ten geeifert. Der Patriotismus auch vieler geringeren Kleriker begann sich gewaltig abzukühlen, als, wozu durch die Aufhebung der Zehnten der Anfang gemacht ward, die Nationalversammlung Miene machte den Klerus als Körperschaft aufzuheben. Wenn indeßen im Allgemeinen der Geist und die Gesinnung geachtet werden muß, der in der Nacht vom vierten auf den fünften August sich in der Nationalversammlung gezeigt, so kann man doch zuerst nicht umhin einzugestehen, daß es mindestens unvorsichtig war, das Gebäude, das Jahrhunderte aufgeführt hatten, in einem Augenblicke über den Haufen zu schlagen und das in demselben Augenblicke wo die Gemüther sich in der heftigsten Aufregung befanden. Die Nationalversammlung hätte mit der Zertrümmerung des alten zugleich das neue Staatsgebäude aufstellen sollen, wenn die Ordnung behauptet werden sollte. Aber sie zertrümmerte nur und sagte in der Stunde, wo Raub und Mord durch das Reich wüthete, wo die Bande der gesellschaftlichen Ordnung aufgelößt waren, dem Volke, ein freches Unrecht habe bis jetzt auf ihm gelastet. Darum bleibt es vergeblich, wenn die Nationalversammlung in dem Decret gebietet, daß die Zinsen und Frohnten geleistet, die Zehnten gezahlt, und die Gerichtsbarkeit der Herren in Kraft bleiben solle, bis die neuen Einrichtungen in das Leben getreten. Das Volk hörte auf der Stelle auf zu zinsen und zu zahlen, erkannte die Gerichtsbarkeit der Herren augenblicklich nicht mehr an *), und die wildeste Unordnung war davon die natürliche Folge. Ueberhaupt konnte man es bemerken, daß das Volk immer souverainer werden wollte. Befehlen wollten alle, niemand gehorchen. Soldaten, Dienstboten, Schneider und Schuhmacher hielten Zusammenkünfte als Theile des souverainen Volkes und faßten Beschlüße. Die letzteren decretirten in Paris, daß, wer Schuhe unter den von ihnen bestimmten Preis machen würde, aus dem Königreich gejagt werden sollte. In alle Bürger war die Wuth zu decretiren und zu regieren gefahren; jeder wollte Präsident oder Offizier sein **), und zuweilen demonstrirte man schon mit dem Säbel in der Faust ***).

*) Rivarol Mémoires pag. 150. 151.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 202.

***) Bailly Mémoires II. pag. 265. La desolation couvre la france et l'effroi la saisit tout entière. Mémoires de Ferrières I. pag. 190.

In Beziehung aber auf die Decrete vom vierten Auguſt dürfte es zweitens nicht minder gewiß ſein, daß eine ſtarke Partei in der Nationalverſammlung ſie nicht eben deshalb, um die Laſten des Volkes zu erleichtern, und um den Unordnungen im Reiche Einhalt zu thun, ſo ſchnell gegeben wiſſen wollte, als vielmehr um dieſe Unordnung zu befördern und um die große Maſſe mit unauflößlichen Banden an die Revolution zu feſſeln. Das aber iſt auch vollſtändig erreicht worden. Höchſt bedeutend ſind die Vortheile, welche den unteren Klaſſen des Volkes durch die Aufhebung des Feudalweſens und der Zehnten geworden ſind. Unerſchütterlich ſtehen ſie fortan mit der Revolution und ihren Ergebniſſen. Eine Gegenrevolution iſt faſt zur Unmöglichkeit geworden; ſie drohete ja der großen Maſſe Rückkehr des Feudalweſens.

Bald darauf kam die Nationalverſammlung auch mit den langen Debatten über die Erklärung der Rechte des Menſchen und des Bürgers zu Ende. Lange und heftig war der Streit geweſen, ob der Conſtitution eine ſolche überhaupt vorausgeſendet werden ſolle oder nicht, ob ſie ſogleich bekannt gemacht, oder ob ſie erſt mit der vollendeten Conſtitution zugleich bekannt zu machen, oder ob ſie dem Volke ſofort mitzutheilen ſei. Vergebens hatten Verſtändige eingewendet, es ſei unnütz und gefährlich dem Volke Theorien und metaphyſiſche Abſtractionen, die es nicht verſtehe und mit denen es alſo großen Mißbrauch treiben könne, überhaupt mitzutheilen, gefährlicher aber noch, in die Welt hinauszurufen, daß Freiheit und Gleichheit unter dem Volke der Franzoſen herrſchen ſolle, ehe man demſelben nicht vorgezeichnet, wie dieſes Reich der Freiheit und Gleichheit beſchaffen ſein ſolle. Aber den Democraten war es darum zu thun, einerſeits der Nationalverſammlung das Bekenntniß zu ihren Principien zu entlocken, andererſeits dem Volke im voraus zu zeigen, was es von der Conſtitution zu erwarten habe. Und ſie erkämpften endlich (am 27. Auguſt), daß die Erklärung der Rechte des Menſchen und des Bürgers ſofort decretirt ward.

In ihr ward geprediget, das Volk und allein das Volk ſei ſouverain: Geſetz eines Staates ſei nur der Ausdruck des Willens des Volkes, den es entweder ſelbſt, oder durch Repräſentanten darſtellen könne. Frei und gleich an Rechten werde der Menſch geboren und bleibe es unter allen Verhältniſſen, die

Freiheit bestehe in der Macht alles zu thun, was keinem anderen Schaden bringe, nur durch die natürliche Freiheit des anderen könne die Freiheit des einen beschränkt werden: die Gleichheit werde durch Tugenden und Talente, nicht durch die Geburt aufgehoben. An diese metaphysischen Sätze sind einige besondere Bestimmungen geknüpft. Nur in den durch die Gesetze bestimmten Fällen könne ein Franzose angeklagt und verhaftet, niemand wegen politischer oder religiöser Meinungen beunruhiget, niemand in der freien Mittheilung seiner Gedanken durch Wort oder Schrift gehindert werden. Eine Gewalt im Staate müße vorhanden sein, um die Rechte des Menschen zu sichern: sie sei also zum allgemeinen Besten und nicht zum Besten dessen, dem sie übergeben, vorhanden. Die Kosten, die ihre Erhaltung mache, müßten von allen gleichmäßig getragen und jeder habe das Recht sie selbst oder durch seine Repräsentanten zu bewilligen. In sofern nun diese Erklärung durch ihre eigene Unbestimmtheit die dunkeln Begriffe von Freiheit und Gleichheit, die eben weil sie dunkel waren und es lange blieben, unermeßlich schadeten, nährte, trug auch sie dazu bei den Sturm der Gemüther heftiger aufzuregen.

Indeßen war bis jetzt unter den verschiedenen Parteien der Freunde der Freiheit noch keine Zwietracht gewesen: in den Tagen der Gefahr hatten sie alle einmüthig, alle wo nicht mit dem Untergange, doch mit der Wiederkehr der Autocratie bedroht, zusammengestanden. Aber die Befreundung mußte enden, als die Hauptsätze der Constitution festgestellt werden sollten. Die Freunde einer der englischen sich anschließenden Verfassung meinten, die Revolution sei zu Ende, die royalistischen Democraten, sie stehe eben in der Mitte ihres Laufes, die republikanischen, sie habe nur eben erst begonnen *). Die Freunde einer gemäßigten Freiheit eröffnen den Kampf gegen die Democraten unter den ungünstigsten Aussichten: sie selbst haben, so lange der Krieg gegen die Hofpartei dauerte, den Democraten getreulich die Hände geboten, sie haben, weil auch sie des Volkes bedurften, die Lehren des Tages von der Souverainität des Volkes, von der absoluten Freiheit und Gleichheit eifrigst mit geprediget; aber sie haben damit nicht sich, sondern den Democraten die Kraft des Volkes gewonnen, welche demselben zeigen, daß sie die Lehren

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 203.

und ihre Consequenzen ganz hinausführen wollen. Sie selbst werden straks zu Aristocraten, als sie diesem Zuge nicht folgen.

Das Feudalwesen war zertrümmert, das Unrecht der Jahrhunderte war vergütet, die persönliche Freiheit der Franzosen war gesichert, ihre naturgemäßen Rechte waren sanctionirt, eine repräsentative Verfassung war ihnen gesichert. Der gemäßigte und vernünftige, der allein wahre Freund der Freiheit hatte Genüge an dem bereits Errungenen. Darum war in den Augen der Freunde der englischen Verfassung die Revolution geendet. Sie eilten das Gewonnene zu befestigen. Mounier trat auf und schlug die ersten sechs Artikel der Constitution vor (am 28. August): „Frankreich ist eine Monarchie; aber der König herrscht nur nach dem Gesetz. Das Gesetz fließt von den Repräsentanten der Nation aus und wird von dem König sanctionirt. Die vollziehende Gewalt ruht ausschließlich in den Händen des Königs. Die richterliche Gewalt ist genau von der vollziehenden getrennt und die Richter sind inamovibel. Die Krone erbt in gerader Linie in dem Mannesstamme fort und Frauen nebst ihren Descendenten sind auf immer von der Thronfolge ausgeschloßen. Die Person des Königs ist unverletzlich und heilig; aber die Minister und die übrigen Agenten des Königs sind verantwortlich". Der Kampf zwischen den Englischen und den Democraten beginnt. Unbedeutende Debatten nur erheben sich über den ersten Constitutionsartikel. Die Democraten nehmen schon einigen Anstoß an dem Ausdruck: **le gouvernement français est monarchique**, und sie wollen lieber setzen „**une democratie royale**," damit deutlicher angezeigt werde, daß doch eigentlich das Volk herrsche. Aber die heftigsten Debatten erheben sich über den zweiten Constitutionsartikel, der die Gesetzgebung oder die oberste Staatsgewalt betraf. Mounier hatte sich etwas unbestimmt ausgedrückt; doch mögen die Worte seines Vorschlages sagen sollen *) „daß die Gesetzgebung in den Händen der Repräsentanten des Volkes liegen, daß sie die Initiative besitzen sollten, daß jedoch, um das von den Repräsentanten gegebene Gesetz zur Gültigkeit zu erheben, die königliche Sanction durchaus nothwendig sei." Er wollte für die fran-

*) Aucun acte de legislation ne pourra être considerée comme loi, s'il n'a été fait par les députés de la nation et sanctioné par le monarque.

zösische Verfassung dasselbe festsetzen, was in der Theorie der englischen Verfassung vorhanden ist: die Gesetzgebung geht zwar von den Repräsentanten des Volkes aus; aber der König hat ein absolutes Veto. Ward aber die oberste Staatsgewalt so in der gesetzgebenden Macht den Repräsentanten des Volkes zugesprochen, so war es unerläßlich nothwendig eine Kammer der Pairs und eine Kammer der Gemeinen zu bilden, welche gegen einander das Recht, ein Veto einzulegen, besäßen, damit das Gesetz, ehe es gegeben, sorgfältiger geprüft und von mehreren Seiten betrachtet werden könne.

Darauf wollten auch die Englischen hinaus und der Graf Lally Tolendal vervollständigte Mouniers Vorschlag durch die Motion: der gesetzgebende Körper sollte in zwei Kammern getheilt werden; die eine sollte die Kammer der Repräsentanten genannt werden und aus sechshundert von dem Volke gewählten Mitgliedern bestehen, die zweite von einem Senat, bestehend aus zweihundert Mitgliedern, auf den Vorschlag der Departements vom König auf Lebenszeit ernannt, gebildet werden. Die Kammer der Repräsentanten allein sollte das Recht haben, dem König die Abgaben zu bewilligen. Der Senat hat hier nur das Recht, einfach anzunehmen oder zu verwerfen; die Kammer der Repräsentanten allein kann eine Anklage gegen des Königs Minister erheben, und sie hat diese an den Senat zu geben, der in diesem einen Falle Gerichtstribunal wird. Die Initiative der Gesetze gehört der einen wie der andern Kammer an: erst wenn das Gesetz in beiden angenommen worden, kann es dem König zur Sanction vorgelegt werden; ohne die Sanction des Königs bleibt das Gesetz, trotz der Annahme beider Kammern, ungültig. Der König allein kann den gesetzgebenden Körper zu der in der Constitution bestimmten Zeit berufen; er kann die Sitzungen prorogiren, selbst sie schließen, wenn er sogleich eine neue Kammer der Repräsentanten beruft. Jede Kammer hat das Veto gegen die andere und der König hat es gegen beide *).

Die freieste Verfassung, welche vernünftigerweise gewünscht werden kann, würde Frankreich auf den Grundlagen dieser Vorschläge haben gewinnen können, eine Freiheit größer als die Freiheit Englands. Der glühendste Haß gegen den Adel und die heißeste Sehnsucht nach der Gleichheit konnte selbst sich nun

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 212 – 214.

befriediget fühlen; denn für die Kammer des Senats sogar war der Adel kein Erforderniß, dem Königthume war die Autocratie entwunden, die wahre Staatsgewalt war zwischen den Repräsentanten der Nation und dem König getheilt, der Bürgerstand hatte Alles errungen und jedem schien sein Gefühl sagen zu müßen, es sei die höchste Zeit, die Ordnung zurückzurufen, die so wild erschüttert war durch das ganze Land, durch schleunige Annahme dieser Constitution, damit auch das Volk bald, dessen Toben ja nicht den Adel und den Klerus allein, sondern den friedlichen Bürger zu bedrohen begann, die Revolution als beendet ansehen lerne. Aber wie erschütternd auch ein Blick auf die jetzigen Verhältnisse des Reiches, auf Alles, was noch drohend die Zukunft verbarg, die Seele ergreifen mochte, wenige nur sind es, die durch diesen Mittelweg das schleunige Ende der Staatsumwälzung erreichen wollen. Die strengen Royalisten und die Democraten, beide, die royalistischen und die republicanischen, sind diesem Vorschlage zu einer Constitution gleich abgeneigt. Die Majorität des Klerus, die Minorität des Adels bejammert den Untergang seiner Rechte. Der Untergang des Feudalwesens, die Aufhebung der Zehnten, die Ehre, welche sich der dritte Stand errungen, Alles hat die Herzen mit blinder Wuth erfüllt gegen die Neuerungen, sie mögen auftreten unter welcher Gestalt sie wollen. Diese Pairskammer aber, dieser Senat darf nicht geduldet werden; denn vorauszusehen war ja, nicht sie, die eifrigen und dem Volke tiefverhaßten Freunde des alten Wesens würden von den Departements dem König als Senatoren vorgeschlagen werden, sondern Bürgerliche, jene Edle, jene Kleriker, die am Anfange der Sitzungen der Generalstaaten von ihnen geschieden, sich mit dem Bürgerstande vereiniget, und seitdem immer auf der Seite der Freunde der Freiheit gestanden hatten. Gegen diese Apostaten aber bewegt ein heftiger Haß die Gemüther. Darum stimmte die ganze rechte Seite — auf diese hatten sich jetzt alle Freunde des alten Wesens zusammengeordnet — gegen das Constitutionsproject.

Aber nicht Erbitterung und persönlicher Haß allein bewog diese rechte Seite dazu. Eine unselige Ansicht nahm unter den Anhängern des alten Staates immermehr überhand: über kurz oder lang werde die Revolution sich selbst das Grab bereiten, je schneller und je zerstörender sie vorwärts schreite, desto schneller

komme auch ihr Ende herbei, durch die wildeste Anarchie belehrt würden die Franzosen von selbst wieder unter die Autorität des Königs, unter das ruhige Dach des alten Staates zurückkehren. Daher könnten die Freunde desselben nichts Beßeres thun, als dem Strome der Revolution so viel an ihnen läge, eine freie Bahn zu eröffnen (**systême du pessimisse**) *). Dieser Ansicht zu Folge hätte die Annahme des Constitutionsentwurfes für ein Unglück erachtet werden müßen; denn sie machte ja der Revolution ein Ende und führte die neue Freiheit in einen sicheren Hafen ein. Darum reichten die reinen Royalisten gern jetzt den Democraten die Hand, welche aus ganz anderen Gründen diese Constitution nicht wollten. Den Republikanischen war auch dieser Senat einer verabscheuungswürdigen Aristocratie und das absolute Veto des Königs so verhaßt, wie das ganze Königthum. Auch sie mußten arbeiten, daß die Freiheit nicht auf die Weise, wie diese Constitution es wollte, Festigkeit gewinne: in ihren Gedanken war es ja noch immer Unfreiheit, wo die Staatsgewalt nicht so unmittelbar als möglich in den Händen des Volkes lag. Aber auch den royalistischen Democraten gefiel sie nicht diese Constitution: in ihren Gedanken sollte der König fortan nur der erste Beamtete des Staates (**premier fonctionaire public**) sein, an der Staatsgewalt selbst aber, an der Gesetzgebung den möglichst kleinsten Antheil haben. Das absolute Veto des Königs gedachten sie daher um keinen Preis zuzugeben. Der Senat aber, fürchteten sie, er möge nun gleich jetzt, oder erst nach Vollendung der Constitution eintreten, werde die Reform rückgängig machen und die neue Aristocratie würde bald ein Bündniß der alten schließen **). So ward die Majorität der Stimmen gegen das Constitutionsproject gewonnen, und selbst der Hof ließ die Freunde der gemäßigten Freiheit einsam stehen; denn auch hier ward noch immer nicht erkannt, daß in dem Anschließen an sie die einzige Rettung liege, auch hier fing die Ansicht, man müße die Revolution nur dahin stürmen laßen, sie werde sich bald in sich selbst verzehren, an die Oberhand über die Einsicht in die wahre Lage der Dinge zu gewinnen. Vergebens also kämpften die Englischen in der Nationalversamm-

*) **Lameth histoire I. pag. 424.**

**) **Lameth histoire I. pag, 123 — 126.**

lung, vergebens rief Malouet, es sei der Freiheit ein Genüge geschehen, wenn die Repräsentanten der Nation die gesetzgebende Gewalt besäßen, und die vollziehende Gewalt beobsichtigten, vergebens bewieß er, daß wenn man dem König das absolute Veto nähme, alle Macht ja in den Händen der Repräsentanten liegen und eine neue Tyrannei begründet werden würde *). Der Streit für und wider das Veto des Königs ward am heftigsten und die Frage, ob die Legislatur in zwei Kammern getheilt oder in eine verbunden, ob sie permanent oder nicht sein sollte, verlor gegen ihn ihre Wichtigkeit. Die Democraten waren entschloßen die Permanenz der Kammer durchzusetzen, damit der König auch nicht einen Augenblick von den Repräsentanten der Nation unbeaufsichtiget sei, denn der Gedanke an die Möglichkeit einer Wiederherstellung der Autocratie und einer Reaction quälte sie immerfort, da die Gesinnungen des Hofes durch die letzten Ereignisse freilich unzweideutig an den Tag getreten waren; die Democraten waren ferner entschloßen, die eine Kammer, die sie schon im ersten Kampfe mit den privilegirten Ständen ertrotzt, festzuhalten, damit ihre immer im Geiste der Democratie gegebenen Gesetze niemals von einer Pairskammer ein Veto erfahren könnten. Und sie waren zuletzt entschloßen, dem König das absolute Veto nicht zu gestatten, weil sie den König als einen Feind betrachteten, dem man so wenig als möglich zugestehen müße, dem man aber am allerwenigsten einen wahren Antheil an der eigentlichen Staatsgewalt, an der Gesetzgebung geben dürfe.

Die drei Dinge zu erreichen setzten die Democraten Alles in Bewegung und dieselben Mittel, welche so eben gegen den König, den Adel und den Klerus angewendet worden waren, wurden nun gegen die Freunde der englischen Verfassung gebraucht. Die Emissaire der Democraten durcheilen wieder Paris und das Reich: eine neue Verschwörung ist im Werke, die ge-

*) Stärker noch drückte sich selbst Mirabeau gegen diese Alleinherrschaft der Repräsentanten aus: je crois le veto du roi tellement necessaire, que j'aimerai mieux vivre à Constantinopel qu'en France, s'il ne l'avait pas. Oui je le declare, je ne connaitrais rien de plus terrible que l'aristocratie souveraine de six cents personnes, qui demain pourraient se rendre inamovibles, après-demain héréditaires, et finiraient comme les aristocrates de tous les pays du monde par tout envahir.

stürzte Aristocratie und Autocratie will auf einem neuen Wege sich erheben; das absolute Veto des Königs ist die Rückkehr der Tyrannei; es wird zuerst gegen die Beschlüße des vierten Augusts angewendet werden; denn die Aristocratie will das Feudalwesen festhalten um jeden Preis; Deputirte selbst, die bis jetzt die Maske der Freiheit vorgenommen haben, gehören zu dieser Verschwörung. Schon ist das Volk genugsam ergrimmt gegen Alles, was dem alten Staate angehörte oder ihm befreundet ist, aber die Democraten der Nationalversammlung eilen sich selbst das Grab zu bereiten, und den frechsten und gemeinsten Pöbel zu ihren Herren und Richter aufzurufen: es gilt ihnen jetzt die englische Partei zu vernichten und daran setzen sie selbst die eigene Sicherheit. Unter dem Volke wirkt theils das Mißtrauen gegen den König, das durch die jüngsten Ereigniße gräßlich gestiegen, theils der Mangel an Einsicht in die obschwebenden Fragen; es mag zum Theil in der That geglaubt haben, das absolute Veto sei mindestens die halbe Autocratie. Also ist das Reich und Paris wieder in der größten Bewegung. Die Städte Rennes, Vannes, Dinan erklären die Verfechter des absoluten Vetos für Verräther an der heiligen Sache des Vaterlandes *). In Paris verlangt man, daß die Districte sich versammeln, und selbst über Annahme oder Verwerfung des Vetos rathschlagen, ferner entscheiden sollten, ob man nicht die treulosen Volksvertreter — so hießen die Freunde der englischen Verfassung jetzt — aus der Nationalversammlung zurückzurufen und durch getreuere Mandataire zu ersetzen habe **). Das Repräsentativsystem droht bereits unter der wahren Volksherrschaft zusammenzubrechen. Die Mitglieder der Comité für die Constitution, von denen das Constitutionsproject ausgegangen, erhalten Tag für Tag anonyme Schreiben, in denen ihnen mit dem Zorne des Volkes, mit Niederbrennung ihrer Häuser und ihrer Schlößer gedroht wird, wenn sie nicht aufhörten, das absolute Veto zu vertheidigen. In Paris scheint sich eine Volksbewegung organisiren zu wollen: im Palais-Royal wird davon gesprochen,

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 230.

**) Bailly Mémoires II. pag. 334. Der Antrag an die Municipalität von Paris geht von einer Volksversammlung im Palais royal aus. Aber auch Bürgerdistricte deliberiren über die Frage. Bailly Mémoires II. pag. 345.

daß Funfzigtausend nach Versailles ziehen, die treulosen Volksvertreter vernichten und den König nach Paris führen müßen. Es konnte aber nicht fehlen, die Partei der Englischen mußte sich erschüttert fühlen durch die Drohungen, mit denen sie eben selbst erst die Hofpartei hatte bekämpfen helfen. Von Tage zu Tage ward ihr Widerstand schwächer und zuletzt gelang es den Democraten ohne große Mühe, die Decrete zu ihren Gunsten zu stellen. Die Kammer der Repräsentanten ward für einig und untheilbar, ihre Sitzungen für permanent erklärt. Nicht ein absolutes, sondern nur ein suspensives Veto ward dem König gegeben, die Gültigkeit desselben aber sollte aufhören, wenn es für dasselbe Gesetz gegen zwei auf einander folgende Kammern ausgesprochen (Decret vom 21. Septbr.): jedesmal, wenn es der König ausgesprochen, sollte er gehalten sein, die Kammer aufzulösen und eine neue zu berufen.

Jetzt war die Monarchie in der That geendet *), und die volle Staatsgewalt in die Hände der Deputirten übergegangen. Wenn die Nationalversammlung nun auch noch decretirte (am 22. Septbr.), daß Frankreich eine Monarchie sei, so war das in dem wahren und ächten Sinne des Wortes nicht mehr zu verstehen. Frankreich hatte jetzt einen erblichen Grosbeamteten der Nation, welcher die vollziehende Gewalt besitzen sollte und dem der Charakter der Unverletzlichkeit beigelegt ward (am 16. Septbr.). Die Souverainität war da, wo allein fest und ausschließlich sich die gesetzgebende Gewalt befand; an dieser hatte der König keinen Theil; das suspensive Veto war nur ein Verhinderungsrecht auf kurze Zeit gültig. Dem ganzen Streite hatte der König, der Hof und die Minister ruhig zusehen müßen; sie waren ohne allen Einfluß auf die Verhandlungen; denn schon hatte sich die Nationalversammlung dahin ausgesprochen, daß constitutionelle Decrete der König nur von der Versammlung zu nehmen und zu promulgiren habe. Die Sanction des Königs ward nur bei Gesetzen für nothwendig erklärt **). Doch hatte Necker noch den Ausgang des Vetostreites dadurch beschleuniget, daß er der Nationalversammlung geschrieben (am 11. Septbr.), der König begnüge sich mit dem suspensiven Veto. Man mußte

*) Rivarol Mémoires pag. 244.

**) Bailly Mémoires II. pag. 374.

den Streit, in dem einmal nichts mehr zu gewinnen war, enden, damit die Wuth des Volkes sich nicht gegen das königliche Haus richte. Immer bitterer aber mußte Ludwig auf die Revolution sehen, die zu dem Schmerz der entwundenen Herrschaft noch Drohen und Schimpfen fügte. König und Königin hießen jetzt bei dem Volke „Herr und Madame Veto".

Die englische Partei aber war so bei ihrem ersten Auftreten vollständig überwunden, und Lally-Tolendal, Mounier, und Bergasse traten, um anzudeuten, daß sie fortan an nichts weiter Theil zu nehmen gedächten, aus der Constitutionscomité; denn sie hielten nun die ächte Freiheit für verloren; und sie war es*). Die Democraten aber mochten nun ihres Sieges gewiß sein; ein guter Theil der Nation war verzaubert durch die Lehre von der Volkssouverainität, die nun durch die Verfügungen der Gesetzgeber immer vollständiger in das Leben geführt ward. Es gnügte noch nicht gegen die Seeligkeit der Lehre, daß in ihrer Begleitung die Anarchie schon zu kommen drohte. Ein eifriger Freund der democratischen Freiheit selbst stößt mitten in dem Entzücken über das neuthümliche Reich der Freiheit, doch auch einen Jammerton nach dem andern über dessen unmittelbare Ergebniße aus: nur das Tagebuch des pariser Maire Bailly darf man durcheilen, um sich zu überzeugen, daß alle Ordnung in Frankreich ihr Ende gefunden hatte.

Die Lehre von der Souverainität des Volkes entzündete von Stunde zu Stunde mehr die Köpfe und jedermann schien sagen zu wollen: „ich bin souverain." Die Souverainität drohete bereits in eine unendliche Menge kleiner Theile auseinander zu fallen. Die Gemeinden, die Districte fingen an auf eigene Faust Beschlüße zu faßen, Verordnungen zu erlaßen. Die Abgaben zahlte noch, wer es eben wollte, vor Gericht kam noch, wer es eben auch wollte, es mordete, wer es ebenfalls wollte. Mit Besorgniß warten besonders die republicanischen Democraten der Nationalversammlung über alle Friedenstörer. Sie, die in dem Schooße der Versammlung jetzt eigentlich noch nicht auf den Kampfplatz getreten sind, arbeiten jetzt besonders daran, sich von

*) **Rivarol Mémoires pag. 195.** Dr Comité für die Constitution bestand aus Champion de Cicé Erzbischof von Bourdeaux, Talleyrand Périgord Bischof von Autun, Clermont-Tonnerre, Lally Tolendal, Mounier, Sieyes, Le Chapelier, Bergasse. **Weber Mémoires I. pag. 383.**

der Hefe des Volkes für die Zukunft eine furchtbare Stütze zu verschaffen. Alle Mittel werden in Bewegung gesetzt, um den Haufen gegen Adel und Klerus zu entflammen. Künstlicher Mangel wird in Paris erzeugt, was ziemlich leicht geschehen konnte *), und die Schuld auf die Aristocraten zurückgeworfen, welche das Volk den Hungertod wollten sterben laßen. Aristocraten aber heißen jetzt Adel und hoher Klerus: bald aber soll auch über Reichthum, Wohlstand und Bildung überhaupt mit dem Namen „Aristocratie" das Todesurtheil ausgesprochen werden. Blickt man auf den jetzigen Stand der Dinge in Frankreich, so kann man sich gewiß eines heimlichen Grauens nicht erwehren. Nicht allein nackt und ungescheut tritt aus der Nacht der Verworfenheit das Verbrechen an des Tages heiteres Licht, nein, mit dem fröhlichsten Gesichte noch, mit dem Gewande der Tugend angethan. Der Mord an Aristocraten geübt wird eine schöne That für das Vaterland genannt, Haß und Verfolgung dem Adel und dem Klerus der reinste Patriotismus. Mehr und mehr wird in dem Volke die Welt der heiligen Gefühle gebrochen, auf denen das Menschenleben steht und furchtbar tritt seine sittliche Entwürdigung, sein Mangel an Glaube, der geringe Grad von Tiefe, den das Christenthum in den Seelen zu gewinnen vermocht, an das Licht des Tages. Tausende von Flugblättern, im Geiste dieser Republicaner geschrieben, arbeiteten eifrig den Halt des Lebens unter dem Volke zu untergraben: Niemand wehrte ihnen; es sollte ja Freiheit in Frankreich sein. Unbelehrt durch die düstersten Erscheinungen; denn Tag für Tag liefen Berichte von blutigen Scenen ein, setzten die Democraten ihr Werk fort. Kamen in der Nationalversammlung solche Dinge zur Sprache, trugen die Redlichen auf Verfügungen gegen die Anarchie an, so deckten die Democraten mit rasendem Schreien und Toben ihre Stimmen. Ihr gewöhnliches Kunststück war dann die Ausflucht: die Aristocraten mit ihren ewigen Verschwörungen gegen die Freiheit wären es allein, welche die Unordnungen erzeugten; gegen sie, nicht gegen das gute, sanfte Volk, bedürfe es der Strenge. So erzwangen sie gewöhnlich, daß zur Ordnung des Tages übergegangen ward. Diese Ord-

*) Lameth histoire I. pag. 53 nicht mehr als 200000 Franken wären dazu nothwendig gewesen.

nung war aber schon meist die Unordnung des Tages *). Gelang es nun aber ja den Beßergesinnten, eine Verfügung gegen die Unruhestifter durchzusetzen, so blieb sie doch im Reiche ohne bemerkbare Wirkung. Denn auch der Nationalversammlung gehorchte das Volk nur, wenn sie gebot, was es so schon wünschte und wollte. Nur die neugebildeten Nationalgarden, jetzt noch aus dem eigentlichen Bürgerstande bestehend, verhinderten, daß die Anarchie noch nicht Alles zerstörend um sich griff.

Die Nationalversammlung hatte, ungewiß ob die Beschlüße vom vierten August Constitutionsartikel oder Gesetze wären, sie dem König zur Sanction gesendet. Ludwig hatte darauf ihr eine Eingabe gesendet (am 18. Septbr.), in welcher er zwar den allgemeinen Geist dieser Verfügungen billigte, jedoch hinzufügte, daß einige Artikel von der Beschaffenheit wären, daß ihre Zulässigkeit oder Unzulässigkeit erst nach den Verfügungen sich würde beurtheilen laßen, die an die Stelle des Aufgehobenen treten würden. Daher könne er ihnen nur eine bedingte Zustimmung geben, indem er erst die neuen stellvertretenden Verordnungen kennen müße: indeßen sei er wohl geneigt seine Meinung über diese Gegenstände aufzugeben, wenn die Nationalversammlung sich bestimmter aussprechen würde. Die meisten Einwürfe hatte der König gegen die unentgeltliche Aufhebung der Zehnten erhoben. Die Nationalversammlung möge die Sache abermals in Erwägung nehmen: man müße erforschen, ob nach Aufhebung des Zehnten die übrigen Einkünfte der Kirche auch für ihre Kosten hinreichten, oder ob, worüber die Nationalversammlung sich nicht ausgesprochen, andere Abgaben dafür dem Volke auferlegt werden müßten. Necker wünschte, die Zehnten möchten für den königlichen Schatz eingezogen und zur Abtragung der Staatsschulden angewendet werden **). Sie trugen jährlich siebenzig bis achtzig Millionen Livres. Der Schatz bedurfte dringend einer solchen Unterstützung, da seit dem Anfange der Revolution die Abgaben unordentlich eingingen und Necker in seinen Finanzunternehmungen durch kleinlichen Neid der Democraten sich allenthalben gehindert sah. So hatte er jüngst (am

*) Nous avons, suivant l'usage, perdu quelques heures à discuter sur quoi nous discuterions. Bailly Mémoires III. pag. 20.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 241.

9. August) eine Anleihe von dreißig Millionen Franken in Vorschlag gebracht. Die Nationalversammlung hatte sie zwar genehmiget aber den Zinsfuß nur auf vier und ein halb vom Hundert angesetzt, und Necker war dadurch außer Stand gesetzt worden, die Anleihe zu bewerkstelligen; denn zu diesem Zinsfuße borgte Niemand *). Durch außerordentliche Steuern, patriotische Geschenke, Einschmelzung des Kirchengeräthes fristete man dem Staatsschatze mühsam das Leben. Die Bemerkungen des Königs aber über die Decrete des vierten Augusts erregten die Wuth der Democraten. Sie sagten jetzt laut, daß die Sanction des Königs für constitutionelle Decrete gar nicht nöthig sei, und daß jene Beschlüße in diese Categorie gesetzt werden müßten. Vom König ward daher gebieterisch die Promulgation derselben begehrt: „seine Bemerkungen würde die Nationalversammlung in Erwägung ziehen". Indeßen verlief eine geraume Zeit, ehe die Sanction von Seiten des Königs erfolgte **). Ganz offen liegt es am Tage, daß der democratischen Partei dieses Zögern sehr zu Statten kam.

Wahrscheinlich schon seit geraumer Zeit hatten ihre Häupter den Plan gefaßt, den König und die Nationalversammlung nach Paris zu versetzen. Der unausgeführt gebliebene Gedanke des Hofes, die Nationalversammlung unter die Macht der Bajonnete zu bringen, die Ueberzeugung, daß die Gesinnungen des Hofes dieselben geblieben und daß er auf denselben Gedanken zurückkommen werde, so wie er nur neue Kraft fühle, war für die Democraten ein mächtiger Beweggrund, sich unter den Schutz der unermeßlichen und ganz patriotischen Bevölkerung von Paris zu stellen. Dort war nicht allein volle Sicherheit gegen jeden neuen Angriff des Hofes, sondern dort konnten auch die Freunde des alten Staates in der Nationalversammlung selbst jeden Augenblick mit einem Aufstande des Pöbels bedroht und durch Schrecken zum Schweigen gebracht werden, somit auch der Aufbau des democratischen Reiches ohne große Schwierigkeiten und Kämpfe gehofft werden. Von der democratischen Partei, nicht

*) Nur 2,600000 Livres waren durch diese Anleihe für den Schatz gewonnen worden. **Mémoires de Ferrières I. pag. 197.**

**) Aber schon am 21. September versprach der König sie promulgiren zu laßen.

von der sogenannten Faction Orleans, ist der neue Aufstand von Paris, durch welchen der Plan der Versetzung des Königs und der Nationalversammlung nach Paris verwirklichet ward, erzeugt worden.

Indeßen mag als eben so gewiß angenommen werden, daß unter den Democraten sich jetzt eine kleine Partei für den Herzog von Orleans gebildet hatte. Kein Prinz des Hauses Bourbon hatte sich bestimmt auch nur für die Freunde der englischen Verfassung ausgesprochen. Alle Democraten waren überzeugt, daß im Herzen der König und alle Bourbons ihr Werk verabscheuten. Daher das Streben der meisten, den König so machtlos als möglich zu machen. Andere aber scheinen der Meinung gewesen zu sein, daß ein Wechsel der Dynastie allein der democratisch-königlichen Verfassung Dauer geben könne. Diese hatten ihr Auge auf den Herzog von Orleans gerichtet, den einzigen Prinzen des Hauses Bourbon, der sich bestimmt für die Revolution ausgesprochen hatte. Mirabeau scheint an der Spitze dieser Partei gestanden zu haben, deren Leben gewiß nur ein kurzes war. Sie reichte den Democraten die Hand zur Bewirkung des abermaligen Aufstandes von Paris; aber sie hatte dabei den besonderen Zweck, daß eine Abdankung König Ludwigs und die Ernennung des Herzogs zunächst zum Verweser des Reiches daraus hervorgehen möchte. Die Schwäche aber der Partei beweißt sich aus dem Umstande schon, daß, obwohl das Volk abermals einen vollständigen Sieg über den Hof gewinnt, doch nur geschieht, was die Hauptpartei der Democraten will, die Versetzung des Königs und der Nationalversammlung nach Paris, ohne daß ein Laut „Ludwig müße abdanken" ertönt *). In wie weit der Herzog von Orleans selbst mit der Partei, die für ihn arbeitete, in Verbindung gewesen, läßt sich nicht ermitteln, wohl aber annehmen, daß es geschehen; denn die Partei würde schwerlich gehandelt haben ohne seiner Zustimmung sicher zu sein. Es läßt sich aber auch zugleich behaupten, daß der Gedanke an den Thron in Orleans nur ein vorübergehender gewesen. Die Democraten also arbeiten daran, daß zum zweitenmale Paris sich

*) Ferrières, nachdem er ein Langes und ein Breites von der Faction Orleans geredet, gesteht am Ende doch ein, eigentlich habe Niemand daran gedacht, den Herzog auf den Thron zu heben. **Mémoires de Ferrières I. pag. 363.**

gegen den König erheben möge. Sie verbreiten das Gerücht: die Gegner der Revolution gedächten den König nach Metz zu führen, von dort aus würde der Krieg gegen die Freunde der Freiheit eröffnet werden. Die siegende Aristocratie werde alle Wohlthaten zurücknehmen, welche die Revolution dem Volke gegeben, das Feudalwesen würde fest gehalten und der Bürger wieder unter den Adel herabgedrückt werden. Dazu sei die Einleitung, daß die Sanction der Decrete vom vierten August durch den König nicht erfolge *). Darum, riefen die Democraten und ihre Emissäre, müße der König den Aristocraten entrissen und nach Paris unter die Obsicht der Patrioten gebracht werden. Die Wahrheit aber lag dem Gerüchte zu Grunde, daß der Hof entschloßen war, wenn die Angriffe der Democraten auf das Königthum kühner würden, den König in einer festen Stadt unter den Schutz treuer Regimenter zu stellen, damit er fern von Zwang und Gewalt frei mit der Nationalversammlung über die Constitution unterhandeln könne. Anhänger der englischen Verfassung selbst sollen dem König dazu gerathen und Unterstützung zugesichert haben. Bestimmt ausgebildet aber war jetzt ein solcher Gedanke des Hofes gewiß noch nicht **). Unvorsichtiges Reden aber der Anhänger und Freunde des Königs trug nicht minder als die Beschuldigungen der Democraten bei dem Gerüchte Glauben zu verschaffen. Ganz Paris, nicht der Pöbel allein, auch die Bürger sind des Wunsches voll, daß der König nach Paris geführt werden möge. Hoch werden die Güther geachtet, die dem Bürgerstande durch die Revolution geworden sind; aus einer fast schmachvollen hat er eine ehrenhafte Stellung sich errungen.

Ein Theil des Regiments der französischen Garde hat früher in Versailles gestanden und die Wacht am königlichen Schloß gehabt. Bei dem ersten pariser Aufstand ist er in die Hauptstadt geeilt und mit dem ganzen Regiment in die Nationalgarde eingetreten, in welcher es die besoldeten Compagnien, die Compagnien des Centrums, bildete. Die Stimmung von Paris wird

*) **Bailly Mémoires III. pag. 65.** Der dritte Band von Baillys Memoiren ist nicht von ihm selbst. Der Verfasser zeigt sich allenthalben als einen weit eifrigeren Democraten.

**) **Necker de la révolution II. pag. 70.**

zuerst in diesen Soldaten des ehemaligen Regiments der französischen Garde laut: sie wollen nach Versailles ziehen, um die Wache am königlichen Schloße wieder zu übernehmen, offenbar, weil ihnen gesagt worden war, die Aristocraten wollten den König entführen *). Zwar wird der Gedanke nicht ausgeführt; aber der Hof zittert vor der Aussicht, in die Gewalt von Soldaten zu fallen, die er als Verräther an dem König betrachten mußte. Er will sich auf alle Fälle sichern. Der Commandant der Nationalgarde von Versailles bewegt mit großer Mühe die Municipalität der Stadt, ihre Einwilligung zu geben, daß noch ein Linieninfanterie-Regiment in die Stadt gelegt werde. Der Generalstab der Nationalgarde hat erklärt, daß die Haustruppen des Königs und die Bürgergarde nicht hinlänglich wären, um einen feindlichen Angriff auf das königliche Schloß abzuwehren. Der Hof läßt das Regiment Flandern in die Stadt rücken (am 13. Septbr.), welches noch kein Zeichen von Insubordination gegeben hatte. Der Oberist desselben ist selbst Mitglied der Nationalversammlung. Tausend Mann nur ist dieses Regiment stark; aber sofort ist ganz Paris in Bewegung: „abermals zöge der Hof Truppen zusammen, wolle die Autocratie wiederherstellen und die Freiheit vernichten." Emissaire verbreiten sich unter die Soldaten des Regimentes Flandern um es für das Volk zu gewinnen. Aber auch der Hof eilt sich den armseligen Schutz, den er mit diesem Regiment gewonnen, zu sichern **). Die Gardes du Corps laden, nach einem bei der französischen Armee immer befolgten Brauch, die Offiziere des Regimentes Flandern und der Nationalgarde von Versailles zu einem Feste ein (am 1. October). Der königliche Opernsaal wird ihnen dazu eingeräumt. Offenbar will der Hof, daß das Fest Veranlassung werden solle, die drei Corps mit einander zu befreunden und für die Sache des Königs zu begeistern. Die Königin hatte selbst erscheinen wollen, giebt aber den Gedanken wieder auf, weil sie es für unpaßend erachtet. Es kam aber bei dem Feste, worauf die Democraten gerechnet und was sie sogleich zu benutzen verstanden. Es geschahen Dinge, die unter diesen Verhältnißen fast unvermeidlich waren. Die Freunde des Königs suchen einen

*) Das zeigte Lafayette am 17. Septbr. dem Kriegsminister La Tour du Pin an. Bailly Mémoires II. pag. 380.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 272. Rivarol Mémoires pag. 257.

Enthusiasmus für ihn zu erregen. Damen des Hofes kommen in den Saal, man eröffnet ihn auch den gemeinen Soldaten des Regimentes Flandern, den Schweizern, den königlichen Jägern. Hundertmal erschallt der Ruf „vive le roi“, Wein und Fröhlichkeit laßen ihn mit Ungestüm immer erneuern. Die Königin hört von dem frohen Jubel und ängstlich bemüht bewaffnete Freunde zu gewinnen in so schwerer Zeit, eilt sie mit dem Dauphin auf dem Arme herbei: etwas später erscheint auch der König selbst. Der Jubel der Anwesenden bricht ungestümer aus; Offiziere und Soldaten ziehen die Säbel und bringen den beiden Monarchen abermaliges Lebehoch. Doch bald entfernen König und Königin sich wieder. Ob nun nach ihrer Entfernung und des anderen Tages bei einer Wiederholung des Festes mehr noch geschehen, ob man die Gesundheit der Nation zu trinken verweigert, die dreifarbige Cocarde mit Füßen getreten, und davon geredet, daß die Nationalversammlung angegriffen werden müßte, das läßt sich nicht mehr entscheiden. Die Freunde des Hofes sagen, es sei nichts geschehen, was irgend jemand hätte Anstoß geben können, die Democraten, es sei die böseste Stimmung gegen die Nation laut geworden *).

Indeßen ist es den Democraten höchst willkommen durch diese Vorgänge einen Vorwand, mehr bedurfte es nicht, gefunden zu haben, um den pariser Pöbel und selbst die Nationalgarde der Stadt in Bewegung zu setzen: die Plane des Hofes liegen nun offen am Tage, ergreifen und auseinander treiben wolle man die Nationalversammlung; deshalb habe man das Regiment Flandern gerufen. Mangel und Theurung herrscht in Paris, theils weil Aufkäufer die Noth benutzten, theils weil durch die Anarchie im Reiche die Zufuhren nach der Hauptstadt fast abgeschnitten waren. Die Aristocraten wären es, riefen die Emissaire der Democraten, welche die Lebensmittel aufkauften und das Volk hungern ließen: man müße den König nach Paris haben, um ihn den Händen der Aristocraten zu entreißen: erst wenn die Freunde des Volkes, die Democraten der Nationalversammlung ihn allein beherrschten, würde man die Ari-

*) Die Democraten: Lameth: histoire I. pag. 147. Bailly: Mémoires III. 56 — 58. Die Royalisten: Weber: Mémoires I. pag. 422 — 428. Mémoires de Madame Campan II. 71. 72.

stocraten unschädlich machen und die Noth des Volkes enden können *).

Am fünften October soll der längst vorbereitete Sturm zum Ausbruche kommen. An diesem Tage stehen die Vorgänge in Paris und die Verhandlungen in der Nationalversammlung in sichtbarer Verbindung unter einander. Die Versammlung hat am zweiten October dem König die ersten Constitutionsartikel und die Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers mitgetheilt. Sie ist der Grundstein der democratischen Verfassung. Die Democraten fürchten, der König werde sie nicht unbedingt annehmen, er werde zögern, Klauseln anbringen, wie bei den Decreten vom vierten August, damit nichts zur Vollendung kommen könne, bis die Dinge zur Flucht nach Metz bereitet. Es ist wahrscheinlich, daß die Democraten wußten, die Antwort des Königs werde am fünften October eintreffen. Darum war für denselben Tag der Aufstand von Paris bestimmt, der allen Planen zur Flucht für immer ein Ende machen und nebenbei auch die unbedingte Annahme der Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers erzwingen sollte. In der That läuft die Antwort des Königs in dieser Sitzung ein. Sie gab nur eine bedingte Annahme der ersten Constitutionsartikel: die constitutionellen Gesetze, sagte der König, würden sich überhaupt nur beurtheilen laßen, wenn sie als ein Ganzes dargelegt werden könnten. Indeßen müße das Volk allerdings über die Grundlagen der neuen Verfassung beruhiget werden. In der Voraussetzung daher, daß das Ganze den Wünschen des Volkes und dem Wohle des Reiches entsprechen werde, genehmige er die ersten Constitutionsartikel. Dabei fügte der König jedoch noch die Bedingung hinzu, daß die neue Constitution ihm jedenfalls den Vollbesitz der vollziehenden Gewalt laßen müße, und trug kein Bedenken zu bemerken, daß er die Genehmigung gegeben, nicht weil die Artikel ihm alle trefflich geschienen, sondern weil er es für löblich erachtet, den Wünschen der Repräsentanten der Nation sich zu bequemen, und für nöthig den Umständen zu gehorsamen **). Nach weniger zweideutig drückte sich der König über die Erklärung der Rechte des Menschen aus: diese

*) Bailly: Mémoires III. pag. 35. 58. 59. 63.

**) Bailly: Mémoires III. pag. 69 — 72.

Principien wären verschiedener Auslegung fähig und ließen sich nur beurtheilen, wenn die Gesetze vorlägen, denen sie zur Basis dienen sollten. Das war allerdings eine Erklärung und eine Annahme, die jeden Augenblick zurückgenommen werden konnte.

Mit düsterem Schweigen hat die Nationalversammlung die Vorlesung der Antwort des Königs gehört; mißtrauisch achtet sie nicht sowohl auf die Worte als vielmehr auf die Gesinnung, die sie in dem König und dem Hofe vermuthet. Die Democraten aber glauben, nur darum nehme der König nichts bestimmt an, weil er bald wieder auf den Weg der Gewalt zurück zu kommen gedenke. Robespierre, Deputirter von Arras, rief, man solle sofort decretiren: keine Macht der Welt könne ein freies Volk hindern sich eine Constitution zu geben, welche es wolle, das suspensive Veto gelte nur für Gesetze, nicht für Artikel der Constitution. Alle Democraten vereinigen sich in dem Rufe: das sei keine aufrichtige Annahme, nur den Umständen weiche offenbar der König und er gebe deutlich zu verstehen, daß er im Grunde die Constitution für fehlerhaft halte, ja sie vielleicht verwerfe *). Sie erringen den Beschluß, daß der Präsident sich an der Spitze einer Deputation zu dem König zu verfügen und die einfache Annahme der Constitutionsartikel und der Erklärung der Rechte des Menschen zu begehren habe. Die Deputation verfügt sich zu dem König zwischen fünf und sechs Uhr des Abends **). In derselben Sitzung ist auch zum erstenmale in der Nationalversammlung von dem Feste der **Garde du Corps** gesprochen worden. Es wird als eine wilde Orgie geschildert, bei der die böseste Stimmung gegen die Sache der Nation laut geworden. Mirabeau ruft, man möge erklären, daß nur allein der König unverletzlich sei und er werde wunderbare Dinge an den Tag bringen. Es scheint, er wollte die Königin anklagen, und vielleicht gehörte es in den Plan der jetzt auf einen Augenblick mit dem Herzog von Orleans Verbundenen, die kraftvolle Frau zu entfernen, damit von dem kraftlosen König leichter die Abdankung gewonnen werden könne. Es ist wiederum ein Beweis von der Schwäche dieser Partei, daß Mi-

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 297. 298.

**) Bailly: Mémoires III. pag. 72—80.

rabeaus Ruf unbeachtet bleibt *). Darum scheint, ward von der Partei beschloßen, die Königin von dem rasenden Pöbel ermorden zu laßen.

In der Frühe nun desselben Tages hat, geleitet von unsichtbaren Händen, der Aufstand von Paris begonnen. Schon in der Nacht ist die Sturmglocke geläutet worden. Am Morgen zeigen sich auf den öffentlichen Plätzen meist aus Weibern bestehende Haufen, unter denen doch verkleidete Männer bemerkt wurden. Nachdem sie einige Zeit in der Stadt herumgetobt, ziehen sie nach Versailles unter dem Geschrei „Brod" und „der König nach Paris": das war der von den Democraten gegebene Tagesbefehl. Die Nationalgarden von Paris sind zusammenberufen worden und achtzehntausend sind gekommen. Unverholen sprechen auch sie sich dafür aus, man müße den König nach Paris holen; die Compagnien des Centrums, die Soldaten des ehemaligen Regiments der französischen Garde rufen: man müße den König absetzen und eine Regentschaft für den Dauphin wählen. Ein Ruf scheint durch Paris zu gehen: der König verrathe oder werde durch die Aristocraten zum Verrath gezogen, man müße ihn ihren Händen entwinden. Lafayette, der Commandant, sieht sich genöthiget durch das allgemeine Geschrei der Nationalgarden und des Volkes, von dem Stadthause den Befehl zu holen, mit der pariser Armee nach Versailles zu marschiren. Zwischen vier und fünf Uhr des Nachmittags bricht er auf **). Die Nationalgarde von Paris ist stark mit bewaffnetem Pöbel vermischt. Unterdeßen war zwischen drei und vier Uhr des Nachmittags die Bande der Weiber unter der Führung eines gewißen Maillard in Versailles angelangt. Der Hof ist ohne alle Besorgniße und selbst ohne genaue Kunde von den Vorgängen in Paris geblieben. Die Truppen werden berufen sammt der Nationalgarde von Versailles. Das Regiment Flandern zeigt sich schon bereit zum Volke überzugehen. Der König kehrt eilends,

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 299. „Je denoncerai la reine et le duc de Guiche" soll Mirabeau zu seinen Nachbarn gesagt haben.

**) Bailly: Mémoires III. pag. 88. 89. il etait evident que ce jourlà M. de la Fayette était le premier prisonier. Entrainé par une multitude enflammée, vingt-fois menacè de mort parce qu'il voulait s'opposer à la sedition et arrêter la marche des troupes. Lally-Tolendal: Mémoire à mes commettans.

doch ohne alle Furcht, daß hinter dem Geschrei der Weiber ein schwereres Unglück stehe, von der Jagd zurück. Die Weiberbande hat bereits eine Deputation an die Nationalversammlung gesendet und ihr ein Decret wegen der Verproviantirung der Hauptstadt fast abgetrotzt.

In demselben Augenblicke geht der Präsident Mounier mit dem Verlangen der Nationalversammlung, daß der König ohne Weiteres die Constitutionsartikel und die Menschenrechte genehmigen solle an den König ab. Mounier sieht sich genöthiget, eine Deputation von acht Weibern mit zu dem König zu nehmen. Der König antwortet dieser mit Güte, daß er für die Verproviantirung seiner guten Stadt Paris alle Sorge tragen werde, und die Weiber gehen zufrieden. Mounier indeßen drängt den König, die Constitutionsartikel unverzüglich anzunehmen. Es war ein häßlicher Augenblick, den die Nationalversammlung gewählt hatte, um diesen abermaligen Sieg über den König zu gewinnen. Auf den Straßen rief man nach dem Haupte der Königin, in der Nationalversammlung scheueten viele sich nicht, ihren innigen Zusammenhang mit den Banden von Paris zu erkennen zu geben. Schon hatte der Minister Saint-Priest gerathen, die königliche Familie möge sich nach Rambouillet entfernen, und die königlichen Wagen waren angespannt worden. Indeßen als die Weiber von Paris und der Pöbel von Versailles, der sich sofort zu ihnen gesellt, einigemal gerufen „vive le roi“, war der Gedanke an eine Flucht wieder aufgegeben worden *). Den armen König aber drängte Mounier bis er die unbedingte Annahme der Constitutionsartikel erhalten. Sie ward Abends um zehn Uhr gegeben **). Diese Annahme ward jedes Falles von der Furcht erpreßt; denn der Hof hatte schon vor einigen Stunden die Nachricht erhalten, daß die pariser Armee aufgebrochen sei, in Versailles war schon Blut gefloßen und die Treue der Truppen und der Nationalgarde von Versailles hatte sich nicht bewährt. Diese hatte mit dem Pöbel fraternisirt und zwei Kanonen gegen die **Gardes du corps** gerichtet, welche das Schloß bewachten. Man wollte einen Anlaß zum Kampfe mit diesen treuen Wachten des Königs, einen Anlaß in das Schloß

*) **Mémoires de Madame Campan II. pag. 76.**

**) **Rivarol: Mémoires pag. 279.**

zu bringen, um den König nach Paris oder, nach dem Plane der Anhänger des Herzogs von Orleans, zur Abdankung zu nöthigen. Ein Nationalgardist von Paris will sich in die Reihen der **Gardes du corps** drängen, wird zurückgewiesen und verfolgt, und ruft nun, man wolle ihn ermorden. Der Kampf beginnt, die Nationalgarden schießen, die **Gardes du corps** schießen wider des Königs Gebot. Indeßen thut der Hof Alles mögliche, um weiteren Unruhen vorzubeugen: der Nationalgarde von Versailles ward angezeigt, daß die **Gardes du corps** morgen die dreifarbige Cocarde, was bis jetzt noch nicht geschehen, aufstecken sollte *). Die **Gardes du corps** erhalten selbst Befehl sich in ihre Kaserne zurückzuziehen. Aber nur unter dem Feuer der Nationalgarden können sie abziehen und sich mit einem Schweizerregimente vereinigen **). Der Pöbel will das Schloß nun stürmen; aber die Führer sagen ihm, es sei noch nicht Zeit, man müße die Ankunft der pariser Armee erwarten, um des Sieges sicherer zu sein. Noch einmal hatte der Hof sich entfernen wollen und schon waren die Wagen wieder geschirrt. Aber im Conseil des Königs war beschloßen worden, daß der Hof bleiben müße. Die Entfernung sei es ja, was der Gegner, der Herzog von Orleans wolle, und also müße man gerade bleiben ***). Aber nicht die Partei der Orleanisten war am meisten zu fürchten, sondern die Democraten.

Unterdeßen war Lafayette mit der pariser Armee in der Stadt Versailles eingezogen, nachdem er dieselbe vorher noch hatte schwören laßen, der Nation, dem Gesetz und dem König treu zu bleiben †). Da die souveraine Nationalgarde eben die Gesetze selbst machte, so konnte sie den Schwur sehr füglich leisten und hatte ihn geleistet. Die Ankunft der pariser Armee verbreitete eine gewiße Sicherheit. Die bewaffneten Bürger fürchtete man doch nicht in dem Maße als den bewaffneten Pöbel. Lafayette versichert dem König, nur ihn zu schützen wären zwanzigtausend Mann von Paris gekommen; sie würden die strengste Disciplin beob-

*) **Rivarol: Mémoires pag. 288.**

**) **Bailly: Mémoires III. pag. 98. 99.**

***) **Rivarol: Mémoires pag. 289. Necker de la révolution II. 76.**

†) Warum ließ Lafayette sie nicht lieber schwören, die Banden zu verjagen? **Rivarol: Mémoires pag. 297.**

achten. Zwei Deputirte der Commune von Paris treten ebenfalls vor den König und legen ihn die Bitten der Stadt vor, der König möge die Wacht seiner Person nur den Nationalgarden von Paris und Versailles anvertrauen, für die Verproviantirung der Hauptstadt sorgen, die Constitution beschleunigen, und seinen Wohnsitz in Paris aufschlagen. Den letzten Punct läßt Ludwig unbeantwortet, den ersten bewilliget er, wegen des zweiten beruft er sich auf bereits seinen Ministern gegebene Befehle, bei dem dritten bemerkt er, daß die Constitutionsartikel so eben sanctionirt worden *). Alles scheint sich in Versailles zu beruhigen, die Banden haben sich zerstreut um die Ruhe zu suchen. Lafayette hat Posten der Nationalgarde ausgestellt, auch um das Schloß; aber nicht stark **). Um drei Uhr des Morgens glaubt er dem König versichern zu können, daß Alles ruhig bleiben werde. Der Hof und Lafayette selbst begiebt sich zur Ruhe.

Nun ist wohl keine Frage, des andern Tages würde die Nationalgarde selbst verlangt haben, daß der König mit ihr nach Paris ziehe; deshalb war sie ja gekommen und der Wunsch den König nach Paris versetzt zu sehen war so allgemein, daß selbst die Stadt Versailles ihn laut äußerte, sie die doch von dem Weggange des Hofes die größten Nachtheile zu fürchten hatte. Was nun aber am Morgen des sechsten Octobers geschehen, das ist entweder von der republicanischen oder von der orleanschen Partei ausgegangen; doch das erstere ist fast noch wahrscheinlicher als das letztere. Nachdem der Tag schon angebrochen ***), erhoben sich, wie von den Dämonen des Verbrechens dem Schlummer entrissen, die Banden von Paris, brechen in das Schloß, massacriren die **Gardes du corps**, die sie finden, und stürmen gegen die Zimmer der Königin. Aber sie gelangen nicht hinein †); die Königin rettet sich in des Königs Gemach. Dann wollen die Banden auch des Königs Gemach erbrechen. Treue **Gardes du corps** decken es; sie drohen Feuer zu geben und die feige Bande flieht, um einzelne Gardisten noch zu mor-

*) **Bailly: Mémoires III. pag. 104. 105.**

**) **Rivarol: Mémoires pag. 287.**

***) Es war etwa sechs Uhr Morgens. **Rivarol: Mémoires pag. 303. Bailly: Mémoires III. pag. 106—109.**

†) **Mémoires de Madame Champan II. pag. 79.**

den *). Lafayette und die Nationalgarde eilt herbei; bald ist die Ordnung hergestellt, die Soldaten des Regiments der französischen Garde entreißen die **Gardes du corps** den Mörderfäusten. Aber nun ertönt auch von Allen das Geschrei: „der König nach Paris". Ludwig, dann auch seine Gemahlin mit dem Dauphin, muß auf dem Balcon erscheinen und das Versprechen noch diesen Tag nach Paris zu ziehen ablegen. Zu gleicher Zeit hat auch die Nationalversammlung decretirt, daß sie von der Person des Königs unzertrennlich sei. Die Democraten hatten wiederum den vollständigsten Sieg errungen. Ohne Anstand und ohne Würde war die Nationalversammlung an diesen Tagen gewesen. In den Stunden der größten Gefahr hatte der König gebeten, daß sie sich in das Schloß begeben möchte. Aber die Democraten erklärten, das sei wider die Würde der Versammlung und es genüge eine Deputation von sechs und dreißig Mitgliedern an den König zu senden **). Sie fanden es aber nicht wider die Würde der Versammlung, wenn, wie oftmals an diesen Tagen geschah, die Kannibalen von Paris sich mit auf die Bänke setzten, den Deputirten bald zu reden und bald zu schweigen geboten, wenn das Heiligthum der Gesetzgebung, wie sie gern den Sitzungssaal nannten, dem Pöbel des Nachts zum Aufenthalte diente ***).

Nicht als ein zufälliges Ereigniß darf dieser zweite Aufstand von Paris betrachtet werden. Er war ein künstlich angelegtes und berechnetes Werk zweier Factionen, der Democraten und der Freunde des Herzogs von Orleans. Die ersten wollten König und Nationalversammlung nach Paris versetzt wissen und leicht ward ihnen das Werk; denn ganz Paris und ganz Versailles wollte dasselbe. Die Plane aber und die Gedanken der Orleanisten, laßen weil sie unausgeführt geblieben, sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Aber nicht unwahrscheinlich ist, daß Orleans an diesem Tage zum König oder zum Reichsverweser ausgerufen werden sollte †). Die Partei

*) **Weber: Mémoires I. pag. 447.**

**) **Mémoires de Ferrières I. pag. 329.**

***) **Rivarol: Mémoires I. pag. 318.**

†) Den Ruf „**vive le duc d'Orleans**" hatte man oft an diesem Tage gehört. **Bailly: Mémoires III. pag. 111.** und den Herzog selbst wollte man unter den Banden gesehen haben.

rechnete vielleicht darauf, daß Ludwig entfliehen, oder wenigstens sich weigern würde nach Paris zu ziehen. Vielleicht aber war es auch auf die Ermordung des Königs und der Königin abgesehen; denn warum sonst stürmten die Banden gegen die königlichen Gemächer. Marie Antoinette erwartete an diesem Tage ermordet zu werden *). Aber die Democraten hatten leicht den Sieg über diese schwache Partei gewonnen und sie verschwindet nun auf lange Zeit. Der Unwille aller Redlichen führte zwar herbei, daß eine Untersuchung über die Urheber dieser Tage angestellt ward, welche das Gericht du Chatelet führte; der Proceß aber, der besonders gegen den Herzog von Orleans und gegen Mirabeau gerichtet, ward späterhin nieder geschlagen, weil die Freunde der Revolution in ihrem Sinne richtig behaupteten, daß Alles was derselben gedient, wie es auch immer geschehen, patriotisch gewesen. Orleans aber entfernte sich, angeblich in Aufträgen des Königs, auf geraume Zeit nach London.

Der König aber und die Königin zogen, von nun an in der That nur noch Gefangene des Volkes und der Nationalversammlung, am sechsten October nach Paris, umgeben von denselben Banden, die sie so eben hatten ermorden wollen, umtönt von Schimpfen und Schmähen, in steter, augenscheinlicher Lebensgefahr. Dem Wagen des Königs voraus trugen die Kannibalen von Paris die Köpfe zweier **Garde du corps.** Doch der Maire Bailly, der sie an den Barrieren von Paris empfing, nannte auch diesen einen schönen Tag. In dem halb verödeten Schloße der Tuilerien richtete sich die königliche Familie ein. Die Herzen waren zerrissen vom wilden Schmerz, aber die Mienen und die Worte mußten Freude lügen und nur im Stillen durften königliche Thränen fließen **).

Eine Bekanntmachung erließ Ludwig an die Franzosen, in welcher er die Versetzung des Hofes von Versailles nach Paris als einen freiwilligen Entschluß darstellte. Niemand täuschte sich über die Wahrheit der Dinge; aber ganz Frankreich, wie sehr auch die blutigen Scenen in Versailles Mißbilligung fanden,

*) Je sais, disait-elle, qu'on vient de Paris pour demander ma tête, mais j'ai appris de ma mère à ne pas craindre la mort et je l'attendrai avec fermeté. Weber: Mémoires I. pag. 439.

**) Mémoires de Madame Campan II. pag. 85.

freute sich über das gewonnene Resultat, freute sich, daß der König nun den Aristocraten entrissen und unter die Wacht des Volkes gestellt sei. Nur die Stadt Versailles bejammerte bald, daß ihr der Hof entrissen worden, dessen Dasein ihren Wohlstand gemacht. Aber vergebens ersehnte sie ihn zurück *). Die edelsten Freunde der Freiheit aber verließen jetzt die Nationalversammlung: Mounier, Lally-Tolendal und die Häupter der Englischen alle. Sie hatten nun die Democraten erkannt, sie hofften nicht mehr, daß eine vernünftige und dauernde Verfassung gewonnen werden könnte. Ihre reineren Seelen waren mit Ekel und Abscheu vor dem begangenen Greuel erfüllt. Viele andere bewog die Furcht ebenfalls zu scheiden, und in der That war in Paris nur für die Democraten Sicherheit zu hoffen. Tag für Tag wurden zahlreiche Pässe begehrt. Dreihundert Mitglieder schieden. Die Nationalversammlung mußte bereits am achten October decretiren, daß der Präsident fortan keinen Paß mehr ausfertigen dürfe, dafern nicht die Beweggründe, die einen Deputirten entfernten, der Versammlung selbst vorgelegt worden. Die Commune von Paris mußte vor den Schranken versichern, daß die Nationalversammlung die vollste Sicherheit in Paris finden würde. Dadurch wurden viele bewogen zu bleiben **), und unter den Freunden der Freiheit selbst wurden noch dreihundert gemäßigte und redliche Männer gezählt ***). Auch die reinen Royalisten boten den in Paris ihnen drohenden Stürmen Trotz.

In Versailles decretirte die Nationalversammlung noch, daß alle Staatslasten fortan gleichmäßig von allen Bürgern ihres Vermögens zu tragen wären, daß jede Steuer nur auf die Dauer eines Jahres von den Repräsentanten der Nation bewilliget werden könnte. Sie bestimmte noch die Formeln, in denen der König die Sanction der Decrete auszusprechen habe (**le roi consent et fera exécuter**), und wie das suspensive Veto gefaßt werden solle (**le roi examinera**); und dann schaffte sie noch den Titel **roi de France** ab und setzte dafür **roi des Français** ein. Ferner wurden noch alle Unterscheidungen, die zwi-

*) **Bailly: Mémoires III. pag. 131.**

**) **Mémoires de Ferrières I. pag. 340.**

***) **Mémoires de Ferrières II. pag. 120.**

schen den Deputirten der verschiedenen Stände obgewaltet, für aufgehoben erklärt, und die Sitzungen in Versailles am achtzehnten October mit der Abfassung einer Proclamation an die Stadt Paris, in der ihr Gehorsam und Achtung gegen die Nationalversammlung bei Strafe des Verbrechens der beleidigten Majestät der Nation eingeschärft ward, geschloßen. Auch begann schon in Versailles der Kampf gegen die Güther des Klerus; aber vollendet ward er erst zu Paris. Der Hauptwiderstand gegen die Democratie war besiegt, nur der Ausbau des democratischen Reiches noch übrig.

---

## Der Ausbau des Reiches der Democratie.

---

Verderben bringend, wie bis dahin sie gewesen, bleiben die Ansichten und Verhältniße der nun allein sich noch entgegenstehenden Parteien der Royalisten und Democraten, ja Verderben bringender werden sie von Tag zu Tage. Je kühner die Democraten vorwärts schreiten, je ungestümer sie auf Ruinen und Trümmern ihren Neubau gründen zu müßen glauben, desto weiter entfernen die Royalisten sich von dem Gedanken, daß der alte Staat einer Reform bedurft habe, desto entschiedener wenden sie Herz und Sinn zu der reinen, alten Monarchie zurück. Zwar haben wenige Royalisten nur den Muth des Bischofs von Treguier in der Bretagne, der in einem Hirtenbriefe, zwar nicht den Worten, aber dem Sinne nach das Volk zur Empörung gegen die Constitution treiben wollte *), wenige wagen sich unverholen auszusprechen, weil das jetzt nicht ohne die größte, persönliche Gefahr geschehen konnte; aber dieselbe Gesinnung wohnt in der ganzen Partei **). Bald tritt diese hervor in den Protestationen, die gegen die Schlüße der Nationalversammlung im Stillen gefaßt werden, bald durch das Streben in der Ver-

*) Dieser Hirtenbrief steht in **Bailly Mémoires III. pag. 178 — 181.**

**) Auch Schriften erschienen, in denen die Constitution lächerlich gemacht werden sollte. **Weber: Mémoires II. pag. 13.**

sammlung selbst, die Decrete nur so durchgehen zu laßen, daß nachmals behauptet werden könnte, nur durch die Gewalt wären sie erzwungen worden und somit ungültig. Auf die unwürdigste Art und Weise schreien und toben die Royalisten in der Nationalversammlung um diesen Zweck zu erreichen *). Dadurch aber geschieht nichts anderes, als daß auch ihrerseits die Democraten immer erbitterter und erbitterter werden. Sie sehen nirgends ein Entgegenkommen auf halbem Wege, nirgends eine Möglichkeit der Versöhnung, allenthalben bei den Gegnern die offenste Feindschaft, allenthalben das Drohen mit einer grimmigen Reaction, und so bleibt ihnen kaum eine andere Wahl, als die errungenen Siege bis auf das Aeußerste zu verfolgen und die Gegner so machtlos als möglich zu machen. Zu jenem Betragen aber trägt den Adel und die Bischöfe immerfort die Hoffnung, die Revolution werde bald in sich selbst zusammensinken und wie von selbst das Alte wiederkehren, geboren aus dem Drange nach Ordnung und Sicherheit. Dieser Ansicht geben sich selbst Minister des Königs hin und auch sie suchen Anarchie und Ordnungslosigkeit zu verbreiten, wähnend damit das beste Mittel, der Revolution entgegenzutreten, gefunden zu haben. Und nichts ist natürlicher als daß die Nationalversammlung auch diese Ansicht bald durchschaut, nichts natürlicher als daß sie eilt sich in den Besitz aller Macht zu bringen, nichts natürlicher, als daß sie nun dem Könige auch die vollziehende Gewalt entwindet, weil diese selbst noch furchtbar werden konnte.

Ludwig aber, der unglücklichste aller Könige, zwischen die Democraten und die Royalisten gestellt, kann nicht zweifelhaft sein, wohin er Herz und Gesinnung wenden soll. Verloren längst ist die Zeit, in welcher es möglich war den kommenden Sturm durch eine selbstgegebene Constitution zu beschwören, verloren ist die Zeit, in welcher noch möglich war, sich an die Freunde einer gemäßigtfreien Verfassung anzuschließen und durch sie zu erstarken. Nur die beiden Extreme, die Democratie und der alte Royalismus sind übrig geblieben. Das Anschließen an die erstere ist dem König eine Unmöglichkeit. Der königliche Sinn

*) Mémoires de Ferrières II. pag. 123. Les royalistes repetaient sans cesse que le roi n'etait pas libre, que tout ce qu'il faisait était de pure nullité et ne l'engagait à rien pour l'avenir. Mémoires de Madame Campan II. pag. 97.

sträubte sich dagegen, ein gequälter premier fonctionaire public zu werden, den königlichen Namen nur noch und nicht den Schatten der alten Macht zu bewahren. Ludwig schließt sich an die Royalisten an und sieht, wie sie, nur Rettung und Heil für sich und für Frankreich in der Rückkehr zum alten Staate, denselben etwa nach der königlichen Erklärung vom drei und zwanzigsten Juni modificirt. Die Ansichten der Royalisten werden auch die Ansichten des Königs. Auch er will, wie oft auch von den Lippen, durch den Drang der Verhältniße erzwungen, die Versicherung einer wahren und treuen Anhänglichkeit an die Constitution ertönt, doch daß seine Annahme derselben nur als das Werk des Zwanges und der Gewalt erscheinen möge. Es erwacht allmälig die Hoffnung, daß die fremden Mächte mit bewaffneter Hand einschreiten würden, die Emigranten fangen an sich zu sammeln und zu waffnen, die Möglichkeit einer Reaction eröffnet sich, es scheint nothwendig zu zeigen, daß die Constitution wider den Willen des Königs sei. Daher, so oft auch leere Worte ertönen, an die Niemand glaubt, niemals geschieht weder von dem König noch von der Königin ein Zeichen, daß man auf irgend eine Weise mit dem neuen Wesen freundlich sich verständigen wolle. Zumal die Königin äußert oft auf wahrhaft unbesonnene Weise die Abneigung ihres Herzens vor dem Neuen, die innige Ergebenheit gegen das Alte *). Darum bleibt aber auch der Kriegsstand zwischen dem König und der Nationalversammlung, darum schreitet aber diese auch immer heftiger auf die Zertrümmerung der königlichen Macht los, damit ihr nichts bleibe, wodurch sie frei und selbstständig sich bewegend an die Möglichkeit ihrer Regeneration, die zugleich Strafe und Rache den Democraten war, denken möge, und darum zuletzt mindert sich die Liebe der Nation zu dem König mehr und mehr. Der wilde Haß gegen den Adel hat ihr die democratische Verfassung, welche die Nationalversammlung aufbaut, zum Evangelium gemacht, der König zeigt sich als der Gegner derselben, und auch die Nation gewöhnt sich, ihn als einen Feind zu betrachten.

*) Schon in Versailles war den Hofdienern verboten worden in der Uniform der Nationalgarde zu erscheinen. **Mémoires de Madame Campan I. pag. 187.** Vergebens rieth Dumouriez in Paris den Dauphin in dieser Uniform erscheinen zu laßen. Die Königin wollte nichts davon wissen. **Mémoires de Dumouriez II. pag. 23.**

Eifriger noch als früher waren die Democraten der Nationalversammlung bemüht, den Glauben unter dem Volke zu beleben, daß der König es nicht treu mit der Constitution meine und niemals meinen werde. Aber es mögen wohl solche Kunstgriffe kaum nöthig gewesen sein, mußte doch das eigene Gefühl jedem schon sattsam sagen, daß diese Constitution der ehemals autocratische König nicht wollen könne. In Paris aber empfing die Democratie durch den Klub der Jacobiner eine neue und furchtbare Befestigung. Schon zu Versailles hatten sich einige Vereine unter den Deputirten gebildet. Die Repräsentanten von Paris kamen bei Bailly zusammen. Der Verein soll nur den Zweck gehabt haben, sich freundschaftlich zu besprechen und zu berathen. Die Deputirten der Städte der Bretagne aber, insgesammt durch Freiheitssinn im Geiste der Democratie ausgezeichnet, bildeten eine schon wichtigere Gesellschaft (club breton, comité breton), zu welcher auch andere Deputirte zugelassen wurden. Hier wurden die Plane ausgearbeitet, die der Nationalversammlung vorgelegt werden sollten, hier warb man um Stimmen. Die Idee der Republik soll zuerst in dieser Gesellschaft, die bei den Freunden der gemäßigten Freiheit große Mißbilligung findet, besprochen worden sein *). In dieser Gesellschaft war es, wo der Herzog von Aiguillon den Entwurf zur Abschaffung des Feudalwesens verlesen hatte. Aber erst als die Nationalversammlung sich nach Paris verpflanzt, gewinnt die Gesellschaft größere Bedeutung. Sie miethet für ihre Zusammenkünfte erst einen Saal im Kloster der Jacobiner, später, als die Zahl der Mitglieder gestiegen, die Kirche desselben. Die Gesellschaft giebt sich nun den Namen „Klub der Freunde der Verfassung“ und bestimmt, daß überhaupt alle Mitglieder der Nationalversammlung Theil nehmen könnten; andere Personen aber sollten ausgeschloßen sein, es müßte denn sein, daß sie ein der Freiheit nützliches Werk abgefaßt hätten. Als Zweck des Vereins ward angenommen, daß er die Dinge, die in der Nationalversammlung vorgenommen werden sollten, durch Debatten und Besprechung zu erläutern habe. Die Democraten der Nationalversammlung gewannen durch die Gesellschaft zuerst den unermeßlichen Vortheil, daß sie ihren Gegnern nun als eine

*) Bailly: Mémoires I. pag. 260. 261.

einzige und abgeschloßene Partei entgegentraten. In dem Jacobinerclub hatten sie sich, ehe in der Nationalversammlung eine Sache in Anregung kam, bereits unter einander verständiget. Einmüthig daher erheben sich die Democraten immer für oder wider einen Vorschlag, selten wird unter ihnen selbst ein Zwiespalt laut; die Gegner aber zersplittern ihre Kraft, indem der eine dieser, der andere jener Meinung folgt. Daher haben seitdem die Democraten fast immer die Majorität der Stimmen *). Die Gesellschaft hatte sich schnell von einhundert bis zu vierhundert Mitgliedern der Nationalversammlung vermehrt und viele als Schriftsteller genannte Männer sind aufgenommen worden. Die ersten Jacobiner sind noch kein Abschaum der Menschheit, nicht die Anarchisten, sondern die Blüthe der Democraten. Aber ziemlich schnell ändert sich die Gestalt der Gesellschaft. Die Klausel, daß nur solche Fremde Zutritt gewinnen könnten, die als Schriftsteller aufgetreten, wird hinweggenommen und Jedermann kann fortan aufgenommen werden, der von sechs Mitgliedern der Gesellschaft in Vorschlag gebracht worden ist. Die Mitglieder der Nationalversammlung bedienen sich anfangs der eingetretenen Fremden, um den democratischen Ansichten unter dem Publikum überhaupt Freunde und Anhänger zu gewinnen. Indeßen ist doch dadurch schon die Einleitung getroffen, daß die Mitglieder der Nationalversammlung einst aus dem Klub fast verdrängt werden konnten, und schon dadurch, klagt ein Democrat selbst, ward der Geist des Jacobinerclubs unlauterer.

Aber weit wichtiger war, daß von dem Monat December an auch in anderen Städten ähnliche Vereine errichtet wurden. Sie nahmen schnell so überhand, daß kaum eine nur etwas bedeutende Stadt zu finden war, die nicht ihren Jacobinerclub gehabt hätte. Sie treten alle mit dem Mutterclub von Paris in Verbindung und gehorsamen diesem wie einem Oberhaupte. Sie sollen dienen das Reich der democratischen Freiheit zu predigen **). So wollten es die Democraten der Nationalversammlung. Wie aber in Allem das Volk über die Linie, welche die Gemäßigten unter ihnen ziehen wollen, hinüber schreitet, so auch in den Jacobiner-

*) Lameth histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 423.

**) Especes d'académies d'instruction revolutionaire. Mémoires du general Doppet pag. 35.

clubs. Sie werden allenthalben von den feurigsten Anhängern der Democratie gebildet: sie predigen Mißtrauen und Haß gegen das Königthum, Mord den Aristocraten. In demselben Maße wie mit der fortschreitenden Zeit der Geist der Nation wilder und stürmischer wird, in eben demselben werden es auch die Jacobinerclubs. Aber sie sind es, die allenthalben voraus-eilen, sie deren Lehre unaufhörlich ist, nur wenn es kühn auf Leichen und auf Trümmern vorwärts schreite, könne das neue Reich sich behaupten. Die enge Vereinigung, die zwischen dem Mutterclub von Paris und den Töchterclubs in den Provinzen bestand, stellte die ganze democratische Gesinnung, die überhaupt in dem Reiche vorhanden war, in einen großen Brennpunct zusammen. Das Schrecken, welches in Paris die Democraten der Nationalversammlung durch den Pöbel auf die Gegner legten, legten in den Provinzen die Jacobinerclubs anf die Freunde des alten Wesens, auf die Aristocraten, auf die Freunde der gemäßigten Freiheit. Und nur eine Stimme darf in Frankreich ertönen, die democratische. Nicht die Aristocratie ist allein machtlos geworden, auch die Freiheit der Meinung ist vernichtet. Die Jacobinerclubs waren nach den Nationalgarden das zweite stehende Heer der Democraten.

Indeßen hatten die royalistischen Democraten jetzt noch in den Jacobinerclubs das Uebergewicht. Ueberhaupt war die Partei der republcanischen Democraten noch gar nicht recht an das Licht des Tages getreten. Nur in engeren Kreisen mag jetzt schon von der Republik gesprochen worden sein. Diese Partei aber hat in ihrem Schooße die furchtbaren Menschen, denen kein Verbrechen zu gräßlich war, welches das Rad der Revolution im Umschwung erhalten konnte. Die royalistischen Democraten rückten nun dem Ziele näher, mit welchem auch sie die Revolution für beendet hielten, und je mehr das geschah, je mehr ward Beruhigung des Volkes auch ihr Ziel. Aber den republicanischen Democraten war diese Revolution immer noch im Beginnen. Die Decrete, welche das Königthum für wesentliches Stück der Verfassung erklärt hatten, selbst daß suspensive Veto, welches eigentlich nichts war, hatte ihre Wuth aufgeregt. Sie waren zum Kampfe gegen die royalistischen Democraten entschloßen. Aber in der Nationalversammlung selbst vermochten sie, nur eine kleine Zahl, keinen Boden zu gewinnen. Daher schufen sie sich den Pöbel zum

Stützpuncte, den sie unter dem Namen „das Volk" begriffen, während die royalistischen Democraten darunter den Bürger- und Bauerstand verstanden. Vor der Hand sorgten die republicanischen Democraten nur dafür, daß dieser Pöbel in steter Aufregung bleibe, daß er allenthalben Feinde und Verräther sehe, die durch Mord gestraft werden müßten, damit er dereinst auch die royalistischen Democraten schrecken und sie unter das Joch der republicanischen bringen könne. Es war unter den obwaltenden Verhältnißen unschwer, den Pöbel in der Mordlust wach zu erhalten. In Paris herrschte noch immer Mangel; denn Räuberbanden, die wie giftiges Gewürm allenthalben an dem neuen Reiche der Freiheit zehrten, schnitten die Zufuhr ab, oder andere Städte hielten gewaltsam zurück, was für die Hauptstadt bestimmt war, und die Bemühungen der Behörden sie zu versorgen wurden so zum Theil vereitelt. „Die Feinde des Volkes, die Aristocraten, riefen nun die republicanischen Democraten, wären es, die das gute Volk von Paris wollten verhungern laßen."

So geschah es, daß zwei Tage, nachdem die Nationalversammlung ihren Sitz zu Paris aufgeschlagen (am 21. October), der Pöbel einen redlichen Mann, den Bäcker Francois ergriff und ihn den Behörden und der Nationalgarde zum Trotze am Laternenpfahle aufhing. Indeßen schlug dieses Ereigniß gegen die Erwartungen der republicanischen Democraten aus. Lafayette, der Commandant der Nationalgarde von Paris und die ganze Municipalität der Stadt begehrte ein Martialgesetz, sonst könnten sie nicht länger für die Ruhe der Hauptstadt bürgen *). In Versailles hatten die royalistischen Democraten das rasende Toben des Pöbels von Paris nicht ohne stille Freude gesehen; diente es doch den Hof und die Aristocraten mit Todesfurcht zu erfüllen und sie zum Nachgeben zu nöthigen. In Paris aber wollten sie das Stürmen des Pöbels nicht mehr; denn eine leise Ahnung fing an in ihnen aufzugehen, daß die republicanische Partei, deren Dasein wohl bekannt war, es einst gegen sie benutzen möge. Auch waren die Umstände, unter denen Francois ermordet worden war, zu schauderhaft, um nicht das Gefühl aufzuregen. Also empfing die Comité für die Constitution sofort den Auftrag ein Martialgesetz zu entwerfen. Aber auch

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 341. 342.

die royalistischen Democraten scheueten sich das Volk allzusehr einzuschränken. Konnte doch heute oder morgen der Fall wieder kommen, daß man seiner gegen Hof, König und Aristocraten bedurfte. Diese sollten daher, auch wenn das Martialgesetz das Volk etwas gezügelt, nicht minder in steter Furcht schweben. Die Comité für die Constitution empfing daher zugleich den Auftrag den Plan zur Errichtung eines eigenen Tribunals, das die Verbrechen der beleidigten Volksmajestät richten sollte, zu entwerfen. Das Martialgesetz aber ward bereits am 22. October gegeben: es autorisirte die Behörden, bei abermaligen Aufläufen die rothe Kriegsfahne auf dem Stadthause aufzupflanzen, die bewaffnete Macht zusammen zu ziehen und, nach dreimaligen Auffordern an die Menge sich zurückzuziehen, Feuer geben zu laßen.

Nicht ohne heftigen Kampf hatten die Republicaner sich dieses Decret entreißen laßen. Robespierre vor Anderen hatte sich dagegen erhoben: nicht gegen das arme, hungernde Volk bedürfe es so scharfer Gesetze: nur von den Aristocraten sei es verführt worden, die Volk und Nationalversammlung zu trennen und freiheitsmörderische Decrete zu erzwingen gedächten. Gegen die Aristocraten möge man sich wenden, gegen die Bischöfe, die Aufruhr gegen die Constitution predigten, gegen die Gouverneure der Provinzen, die das Getreide in das Ausland führten, um Frankreich hungern zu laßen, gegen die tausendfach verzweigten Verschwörungen, die die Freiheit in der Wiege erdrücken wollten *). Nicht ohne Anklang blieben solche Stimmen, halb ungern gab die Nationalversammlung das Martialgesetz; dreimal hatte es die Municipalität von Paris begehren müßen und einige Districte der Hauptstadt protestirten förmlich dagegen. Der District **Saint Martin des Champs** beschließt sogar, daß seine Glieder die Uniform der Nationalgarde nicht eher wieder anlegen sollten, bis dieses Kriegsgesetz wieder aufgehoben. Von der Municipalität der Stadt und von der Nationalversammlung müße die Zurücknahme begehrt werden. Indeßen bleibt das Kriegsgesetz doch in Kraft und bewirkt wenigstens in Paris auf geraume Zeit, daß die Freiheit nicht durch Mordscenen besudelt wird **).

*) **Lameth: histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 192. 193.**

**) **Bailly: Mémoires III. pag. 222. 223.**

Wie fest und sicher aber nun die Democraten den Boden bereits unter sich fühlten, das beweißt, daß sie jetzt kein Bedenken mehr trugen, einen heftigen Kampf gegen den Klerus zu eröffnen, in dessen Mitte so Viele ihre Anhänger und ihre Mitkämpfer gewesen bis auf diese Zeit. Die Democraten waren entschloßen sich der ganzen großen Schuldenlast, die auf dem Reiche ruhete, mit einem kühnen Schlage zu erledigen. Das unermeßliche Eigenthum des Klerus sollte für die Nation eingezogen werden. Schon als Necker die Anleihe von dreißig Millionen von der Nationalversammlung begehrte (am 7. August 1789), hatte der Marquis de Lacoste gerufen: „schon laste eine Abgabenbürde von sechshundert Millionen *) auf dem armen Volke, man möge sie nicht vermehren, da das Guth des Klerus ein so treffliches Auskunftsmittel darbiete." Dabei hatte Lacoste auch schon von der Nothwendigkeit gesprochen, die Mönchsorden aufzuheben. Indeßen hatten die Democraten den Antrag damals unbeachtet gelassen, sichtbar weil sie den der Democratie befreundeten Theil des Klerus noch in dem Kampfe gegen die Aristocratie brauchten. Aber unverloren blieben die Worte Lacoste's, zumal da unter dem Klerus selbst noch Anhänger der Lehre der Jansenisten waren, welche das Priesterthum der katholischen Kirche in die Einfachheit der Urzeit zurückführen wollten, denen der Reichthum der Bisthümer und Abteien unchristlicher Greul war. Lange aber zögerten die Democraten dennoch mit dem Angriff auf das klericalische Guth, und wie abgeneigt auch viele unter ihnen im Herzen dem ganzen Christenthume waren, sie hatten vorsichtig sich gehütet, den katholischen Sinn des Klerus zu reizen. Das hatte sich am auffallendsten gezeigt, als die Frage in der Nationalversammlung aufgeworfen worden (August 1789), ob man eine Religion für die herrschende des Staates erklären sollte. Nur ein sehr geringer Theil der Deputirten hatte sich für eine unbedingte Religionsfreiheit ausgesprochen; unter ihnen Mirabeau und Castellane. Aber die Bischöfe hatten sich mit fast fanatischer Wuth geäußert und Grundsätze, die eines spanischen Inquisitionstribunals vollkommen würdig waren, ausgesprochen. Ruhig hatten die Democraten sie toben laßen, um dem katholischen Sinn ihrer Bundesgenossen unter dem Klerus kein Aer-

*) Lameth: histoire I. pag. 108. 109.

gerniß zu geben. Das Decret war also abgefaßt worden: „niemand sollte wegen seiner religiösen Meinung verfolgt werden, so lange er durch ihre Ausbreitung nicht die öffentliche Ruhe und Sicherheit gefährde.“ Damit war auch indirect die katholische Kirche für die herrschende des Landes erklärt und von dem Rechte der Protestanten, ihren Cultus öffentlich zu üben, keine Rede. Müde hatte der reformirte Prediger Rabaut de Saint Etienne sich nach den ewigen Gesetzen des wahren Christenthumes geschrien. Die Democraten hatten den Katholischen einen fast vollständigen Sieg erfechten laßen. Der Protestantismus war ihnen so gleichgültig wie der Katholicismus: sie wollten nur nicht zur Unzeit mit dem Klerus brechen.

Indeßen waren seitdem alle Dinge zu Gunsten der Democraten gestaltet worden, und wenn vielleicht früher die Rücksicht auf den Glauben des Volkes sie verhindert hatte, das klericalische Guth anzugreifen, so war diese jetzt fast ganz weggefallen. Alle Classen des Volkes hatten sich entschieden für die Revolution ausgesprochen, der Klerus und besonders der hohe Klerus nicht minder entscheidend seine Feindschaft gegen diese Revolution. Aristocrat und Priester waren dem Volke gleichbedeutende Ausdrücke geworden; sie wurden gleich gehaßt und gleich verfolgt. Als aber die alterthümliche Hochachtung vor den Priestern in wilden Haß sich umgewandelt, da ward auch eine Hauptstütze des Christenthumes umgebrochen; denn das Volk war gewohnt in den Priestern die Kirche und in der Kirche das Christenthum zu sehen. Man kann dem hohen katholischen Klerus den Vorwurf machen, daß er zum Theil in der Revolution eben so sehr mit unchristlichen Sinn als ohne besonnene Berücksichtigung der Verhältniße gehandelt hat. Zu Empörung rief er gegen die Constitution und rief später mit dem Kreuze in der Hand zu Bürgerkrieg und Bürgermord. Aber niemand hat die Diener der christlichen Kirche gerufen, die Waffen für diese oder jene politische Ansicht zu erheben. Unbesonnen aber war es, daß der Klerus, als, wie jetzt geschah, alle Stände patriotische Gaben zur Abwehr der Noth auf dem Altar des Vaterlandes niederlegten, König und Königin selbst Schmuck und Kostbarkeiten darbrachten, nichts, gar nichts thun wollte, erklärend: „das Silber und Gold der Kirche sei heiliges, unverletzliches Eigenthum der Priesterschaft“; unbesonnen war, daß er selbst den billigen

Vorschlägen, sich eines Theiles seines Eigenthumes freiwillig für das Vaterland zu erledigen, nur hartnäckige Weigerung entgegensetzte *). Es ist immer noch der alte Geist rege, der schon in den Cahiers erschienen, der mit der einen Hand höchstens geben will, um mit der anderen zu nehmen. Der hohe Klerus ist in dem Besitz vieler reichdotirten Aemter, mit denen kein Amtsdienst verbunden (Sinecuren), viele seiner Mitglieder besitzen wider alle Verordnungen der Kirche viele Pfründen (Pluralität der Beneficien), viele Bischöfe fürstliche Einkünfte; Alles ist jetzt Heiligthum, Alles unantastbar, Alles unverletzlich wie die Kirche selbst, und ein Versuch zu reformiren, die Gesetzlichkeit und Einfachheit der Urzeit zurückzuführen, ist Angriff auf das Christenthum selbst. Durch rechtzeitige Aufopferung eines Theiles des reichen klericalischen Guthes, durch Bewilligung der Einziehung der Sinecuren hätte der Klerus vielleicht das Ganze noch retten können. Aber er stellt sich keck auf die äußerste Spitze, sieht nicht die veränderte Gesinnung der Menschen und nicht den Drang der Zeit, und führt somit den von vielen Democraten heißersehnten Untergang des Baues der äußeren Kirche herbei, der den Untergang des Christenthumes beschleunigen sollte.

Also begannen die Democraten den Kampf, in dem der Sieg aller Noth der Finanzen ein Ende machen sollte. Die Aufhebung der Zehnten hatte alle Verhältnisse der Kirche in Verwirrung gebracht, da dadurch viele Kleriker alle, andere einen guten Theil, wiederum andere gar nichts einbüßten. Also war durchaus nöthig eine neue Ordnung der Dinge zu treffen. Talleyrand, Bischof zu Autun, schlug zu Versailles (am 10. October) schon vor, die klericalischen Güther zum Besten der Nation einzuziehen. Er berechnete ihren jährlichen Ertrag auf einhundert und funfzig Millionen, wovon achtzig Millionen auf die Zehnten kämen, siebenzig auf den Ertrag der liegenden Gründe. Die Zehnten sollten nur allmälig, zuerst für die Aermeren aufhören, von den Uebrigen aber noch eine Zeitlang in eine Tilgungscasse gezahlt, die liegenden Gründe aber sofort versteigert werden, der Ertrag in den Staatsschatz fließen und zur Abzahlung

*) **Lameth: histoire I. pag. 159.** Lacoste und Alexander Lameth hatten vorgeschlagen, der Klerus solle zur Deckung des Deficits dadurch mitwirken, daß er allmälig unnütze Beneficien einziehe.

an die Staatsgläubiger dienen. Die Nation sollte dafür dem Klerus ein Einkommen von hundert Millionen sichern, so lange noch Pensionen gezahlt werden müßten, achtzig bis fünf und achtzig Millionen, wenn die Pensionairs würden abgestorben sein. Durch Aufhebung der Sinecuren und andere Beschränkungen sollten die Kosten, welche der Dienst der Kirche bis dahin erfordert, ermäßiget werden. Talleyrand hatte den Grundsatz aufgestellt: der Klerus habe nur in so weit ein Eigenthumsrecht an die geistlichen Güther, als sie zu seinem Unterhalt nothwendig wären *). Es würde schwer sein, aus dem ganzen Vorschlag etwas Antichristliches herauszufinden. Aber fürstliche Einkünfte konnten die Bischöfe diesem Plane zu Folge allerdings für die Zukunft nicht weiter hoffen.

Ein gewaltiger Kampf erhob sich nun in der Nationalversammlung über die Frage: „wem gehören die klericalischen Güther?“ Die Democraten behaupteten: sie müßten der Nation gehören. Der Klerus habe nur durch die Erlaubniß der Nation bis jetzt das Recht der Existenz und des Eigenthumes gehabt, die souveraine Nation nehme nun diese Erlaubniß, der Klerus höre auf als Körperschaft, als Nation in der Nation zu existiren, und sie verfüge nun über das Guth, welches an die Existenz als Körperschaft geknüpft gewesen. Der Klerus aber erkannte weder an, daß er jemals als Körperschaft nur durch die Erlaubniß der Nation existirt habe, noch, daß sie das Recht habe diese Erlaubniß zurückzunehmen: die Kirche habe eine nothwendige Existenz in sich selbst, dieser Kirche gehöre das klericalische Guth, dieser Kirche sei es geschenkt zu ihrer irdischen Erhaltung, und die Priester wären die natürlichen Nutznießer und die temporairen Eigenthümer. Beide Parteien stritten mit großer Heftigtigkeit, ohne den Punct, durch welchen der Streit allein entschieden werden konnte, deutlich zu berühren. Die Parteien hätten einander bekennen sollen, daß sie über die Frage, wem das klericalische Guth gehöre, niemals sich vereinigen konnten, da jede auf einen Standpunct sich stellte, der der reinste Gegensatz von dem Standpuncte des Gegners war. Der Klerus, indem er für die Kirche das unveräußerliche Eigenthumsrecht in Anspruch nahm, berief sich auf die Ideen und Begriffe aus dem alten Staate. In diesem war die

*) Bailly: Mémoires III. p. 137—146. Lameth: histoire I. p. 160.

Kirche als eine Macht betrachtet worden, die über die ganze christliche Welt ausgebreitet, frei und unabhängig als göttliche Stiftung durch sich selbst existire. Diesem Gedankenbilde früherer Jahrhunderte waren die Güther geschenkt worden und den sichtbaren Säulen desselben, den Priestern, den Klöstern, den Stiftungen zu ewiger Nutznießung überwiesen. Der Staat, die Nation, die Welt hatten das Recht in diesem Sinne zu geben und zu nehmen völlig anerkannt. Jeder Priester für seine Person konnte allerdings kein Eigenthumsrecht an das klericalische Guth in Anspruch nehmen, aber die sich immer regenerirende und ewig, wie die ewige Kirche, sich erneuernde Priesterschaft konnte es. In dem Sinne der Geber und der Empfänger der früheren Zeit hatte der Klerus vollkommen Recht mit seinem Widerstande. Die Democraten aber erkannten weder die Rechtmäßigkeit des alten Staates, noch die Rechtmäßigkeit der Begriffe, die in ihm gewaltet, an. Sie hatten jetzt den neuen und rechten Staat gefunden und diese Erfindung gab ihnen so Recht wie Pflicht den alten zu zerstören. Das Gedankenbild der Kirche, als der alten Unnatur angehörend, ward, wie Alles, hinweggenommen und die Steine des zertrümmerten Baues gehörten nun zweifelsohne denen an, auf deren Boden sie lagen. Das Neue war auch für den französischen Klerus ein Gesetz geworden, wollte er überhaupt dem französischen Volke noch angehören; denn in dem neuen Staate war der Wille der Majorität unbedingtes Gesetz für die Minorität.

In Paris errangen die Democraten über den, in diesem Stücke selbst von dem Adel verlassenen Klerus das Decret (am 2. November 1789): „daß die klericalischen Güther zur Disposition der Nation ständen, welche die Verpflichtung auf sich nehme für Kult- und Kirchendiener zu sorgen. Kein Kleriker sollte weniger als zwölfhundert Livres empfangen *). Bald darauf wurden auch die Domainen des Königs für Eigenthum der Nation erklärt, welche durch eine Civilliste für den Unterhalt des königlichen Hauses zu sorgen habe.

Einige Zeit hoffte der Klerus noch, daß seine Güther nur als Hypothek für die Staatsschuld würden dienen sollen **),

*) Lameth: histoire I. pag. 179. 180.

**) Lameth: histoire I. pag. 83.

obwohl sie bereits durch ein Decret vom achten November unter die Obsicht des Königs, der administrativen Behörden und der Nationalgarden gestellt worden waren. In der That zögerten die Democraten geraume Zeit mit dem entscheidenden Schritt; aber es geschah das kaum aus einem anderen Grunde, als weil man durch den plötzlichen Verkauf so vieler Nationalgüther, zumal da die Masse des baaren Geldes damals in Frankreich sehr gering war, die Preise zu sehr heruntergedrückt zu sehen befürchtete. Die steigende Noth der Finanzen drängte indeßen zu dem entscheidenden Schlage. Bereits im November hatte Necker eine abermalige Anleihe von achtzig Millionen verlangen müßen. Damit hatte er für das Jahr 1790 Einnahme und Ausgabe im Gleichgewicht zu erhalten gehofft. Aber die Einkünfte und Abgaben liefen der Regierung so unvollständig ein, daß bereits im Monat Februar vierzig Millionen fehlten. Dabei häuften sich die außerordentlichen Ausgaben, und Necker mußte der Nationalversammlung gestehen, daß das Deficit für das laufende Jahr sich auf 294 Millionen belaufen würde *). Da trat der Marquis von Montesquiou auf und schlug vor, sofort an Domainen der Krone und an Güthern des Klerus für vierhundert Millionen zu verkaufen, den Ertrag in eine außerordentliche Kasse (**caisse de l'extraordinaire**) fließen zu laßen und, um schnelle Hülfe dem Staate zu bringen, gleichzeitig für vierhundert Millionen Assignaten, die mit drei vom Hundert verzinst werden sollten, zu schaffen und durch sie die 170 Millionen abzutragen, welche von der **caisse d'escompte** geliehen worden waren, mit 132 Millionen die Kosten des laufenden Jahres zu decken. Die Schöpfung dieser Assignaten war nothwendig, weil der Verkauf der Nationalgüther unmöglich so rasch, als die Finanznoth es begehrte, bewerkstelliget werden konnte **). Aber durch den Erlöß derselben sollten die Assignaten einst wieder eingelöst werden. Die Revolution aber hat Alles verschlungen: die Nationalgüther sind verkauft und die Assignaten nicht wieder eingelöst worden. Mit großer Freudigkeit ergriffen die Democraten den Antrag. Vergebens wiederholte der Klerus nun ein schon früher gethanes Anerbieten, eine Anleihe von vierhundert Millionen auf die

*) **Mémoires de Ferrières I. pag. 400.**

**) **Lameth: histoire II. pag. 78.**

klericalischen Güther zu machen, deren Zinsen der Klerus zahlen, die er durch allmäligen Verkauf einzelner Güther zurückzahlen wollte. Die Democraten fühlten sich jetzt stark genug, den Klerus als Körperschaft zu zerstören. Sofort wurden alle Güther desselben unter die Obsicht und Verwaltung der Civilbehörden gestellt, und die Schöpfung der Assignaten, denen ein erzwungener Cours gegeben ward, decretirt (am 17. April 1790).

Unermeßlich wiederum waren die Vortheile, die den Democraten und der Revolution daraus erfloßen. Alle Noth der Finanzen hatte nun ein Ende, die Democraten brauchten keine neuen Anleihen mehr; es bedurfte nur, daß sie abermals eine Masse von Nationalgüthern für den Verkauf bestimmten und wiederum einige hundert Millionen Assignaten in Umlauf setzten. In dem Fortgange der Zeit stieg die Masse der Nationalgüther durch die Einziehung des Eigenthumes der Emigranten, durch zahllose Proscriptionen und Hinrichtungen. Lange schienen die Assignaten eine hinlängliche Bürgschaft zu haben, wie sehr sie auch ins Unermeßliche vermehrt würden. Die Revolution erhielt dadurch Geldmittel, wie sie in einem geordneten Staatsleben niemals hätten gewonnen werden können. Und diese Geldmittel dieneten später den furchtbaren Kampf zu bestehen, den die Republik mit dem verbündeten Europa zu streiten hatte. Der nächste Vortheil aber, der den Democraten jetzt schon aus der Schöpfung der Assignaten erfloß, war, daß jeder Inhaber eines solchen Papiergeldes nothwendig auch ein Anhänger der Revolution sein mußte; denn die Assignaten standen und fielen mit ihr. Eine Reaction gab den ehemaligen Besitzern die Nationalgüther zurück, und die Assignaten waren ohne Werth. Daher bemerkte ein Democrat in seinem Sinne ganz richtig, man müße die Assignaten schaffen, auch wenn sie nicht nöthig wären. Unverkennbar sind aber auch der großen Masse der Franzosen durch den Verkauf der Nationalgüther sehr bedeutende Vortheile geworden. Die reichen Güther des Klerus kamen um mäßige Preise in des Bürgers und des Bauers Hand, wurden beßer verwaltet und ihre Theilung in kleine Parcellen belebte den Ackerbau und die Industrie *). Im Anfange wollte die Nationalversammlung den Verkauf durch die Municipalitäten bewerk-

*) Lameth: histoire II. pag. 83.

stelligen laßen und sicherte diesen einen bedeutenden Rabbat zu; bald darauf aber ward verfügt, daß jeder Einzelne unmittelbar von den mit dem Verkauf beauftragten Behörden kaufen könne. So war die mächtige Körperschaft des Klerus in Frankreich zerstört, ihr unermeßliches Guth der Nation überwiesen.

Indeßen mochte das allein nicht für einen Angriff der Democraten auf die katholische Kirche oder das Christenthum selbst erachtet werden. Aber die Bischöfe und die eifrigen Katholiken betrachteten das schon als offene Kriegserklärung gegen das Christenthum, dessen Bau ihnen schon halb vernichtet schien, als eine frevelnde Hand sich an dem heiligen Guth der Kirche vergriffen. Also jammerten sie unaufhörlich, die katholische Religion sei es, auf deren Vernichtung die Democraten sännen. Da trat der Democraten einer, Dom Gerle, Carthäuser Mönch, auf und schlug vor (am 12. April 1790), man möge die Verläumder durch den Beschluß, daß die katholische, apostolische und römische Religion immerfort die Religion der Nation bleibe, ihr Kultus der allein vom Staate autorisirte sei, beschämen. Aber die Democraten achteten sich stark genug, die Hülle allmälig fallen zu laßen und zu zeigen, daß die Religion ihnen mindestens gleichgültig sei. Offen in dem Schooße der Gesetzgeber wagte der Atheismus noch nicht aufzutreten; das geschah erst, als der Nationalconvent seine Sitzungen eröffnet hatte. Aber eine Erklärung, wie Dom Gerle sie vorschlug, mußte den Democraten höchst gefährlich scheinen. Für katholisch erklärte ja der Klerus auch, daß er Zehnten, daß er Eigenthum besitze, und so konnte ein solch Decret eine scharfe Waffe gegen die Democraten werden. Schon darum mußte es verworfen werden, wären auch die Democraten nicht zum Theil von noch stiller Feindschaft gegen jede Religion überhaupt getrieben worden. Also trat Graf Karl Lameth sogleich auf: Unnöthig sei eine solche Erklärung; denn über die Gesinnungen der Nationalversammlung könne Niemand zweifelhaft sein; sie beschäftige sich ja eben damit, die Einkünfte der Geistlichen und der Kirche in der neuen Ordnung der Dinge zu bestimmen, sie habe diese neue Ordnung der Dinge ganz auf die Gebote des Evangeliums gegründet, indem sie die Worte der Schrift erfüllt, daß die Armen erhöhet und die Reichen erniedriget werden sollten. Gefährlich aber, fügte er bitter hinzu, könnte sie leicht werden, eine solche Erklärung, wenn man auf Gesinnung und That der

Geistlichkeit achte, die offen darnach strebte, Mord, Brand und Bürgerkrieg im Reiche zu erregen. In der That waren dazu die Versuche in Languedoc gemacht worden. Die rechte Seite, Adel und Bischöfe begehrten mit großer Heftigkeit, daß über die Motion des Dom Gerle sofort debattirt werde; aber der democratische Präsident hob die Sitzung auf, und bis zur nächsten Sitzung verabredeten die Democraten ihre Maaßregeln. Dom Gerle nahm seinen Antrag zurück und die Nationalversammlung schritt mit der Erklärung, daß sie keine Macht über die Gewissen habe, daß die Achtung vor der Religion verbiete sie zum Gegenstand einer Untersuchung zu nehmen, zur Tagesordnung über. Mit wilden Schreien wehrten die Democraten den Gegnern das Sprechen und erklärten rasch die Discussion für geschloßen *).

Damals waren bereits die Protestanten zu allen Aemtern und Würden des Staates gleich tüchtig erklärt; und eine andere Stütze des alten Baues der katholischen Kirche war ebenfalls bereits zusammengesunken. Die Mönchsorden waren aufgehoben worden und der constitutionelle Grundsatz ausgesprochen, daß sie niemals wieder in Frankreich aufgerichtet werden könnten **). Alle Mönche und Nonnen durften in den Häusern bleiben, die sie einmal bewohnten und alle, selbst die Jesuiten, empfingen Pensionen. Die Güther wurden zu der Masse des Nationaleigenthumes geschlagen. Tausende gingen nun freudig heraus aus des Klosters düsterer Einsamkeit, zu dem heitern Licht des Lebens wiederkehrend ***), und der Freund des Christenthumes müßte die Decrete der Nationalversammlung mit Beifall begrüßen, wären sie von den Democraten in seinem ächten Geiste, in dem Drange, es in seiner Reinheit wieder herzustellen, gegeben worden. Aber der böse Geist, der nachmals offen hervortrat, wirkte schon jetzt im Stillen. Die Democraten arbeiteten immerfort unter dem Volke, die Anhänglichkeit an das Christenthum zu untergraben und gegen Priester und Mönche den wildesten Haß zu verbreiten. Nicht selten kam es in der Nationalversammlung zur Sprache, daß das Reich mit atheistischen

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 407—416. Lameth: histoire II. pag. 90. 91.

**) Lameth: histoire I. pag. 336.

***) Bailly: Mémoires III. pag. 272.

Schriften überfluthet werde. Aber die Democraten gingen über solche Dinge hinweg zur Tagesordnung fort, etwa bemerkend: ihre Einmischung sei unnöthig, die Kraft der Wahrheit werde sich schon selbst den Sieg verschaffen *). Auf dem Theater selbst wurden die Priester als blutgierige Ungeheuer geschildert und einst im Namen der katholischen Kirche verübte Greuel fielen jetzt auf sie selbst zurück.

Indeßen hatten die Angelegenheiten der Finanzen und der Kirche die Democraten nicht allein in dieser Zeit beschäftiget. Sie fühlten, sollte die neue Verfassung sicher stehen, so mußte die Administration des Reiches durchaus umgestaltet werden. Nicht der König durfte die Beamteten mehr ernennen, sondern das Volk mußte selbst es thun, nicht der Adel durfte mehr in dem Besitz der Stellen glänzen, sondern die Männer des Volkes. Es mußte dem Princip, daß, soweit nur möglich, das Volk sich selbst regiere nachgegeben, alle Staatsgewalt den Händen der Gegner der Democratie entwunden und eine Contrerevolution zur Unmöglichkeit gemacht werden. Die Democraten organisirten die vollständigste Selbstregierung des Volkes, welche dem Königthume den härtesten Schlag versetzte und ihm die ganze Administration entwand **). Die Einleitung dazu machte das Decret der Nationalversammlung, durch welches Frankreich in drei und achtzig nach Strömen, Bergen und Küsten benannten Departements getheilt ward (am 15. Januar 1790). Dadurch war die Eintheilung in die verschiedenen Provinzen, die in früherer Zeit größtentheils eigene Fürsten- und Herzogthümer gebildet, welche allmälig mit der Krone vereiniget worden waren, vernichtet. Die Democraten rühmten, von diesem Tage an erst habe es ein einziges Volk der Franzosen gegeben, früher nur Provencalen, Bretagner, Gascogner, Navarrer u. s. w. Schon am vierten August waren die besonderen Vorrechte einzelner Provinzen aufgehoben und damals schon stillschweigend alle Provinzen für eine große Gesammtmasse erklärt worden. In den neuen Namen und Formen sollten die alten Erinnerungen noch verschwinden.

*) Bailly: Mémoires III. pag. 172.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 364.

Auf die neue Departementseintheilung war die ganze Selbstregierung des Volkes gegründet (März 1790). Jedes Departement zerfiel in neun Districte, jeder District in Cantons, jedes Canton in sechs bis sieben Communen. Die Bewohner zerfielen in Activ- und Nichtactivbürger. Activbürger waren alle diejenigen, welche an directen Steuern soviel zahlten, als ein dreitägiger Tagelohn betrug. Sie allein nahmen Theil an der Selbstregierung des Volkes. Das Activbürgerthum war ein Widerspruch gegen die Grundsätze der Gleichheit, die in der Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers ausgesprochen worden waren; aber die Democraten selbst fühlten die Gefahr, die ganz Eigenthumslosen zur Mitherrschaft zu berufen. Erst die Legislatur hub das Activbürgerthum auf und führte das volle Reich der democratischen Gleichheit herbei. Die Activbürger bildeten die Urversammlungen (**assemblées primaires**), welche sich in dem Hauptort des Cantons versammelten. Die Urversammlungen wählten nun die administrativen Behörden und die Repräsentanten der Nation auf doppelte Weise. Unmittelbar ernannten sie die Volksmunicipalitäten. Die Zahl dieser Municipalitätsbeamteten richtete sich nach dem Maße der Bevölkerung und stieg von drei bis ein und zwanzig. Die Municipalitäten hatten die Verwaltung der Gemeindegüther, die Vertheilung und Eintreibung der directen Steuern und überhaupt die Administration der inneren Angelegenheiten des Dorfes oder der Stadt. Sie allein konnten die bewaffnete Macht requiriren; denn da sie eine reine Volksbehörde waren, durch die unmittelbare Wahl der Urversammlungen geschaffen, hatten die Democraten der Nationalversammlung ihnen auch die größtmöglichste Gewalt einräumen zu müßen geglaubt. In allen nur etwas wichtigen Angelegenheiten aber waren die eigentlichen Municipalitätsbeamteten gehalten, Bürger, welche die Notabeln genannt wurden, zu ihren Berathungen zu ziehen: dann nahmen sie den Titel „der große Gemeinderath" (**conseil general de la commune**) an. Es gab vier und vierzig tausend Municipalitäten im Reiche, und sie zeichneten sich immer durch höchst democratischen Sinn aus *). Die übrigen Administrationsbehörden und die Repräsentanten der Nation wurden nur indirect von den Urversammlungen ernannt.

*) **Lameth: histoire I. pag. 220. Mémoires de Ferrières I. pag. 365 — 367.**

Sie ernannten die Wahlversammlungen (**assemblées électorales**). Um Mitglied der Wahlversammlung werden zu können war nöthig, daß man an directen Steuern zahlte, was ein zehntägiger Tagelohn betrug. Wählen aber durften die Wahlversammlungen für die Nationalversammlung nur den, welcher eine Mark Silbers oder vier und funfzig Franken an directen Steuern zahlte.

In den Municipalitäten herrschte Leben und Wechsel: sie wurden zweijährig durch die Wahl der Urversammlungen erneuert: soviel Bürger als möglich sollten die Aussicht vor sich haben zum Mitherrschen zu gelangen. In den höheren Administrationsbehörden aber, welche von den Wahlversammlungen ernannt wurden, herrschte größere Stabilität. Nach den ersten zwei Amtsjahren schied die eine Hälfte dieser Beamteten durch das Loos aus; nach zwei anderen trat auch die zweite Hälfte zurück. Jedes Departement empfing eine administrative Behörde von 36 Mitgliedern: sie theilte sich in ihrer ersten Sitzung in zwei Sectionen: acht von der Köperschaft selbst ernannte Glieder bildeten das Directorium des Departements. Dieses war permanent und besorgte alle laufende Geschäfte. Die Uebrigen bildeten das **conseil de departement**, welches alljährlich nur eine Sitzung hielt, die jedoch einen Monat dauerte. Das Directorium hatte dem Conseil Rechenschaft von seiner Verwaltung abzulegen. Die Departementsbehörden hatten die Aufsicht über die öffentlichen Arbeiten und die Ausgaben ihres Bezirkes. Unter den Behörden des Departements standen die Behörden des Districtes, die genau auf dieselbe Weise organisirt waren, und in ein Directorium des Districts und ein Conseil zerfielen. Das erstere bestand in dem District aus fünf, das zweite aus zwölf Mitgliedern *). Dem König war auf diese Volksbehörden eigentlich gar kein Einfluß gelassen: königliche Commissaire sollten nur bei den Wahlen gegenwärtig sein und sie leiten. Wiederum war den Democraten ein mächtiger Schlag gelungen. Die ganze administrative Kraft befand sich in den Händen der Democratie; denn da die Wahlen frei von dem Volke ausgingen, kamen nur Bürger oder solche Edle und Priester, die der Democratie angehörten, in die neuen Stellen. Zu den Nationalgarden, zu den Jacobinerclubs trat ein drittes für die Democratie

*) **Bailly: Mémoires III. pag. 291—293.**

stehendes Heer, das Heer der Volksbeamteten, deren Zahl, nachdem auch die richterliche Gewalt von der Nationalversammlung dem König entzogen worden war und die Richterstellen vom Volke besetzt wurden, auf etwa 1,300,000 Individuen berechnet werden konnte *). Der Bürger aber und der Bauer jauchzte, daß die Nationalversammlung ihm die Ehre gäbe und ihm die Gewalt. Frankreich aber schien in eine unendliche Menge von kleinen Freistaaten zu zerfallen. Die Municipalitäten sollten unter den Districts- und Departementsbehörden stehen; aber sie kümmerten oftmals sich gar wenig um diese, und verfügten wie souveraine Gewalten. Die Nationalversammlung aber hatte decretirt, daß jeder Repräsentant der Nation nicht die allein, von denen er gewählt, sondern die ganze Nation repräsentire, eben so die Districtsbehörde den ganzen District, die Departementsbehörde das ganze Departement **).

Indeßen rasteten die Democraten nicht und das ewige, unaustilgbare Mißtrauen gegen den König so wie die Macht der herrschenden Principien trieb weiter von Stufe zu Stufe. Ein Mittel noch, sich dereinst wieder zu erheben, schien dem Königthume zu Gebote zu stehen, und dieses eine Mittel lag in dem Heere. Zwar war vor der Hand kaum eine Gefahr von demselben zu fürchten; denn laut und unzweideutig hatten fast alle Theile desselben sich für die Sache des Volkes ausgesprochen. Aber wer verbürgte die Zukunft, so lange dieses Heer in den Händen des Königs blieb, so lange Edle es befehligten, so lange die Grundsätze der neuen Freiheit, so lange die Vortheile, die sie dem Bauer und dem Bürger gebracht, nicht auch zu den Soldaten getragen waren. Das französische Heer war damals ausgezeichnet; von dem Maße der Bildung und Kraft, die in ihm herrschte, mag es einen Beweis geben, daß die meisten Helden der Republik und des Kaiserthums jetzt Gemeine oder Unteroffiziere waren ***). Aber die von Saint-Germain eingeführte deutsche Disciplin galt für vandalisch und die Offizierstellen wurden nach Gunst und nach Geburt,

*) Mémoires de Ferrières I. pag. 368.

**) Bailly: Mémoires III. pag. 295. 296.

***) Masena, Ney, Soult, Murat, Bernadotte, Augereau, Oudinot, Victor, Jourdan, Lefebre, Mortier, Gouvion Saint-Cyr, Moncy, Davoust, Macdonald, Kellermann, Marmont, Clarke, Pichegru, Hoche.

nicht nach dem Verdienst gegeben. Schwere Besorgniße lebten in den Democraten, daß das Heer einst in der Hand eines kräftigen Fürsten ein Mittel werden könnte, die junge Freiheit zu vernichten, vielleicht die schwerere noch, daß König Ludwig selbst von seinen Umgebungen getrieben werden könnte, den Versuch, mit den Waffen gegen die Nationalversammlung aufzutreten, zu erneuern; denn man wollte bemerkt haben, daß seit einiger Zeit der Hof wieder das Heer zu gewinnen trachte*). Deshalb schlug der Democrat Graf Alexander Lameth vor, die Nationalversammlung möge ein Problem zu lösen suchen, das in dem Lande der Freiheit nur aufgestellt und gelöst werden könnte, wie mit der nöthigen Ordnung des Heeres die unveräußerlichen Menschenrechte des Soldaten vereiniget werden könnten und die Sicherheit der Constitution, die von der Tyrannei in der Zukunft bedroht werden möchte. Die bewaffnete Macht des Staates müße in den Händen des Königs ruhen. Aber nicht in der Macht der Minister dürfe es liegen, wie das Heer besoldet, wie stark es sein solle, wie es in dem Innern des Reiches aufgestellt werden dürfe. Die Repräsentanten der Nation müßten das Alles bestimmen wie beobsichtigen; denn sonst könne von jenen, unter dem Vorwand das Reich und die Freiheit zu schirmen, leicht ihre Ueberwältigung eingeleitet werden. Eben so wenig dürfe nun aus demselben Grunde den Ministern die Macht gelassen werden, Offiziere ein- und abzusetzen, und zuletzt müßten auch die Soldaten eintreten in den Besitz naturgemäßer Rechte, damit nicht die Grundsätze der Freiheit auf den einen Theil des Volkes Anwendung fänden, während ein anderer von ihnen ausgeschloßen sei. Daher müße ein **cour martiale** errichtet, an den der Soldat von dem Kriegsgericht appelliren könne, oder eine militairische Jury gegründet werden. Die Democraten begriffen sofort Alles, was dem König dadurch entzogen, und Alles, was für sie gewonnen werden konnte. Und die Nationalversammlung decretirte nach kurzen Debatten: daß der König der Franzosen das Haupt der bewaffneten Macht sei, daß kein Militair ohne Urtheil und Recht cassirt werden könne, daß niemals ein Gesetz oder eine Ordonnanz gegeben werden dürfe, durch welche ein Bürger von irgend einem militairischen Amte ausgeschloßen

*) **Mémoires de Ferrières I. pag. 391**

werde, daß die Käuflichkeit aller dieser Aemter auf immer aufgehoben sei, daß am vierzehnten Juli jedes Jahres die bewaffnete Macht dem Gesetz, dem König und der Constitution Treue zu schwören habe. Jede neue Legislatur sollte bestimmen, wie stark das Heer sein müße, und von neuem dem König die Summen zu dessen Erhaltung bewilligen. Die Nationalversammlung nahm die Gesetzgebung für das Heer, die Sorge für verabschiedete Militairs, die Anordnung des Avancements als zu dem Geschäftskreise der gesetzgebenden Macht in Anspruch (am 28. Februar 1790)*), die **Comité de constitution** ward beauftragt, den Plan zu entwerfen, wie das Heer im Inneren anzuwenden, in welches Verhältniß es mit den Civilbehörden und der Nationalgarde zu stellen und wie die Militairtribunale zu ordnen wären. Damit war dem König und dem Adel auch das Heer entwunden und ein vierter Stützpunct für die Democratie gewonnen.

Nicht ohne manchen Widerstand war die Democratie auf ihrer Siegesbahn vorgeschritten. Aber dieser Widerstand war matt und kraftlos nur. Die Feinde der Democratie, mit welchen Gründen sie auch fochten, ob sie über Willkühr und Tyrannei der Nationalversammlung riefen, ob sie über Verletzung alter Rechte und des Eigenthumes, ob sie über den Untergang des alten und ächten Königsthumes schrien, ja ob sie über den drohenden und von den Democraten beabsichtigten Fall der Religion jammerten, sie blieben ungehört von der bei weitem größten Masse der Nation. Anarchie, rufen die Gegner, werde vernichtend über Frankreich kommen, Auflösung der Bande der gesellschaftlichen Ordnung zeigte sich in der That jetzt schon, als wollte sie die düstere Zukunft verkünden. Und es ist unmöglich, daß Viele von denen, die mit Freude den Anfang und den Fortgang der Revolution begrüßt, nicht hätten erfüllt werden sollen mit bangen Besorgnißen über die Zukunft. Aber es will darum doch die Nation in ihrer größeren Masse nicht, daß die Revolution zurückschreite, Niemand ersehnt die Autocratie zurück, Niemand des Adels Macht und Gewalt, Niemand der Priesterfürsten stolze Herrlichkeit, Niemand mit einem Worte das Alte. Die

*) Lameth: histoire I. pag. 373—398. Mémoires de Ferrières I. pag. 392.

Stimmen, die aus vier bis fünf und zwanzig Millionen Menschen heraus für dasselbe tönen, erklingen so einsam und so verlaßen, daß sie nicht beachtet werden dürfen. Befreundet der democratischen Revolution, innig befreundet erscheint mit geringen Ausnahmen, das französische Volk von dem Fuße der Pyrenäen bis zu dem Saume des Rheines, von den Ufern des mittelländischen Meeres bis zu dem Rande des großen Oceans *). Darum schreiten aus allen Kämpfen die Democraten der Nationalversammlung sieghaft hervor, und ohne Stützpuncte in der Nation zu finden legt sich der kaum begonnene Widerstand zum Ziele. Und zwei Dinge werden dadurch bewiesen mit möglichster Evidenz. Die Democraten hatten es trefflich verstanden ihre Sache zur Sache der Nation zu machen, durch viele Interessen hatten sie dieselbe eng an sich zu ketten gewußt, und es ist nachgewiesen worden, wie dieses bis jetzt geschehen. Aber nicht minder wird auch dadurch erhärtet, wie tief die Gefühle waren, welche unter den Franzosen vor der Revolution herrschten, wie schmachvoll sich der Bürger verachtet, wie drückend sich der Landmann vergewaltigt gefühlt hatte, wie anmaßend und werthlos der hohe Klerus gewesen, wie stolz und übermüthig der Adel, und zuletzt wie wenig die Autocratie unter dem Volke auch nur das behagliche Gefühl des materiellen Wohlseins hervorzurufen verstanden hatte.

Jener Widerstand aber gegen die Democratie hatte sich natürlich vervielfältiget, je mehrere der Ansichten, Urtheile, Stände geworden, die sie zu bekämpfen unternommen. Die englische Partei machte einen schwachen Versuch sich zu erheben von ihrem tiefen Falle, bald nachdem sie in der Nationalversammlung überwunden worden. Mounier war nach Grenoble gegangen: sein Ansehn in der Dauphiné war groß. „Wie die Dauphiné einst, rief er, die erste unter den französischen Provinzen gewesen, welche für die Freiheit gestanden, so solle sie auch jetzt wieder die erste sein das ächte Königthum zu verfechten und dem Wüthen der Democraten zu wehren, die auf den Pöbel von Paris gestützt,

*) Bailly: Mémoires III. pag. 290. Si quelques corporations interessées à perpétuer les abus de l'ancien régime osent calomnier les intentions de l'Assemblée nationale et insulter à ses décrets, l'immense majorité des Français ne cesse de lui adresser les témoignages de son dévouement et de sa gratitude.

nun Frankreich beherrschen und seinen König gefangen halten wollten". Eine Commission ward zu Grenoble niedergesetzt, welche sofort gegen die Decrete der Nationalversammlung protestirte und die Stände der Provinz in doppelter Anzahl berief. An den König ward die Bitte gestellt, diese außerordentliche Versammlung zu genehmigen. Die Democraten waren nicht ohne Besorgniße. Das Beispiel der Dauphiné mochte leicht Nachahmung finden in allen pays d'êtats, und eine furchtbare Spaltung konnte sich zwischen der Nationalversammlung und diesen Provinzialständen gestalten *). Also eilte die Nationalversammlung zu decretiren, daß im ganzen Reiche keine Versammlung nach Ständen, sondern nur nach Individuen berufen, Provinzialstände aber, bevor sie nicht die Art der Einberufung derselben bestimmt, nicht versammelt werden dürften (am 27. October 1789). Mit Decreten, nicht mit dem Schwert überwanden die Democraten ihre Gegner. Die Commission in der Dauphiné verschwand spurlos, und Mounier flüchtete nach Genf **). Der König hatte, wie er jetzt überhaupt immer that, auch dieses Decret der Nationalversammlung sanctionirt, jedes Falles weil der Hof von dem Schritte der Stände der Dauphiné entweder keine kräftige Contrerevolution oder eine grimmige Spaltung in dem Reiche selbst befürchtete, ohne daß dadurch das alte Königthum wiederhergestellt wurde: waren doch die Stände der Dauphiné die ersten mit gewesen, welche gegen die Autocratie sich erhoben hatten. Die Stände der Provinz von Cambresis kamen zwar wirklich zusammen, protestirten gegen die Gültigkeit der Schlüße der Nationalversammlung in ihrer Provinz, und nahmen die Vollmachten zurück, welche deren Deputirte für die Nationalversammlung empfangen hatten (am 9. November 1789) ***). Aber auch sie mußten sich beugen, als die Democraten das Decret durchsetzten: die Stände von Cambresis, in den alten Formen berufen, wären unfähig die Volkswünsche rechtmäßig auszudrücken, wider die Bürgerrechte ihre Schlüße und diese somit null und nichtig (am 24. November 1789) †).

*) Schon war der Adel von Bearn dem Beispiel gefolgt, und hatte die Stände der Provinz einberufen.

**) Mémoires de Ferrières I. pag. 355—357.

***) Bailly: Mémoires III. pag. 287.

†) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 264.

Und eben so leichten Kaufes waren die Democraten aus dem Widerstande der Parlamente gekommen. Fürchten konnten die Democraten wohl die Parlamente nicht. Die Nation hatte zu gut begriffen, daß sie am Vorabend der Revolution nicht gegen die Autocratie gekämpft, um die Sache der Freiheit im democratischen Geiste zu befördern. Aber verschwinden mußten die Parlamente darum nicht minder. Die Democraten dachten auf gänzliche Umgestaltung des Gerichtswesens in ihrem Sinne und Geist, der mit dem Dasein der Parlamente durchaus unverträglich war. Dazu kam, daß diese seit Jahrhunderten behauptet, Repräsentanten des Volkes zu sein. So wenig als die Nationalversammlung in den Provinzialständen eine concurrirende Gewalt geduldet, so wenig durfte sie eine solche in den Parlamenten bestehen laßen. Diese aber hatten eben Ferien: die Democraten eilten das zu benutzen, um einen allgemeinen und kräftigen Widerstand dieser Körperschaften zur Unmöglichkeit zu machen. Graf Alexander Lameth setzte (am 3. November 1789) das Decret durch, daß die Ferien der Parlamente auf unbestimmte Zeit verlängert sein, die Vacanzkammern, denen während der Ferienzeit die laufenden Geschäfte zu besorgen oblag, diese auch fort betreiben sollten. Drei Tage darauf folgte ein zweites Decret, daß allen Gerichtshöfen und administrativen Körperschaften die von den Repräsentanten der Nation gegebenen, von dem König sanctionirten Gesetze binnen drei Tagen nach Empfang in die Acten einzutragen, binnen acht Tagen zu publiciren bei strenger Ahndung gebot.

Die Democraten hatten die Zeit wohl berechnet, in der sie diesen Schlag auf die Parlamente fallen ließen. Die Räthe waren in den Ferien hier und dorthin zerstreut: der Einzelne wagte nicht sich zu erheben. Der Vacanzkammern Widerstand war matt und kraftlos. Die Kammer von Rouen zeichnete zwar die Decrete der Nationalversammlung provisorisch ein, aber in Ausdrücken, die für diese höchst beleidigend waren. Die Kammer von Metz protestirte sogar gegen die Verlängerung der Ferien, den König für unfrei erklärend. Nur auf Bitten des Königs entging die Kammer von Rouen, und die Kammer von Metz nur auf Bitten der Commune dieser Stadt dem Schicksal vor das Tribunal geführt zu werden, welches die Verbrechen der beleidigten Volksmajestät richtete. Dennoch zeichnete auch die

Kammer von Rennes die Decrete auf wiederholte Anforderungen des Königs und der Nationalversammlung nicht ein; aber ihre Mitglieder mußten sich dafür des Rechtes der Activbürger beraubt sehen und demüthig vor der Nationalversammlung erscheinen, die schmachvolle Sentenz zu hören *). Nirgends hatte sich das Volk für die Parlamente geregt. Spurlos sind sie später untergegangen, als ein Decret der Nationalversammlung ihre Aufhebung verfügte.

Den schlagendsten Beweis aber, daß mit feurigem Enthusiasmus von dem größten Theile der Nation die democratische Revolution aufgenommen ward, giebt wohl der vergebliche Kampf des hohen Klerus gegen dieselbe. Das Heiligste und Wertheste, was der Mensch kennt, die Religion ruft dieser Klerus als Bundesgenossin auf: mit tausend Stimmen ruft er durch ganz Frankreich: „die Democraten bereiteten ihr den Untergang.“ Aber auch auf diesen Ruf bleibt mit geringen Ausnahmen das Volk ruhig, und unbekümmert um das Jammern der Bischöfe sieht es immerfort in den Democraten der Nationalversammlung seine alleinigen Freunde. Nun mag es immerhin gewiß sein, daß unter dem Volke selbst Viele erkannten, nicht für das Christenthum sowohl oder wenigstens nicht für das Christenthum allein, sondern für das weltliche Guth besonders kämpfe der Klerus; und nicht minder gewiß mag es sein, daß das Mühen der Philosophen und der Democraten unter der großen Masse, allen Glauben zu vernichten, bereits angefangen zu wirken; immer doch bleibt die gänzliche Ruhe des Volkes bei dem Angstrufe der Bischöfe, daß die Democratie die Kirche verschlingen wolle, der überzeugendste Beweis, in wie hohem Grade jene die Gemüther beherrschte. Denn vorwaltend war der Atheismus doch nur in den größten Städten des Landes und eine kleine Zahl nur unter dem eigentlichen Volke kann begriffen haben, daß Aufhebung der Klöster, Einziehung der klericalischen Güther, Ermäßigung der bischöflichen Einkünfte dem wahren Inhalt des Christenthums nichts anging. Und doch vergebens greift der Klerus die Democraten, vergebens die Constitution an; vergebens predigen Tausende von Schriften Aufruhr gegen das neue Reich der Freiheit; umsonst bleiben alle Versuche den Bürgerkrieg

*) Lameth: Histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 243 — 331.

zu entzünden, der auf das eifrigste gewünscht ward. Zwei hundert und neunzig Kleriker haben eine Protestation gegen das Decret niedergelegt, durch welches die Einziehung der geistlichen Güther verfügt worden war: sie wird in der Hauptstadt verbreitet, sie wird in die Provinzen gesendet; aber Niemand nimmt für das Priesterthum die Waffen.

Zu Paris in der Kirche der Capuciner ist ein Club gegründet worden, dessen Glieder aus Edlen und Klerikern bestehen. Vergebens hofft man hier, daß die Klagen über den Untergang der Religion, über die Eingriffe in alte wohl hergebrachte Rechte Eindruck auf das Volk machen würden. Die Democraten laßen durch dieses Volk den Club erst aus der Kirche der Capuciner treiben, und dann durch die Municipalität von Paris jede Vereinigung, die nicht von ihr autorisirt sei, verbieten *). In den Provinzen kam es allerdings hin und wieder zu einigen Bewegungen. Den Süden besonders hatte die katholisch-aristocratische Partei erwählt, um die Gegenrevolution zu beginnen. Größer als in dem Norden war hier noch die Anhänglichkeit an dem alten Glauben, weit greifend noch der Priester Einfluß und gewaltig der Haß gegen die Protestanten, die hier immer noch in beträchtlicher Zahl sich erhalten. Hier versuchten die Priester den Fanatismus früherer Jahrhunderte aus dem Grabe zu rufen, um mit ihm die Liebe für die Freiheit zu erdrücken **). Da tönten die Kirchen von Jammer und Klagen wieder, daß die Nationalversammlung zu Paris die Religion vernichte, daß Protestanten in ihr mächtig und einflußreich die katholische Kirche zu vernichten gedächten; denn mit einem Massacre der Protestanten, scheint es fast, wollte man die Einleitung zur Gegenrevolution machen, da diese sich allenthalben als eifrige Freunde des neuen Wesens schon deshalb gezeigt, weil der alte Staat

*) Mémoires de Ferrières II. pag. 9 — 14.

**) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 199. Persuadé qu'on ne pouvait étouffer une passion vive que par une passion plus fort encore, et que l'ardeur du zèle religieux était seule capable de l'emporter sur l'amour de la liberté, le clergé s'efforça de réveiller dans les coeurs le fanatisme de siécles précédens, et jeta dans une partie de la France des brandons de discorde, propres à allumer la guerre civile. In Montauban fielen die Katholiken über die Protestanten her; aber die Nationalgarde von Bourdeaux stellte die Ruhe schnell wieder her.

sie seit langem als Bürger nicht anerkannt. Die Städte Toulouse, Montauban, Nimes, Usez und Montpellier wurden am eifrigsten bearbeitet. Aber einige Gewaltthätigkeiten gegen Protestanten, einige Adressen und Protestationen waren Alles, was der Fanatismus zu gebähren vermochte. Die Municipalitäten, die Nationalgarden, die Jacobinerclubs schützten das democratische Reich vor jeglicher heftigen Erschütterung.

Alle Kabalen und Machinationen der Freunde des alten Wesens bewirkten nichts anderes als die Ueberzeugung in den Democraten, daß die Gegner nicht gesonnen sich zu fügen, daß sie zum Verzweiflungskampfe entschloßen: denn ob das Spiel jener Machinationen auch immer vergeblich blieb, darum ward es doch nicht minder immer von neuem begonnen. Jene Ueberzeugung aber reifte in den Freunden der Freiheit auch von Tag zu Tage den Entschluß, ihrer Macht sich zu bedienen, sich nicht länger bald heimlich beunruhigen, bald offen angreifen zu laßen, sondern die Gegner zu zertreten. Je mehr das Volk sah, wie man die Nationalversammlung verhaßt zu machen trachtete, desto inniger schloß es sich an dieselbe an, je mehr die Constitution geschmäht ward, desto mehr ward sie ein Nationalheiligthum, und je mehr man das Volk selbst zu trennen suchte, desto inniger verkettete es sich. Eine solche Verkettung trat besonders zwischen den Nationalgarden und dem stehenden Heere ein; allenthalben föderirten sie sich. Vergebens suchten die Offiziere, größtentheils Anhänger des alten Staates, durch die häßlichsten Mittel die gänzliche Desorganisation des Heeres herbeizuführen; das Heer blieb zusammen, und die Folge jener Kabalen war nur, daß die Offiziere schweren Haß auf sich luden.

Die Partei des alten Staates geht rettungslos ihrem Untergange entgegen. Zum Entgegenkommen, zum Entsagen, das Schonung und Wohlwollen erzeugen konnte, ist es jetzt viel zu spät. Die Gesinnung der Herzen ist schon zu deutlich an das Licht des Tages getreten und zu offen schon hat sich der glühendste Haß gegen das Reich der neuen Freiheit gezeigt. Sie kämpft fort, diese Partei, obwohl Alles ihr sagen mußte, daß sie mittel- und machtlos kämpfte. Ihr Mühen und Ringen kann keine Gegenrevolution hervorrufen, ja kaum die Democraten beunruhigen; wohl aber ihnen lehren, daß in dem neuen Staat der Gegner nicht geduldet werden könne, weil er ob starrer und

niemals für das Neue zu gewinnender Gesinnung auch niemals aufhören werde seine Kraft in Bewegung zu setzen, um dieses Neue zu stürzen.

Wie unter den Parteien im Volk und in der Nationalversammlung dauert auch zwischen dieser und dem König das Verhältniß des Krieges fort und der bitteren Feindschaft, welche durch eine zur Schau zuweilen getragene Befreundung gar schlecht verhehlt wird. Auch für den König ist es nun zu spät in die rechte Stellung zu der Nationalversammlung zu kommen, auch für ihn zu spät sich mit den neuen Ansichten und den neuen Ideen innig und mehr zu befreunden. Allzudeutlich ist die Feindschaft ausgesprochen worden von beiden Seiten, zu eng dem alten Wesen ergeben hat Ludwig sich unter den bis jetzt verlaufenen Ereignißen gezeigt, als daß die Freunde des neuen jemals wieder ein rechtes Vertrauen zu ihm hätten gewinnen können. Zu weit war die Democratie vorgeschritten, als daß dem König, die Brust erfüllt mit der Erinnerung an das, was er einst in Frankreich gewesen, das Herz zerrissen von dem Gedanken, wie er geworden, was er jetzt war, möglich jemals gewesen ihr die Hand zur Versöhnung zu reichen. König Ludwig wußte und fühlte, daß er ein Gefangener der Repräsentanten der Nation und des Volkes von Paris sei, und das Herz mit der Hoffnung erfüllt, die finstere Wolke, welche den Stern seines Königthums jetzt umhüllte, werde vorüberziehen oder durch einen von Außen herkommenden Sturm verjagt werden, scheute er sich nicht, ziemlich deutlich es merken zu laßen, daß er so macht= als willenlos handele, und daß der freie Entschluß ihm genommen, so wie die freie That. Darum ward Alles jetzt gethan, was die Nationalversammlung begehrte, ohne die mindeste Einrede, und jegliches Decret ward sanctionirt ohne die mindeste Bemerkung. Aber was laut gebilliget und dem Volke durch die königliche Promulgation zur Nachachtung bekannt gemacht ward, das ward im Grunde des Herzens auf das tiefste verabscheut, der Abscheu zuweilen gegen Befreundete selbst geäußert. Der König war entschloßen Alles zu sanctioniren, Alles nachzugeben. Nur in einem Puncte war er, sagt sein Minister, fest entschloßen, nicht zu wanken und zu weichen: dann nämlich, wenn die Nationalversammlung das heilige Gebäude der Kirche noch heftiger angreifen würde *). Indeßen

*) Necker de la révolution II. pag. 102.

ging dieses stille Fügen in jegliches Machtgebot der Repräsentanten der Nation nicht allein aus dem Wunsche hervor, dadurch dereinst erhärten zu können, daß abgezwungen Alles und abgetrotzt, daß die Macht des freien Entschlußes und der freien Berathung gefehlt; es war auch durch die Gewalt der unseligen Verhältniße schon, in denen der König stand, geboten. Denn wer bürgte dafür, daß eine auch leise Weigerung die Decrete der Nationalversammlung nicht genau so, wie sie vorgelegt worden, zu sanctioniren und zu promulgiren, nicht Ludwigs oder der theuren Gemahlin Leben in Gefahr setzte? Predigten doch Hunderte von Tagesblättern Haß dem Königthume und dem königlichen Geschlecht, arbeitete doch die Partei der republicanischen Democraten immerfort auf des Thrones Umsturz hin, und spähete, wie sie eine Gelegenheit gewönne, den Pöbel von Paris gegen den Pallast der Tuillerien zu führen!

Unter so finsterer Macht der Verhältniße war jede Befreundung zwischen dem König und der Nationalversammlung eine reine Unmöglichkeit. Und wenn daher zuweilen aus Ludwigs Munde noch des Vertrauens und der Befreundung Sprache tönt, so war sie, wie ohne Wiederhall in seinem Herzen, so ohne überzeugende Kraft für die Menschen. Nur durch besondere Ereigniße waren auch solche Schritte gewöhnlich abgenöthiget. Ein armer Edelmann, Thomas de Mahi, Marquis von Favras, sollte den wahnwitzigen Plan gefaßt haben den König, der von dem bewaffneten Paris, von dem steten Mißtrauen aller Democraten bewacht war, nach Metz zu entführen *). Das Mißtrauen des Volkes und der Democraten war durch diese Sache um so mehr gestiegen, als man so schon überzeugt war, daß Ludwig sich als Gefangener in Paris fühle, daß er die Revolution nicht lieben könne und, so wie es mit Sicherheit geschehen könne, der Gegenrevolution die Hand bieten werde.

Necker, der sonst schon ganz in den Hintergrund getreten, räth während des Processes des Marquis dem König einen auffallenden Schritt zu thun, welcher zeige, daß er mit jenem ohne alle Verbindung gewesen. Und der König kommt, diesem Rath

*) Dieser Favras ward am 25. December 1789 eingezogen und am 19. Februar 1790 hingerichtet.

folgend, in die Nationalversammlung (am 4. Februar 1790) *), umgeben von allen Ministern, um der Revolution eine feurige Lobrede zu halten und seine treueste Anhänglichkeit an sie und ihre Grundsätze darzulegen. „Der Augenblick sei gekommen, wo die innigste Verbindung, sprach der König, zwischen ihm und den Repräsentanten der Nation an den Tag gelegt werden müße; das große, herrliche Werk der Constitution schreite seiner Vollendung entgegen. Die Nationalversammlung habe vollendet, was er, der König, durch Errichtung der Provinzialstände früher begonnen, indem sie ein einiges Frankreich mit gleichem Recht und gleicher Pflicht geschaffen: er, der König, werde sie aufrecht erhalten, diese neue Organisation mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, jeder Widerstand werde fortan zum Verbrechen nicht gegen die Nation allein, auch gegen ihn. In Einem Gefühle möchten sich alle Franzosen vereinen, auch die, welche theure Opfer der Revolution dargebracht, in dem Gedanken, daß Glück und Wohlfahrt Aller fest begründet worden sei. Wer verloren, möge auf den König schauen, der in dem Glücke der Nation überreiche Entschädigung für manchen Verlust gefunden. Die constitutionelle Freiheit würde er aufrecht erhalten, ihre Grundsätze dem Herzen seines Sohnes einzuprägen verstehen und Ein Gedanke, die Constitution und das Glück des Volkes festzu halten, werde ihn auf immer mit der Nationalversammlung verbinden." Mit freudigem Geschrei war die Rede des Königs oftmals unterbrochen worden, mit frohem Beifall ward ihr Ende begrüßt; denn viele Democraten selbst waren in diesem Augenblicke hingerissen von der Gewalt des Augenblickes und vergaßen, daß ein aufrichtiges Anschließen des Königs an die Democratie in das Reich des Unmöglichen gehöre **). Aber die Berechnung stellte sich, wie es scheint, schon in den nächsten Augenblicken

*) Weber: Mémoires II. pag. 18.

**) Die Partei des alten Staates hatte die Rede des Königs mit großem Unwillen vernommen. „Les évêques et les nobles, sans croire à la sincerité des protestations de Louis XVI. n'en furent pas moins affectés de voir que ce prince rejetait sur eux seuls l'odieux d'une résistance qu'ils s'étaient jusque-là efforcés colorer de leur attachement à la personne du monarque et aux droits de la monarchie." Mémoires de Ferrières I. pag. 388. Die Aristocratie beugt sich immer unter die Monarchie, so lange diese gebietet, wie sie es will: im anderen Fall ist ein: plus royaliste que le roi, die Entschuldigung.

wieder ein, und das wohlbegründete Mißtrauen ward wieder wach. Und schnell entschloßen sich die Democraten den Schritt, zu dem der König, wie sie bald erkannten, nur durch die Verhältnisse genöthiget worden war, für sich zu benutzen *).

Kaum war, freudig noch begrüßt, Ludwig gegangen, als der Democraten einer, Goupil de Prefeln, rief: die Nationalversammlung dürfe nicht hinter dem König, der so eben Treue gelobt, zurückbleiben: alle ihre Glieder möchten sofort die Constitution beschwören; Camus aber fügte hinzu: und Alle, die nicht schwören wollten, könnten nicht ferner in der Nationalversammlung bleiben. Der König, wußten die Democraten, hatte mit dem Munde nur gelobt, die Freunde des alten Staates sollten genöthiget werden, denselben Schritt zu thun, damit beide, weil treu doch nicht in dem Herzen stehen würde, was nur der Mund gesprochen, der Nation als Treulose fortan erscheinen möchten, wenn, wie zu erwarten stand, bald heimlich und bald offen der democratischen Constitution von ihnen entgegengearbeitet werde. Also ward der Schluß, daß sofort die Constitution, deren Grundsätze und Grundzüge ja schon entworfen waren, beschworen werden sollten, von den Democraten angenommen und durchgesetzt. Die ganze Nationalversammlung leistete den Schwur auf die Constitution, selbst die Edlen und die Bischöfe, die ihre erbittertsten Gegner waren **). Der Zweck der Democraten war erreicht. Aber die Begeisterung der Democraten verbreitete sich mit reißender Schnelle über ganz Paris, die Commune, die Districte, alles Volk schwur mit demselben Enthusiasmus. Eine Deputation von sechszig Mitgliedern der Commune eilte, den Maire Bailly an der Spitze, zu dem König ihm zu danken für den glänzenden Beweis der Anhänglichkeit an die Constitution, den er gegeben, ihm zu danken, daß er die Feinde der Revolution gezwungen, ihre treulosen Machinationen

*) Und wenige Tage nach dieser Scene schrieb Ludwig an den Herzog von Polignac: „Ceuz qui sous pretecte de tout régénérer, sapent les bases de la monarchie n'ont point diminuer d'audace depuis votre départ. Les maux de la France augmentent progressivement d'une maniere effrayante. Histoire de la restauration par un homme d'état. I. pag. 34.

**) Quelques nobles et quelques évêques montrerent une extrême répugnance; il fallut se soumettre au décret. Mémoires de Ferrières I. pag. 389.

einzustellen. Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet und einige Tage darauf ward in der Kirche **Notre Dame** in Gegenwart aller Behörden, unter wiederholten Schwüren auf die Constitution, ein feierliches **Te Deum** gesungen. Und der Schwur des Königs, der Nationalversammlung und der Stadt Paris ward in ganz Frankreich jubelnd wiederholt. Alle Vortheile dieser Scene waren den Democraten geworden. Der König war durch die Macht der Verhältniße genöthiget worden, die Revolution feierlich anzuerkennen, Adel und Klerus die Constitution zu beschwören. Jeglicher Widerstand mußte in den Augen des Volkes fortan zum Verbrechen werden.

War aber einen Augenblick in dem Herzen des Königs auch wirklich der Entschluß gewesen, dem Willen des Volkes das alte Königthum zum Opfer zu bringen, war einen Augenblick in vielen Democraten bei dem Gelöbniß Ludwigs auf die Constitution die Feindschaft erloschen, so hatte doch Eines wie das Andere nicht über einen Augenblick hinausgedauert: man fühlte bald wieder, daß die Macht der Dinge mächtiger sei als schöne Worte und der Kampf ward kaum unterbrochen. König, Adel und Klerus zeigten nur Abneigung, Feindschaft und Ingrimm, die Democraten strebten kecker ihrem Ziele zu. Ohne Weisheit kämpften des Königs Minister gegen die Nationalversammlung, thöricht führten sie selbst den Untergang des königlichen Ansehns herbei. Immer mehr griff die verderbenbringende Ansicht in dem Ministerio um sich, die Revolution werde in sich selbst zusammensinken, man müße nur arbeiten, daß sie ordnungsloser, anarchischer werde. Wohl mochte es unter den damaligen Verhältnißen schwierig sein, Verfügungen und Anordnungen Kraft und Nachdruck zu geben, Gehorsam zu gewinnen und Ordnung zu erhalten. Aber die Minister des Königs fingen allmälig an, Alles gehen zu laßen, wie es selbst wollte. Sie wiesen alle Dinge an die Nationalversammlung, hoffend sie dadurch mit einer solchen Last von Geschäften zu überhäufen, daß sie sich am Ende genöthiget sähe, größere Gewalt in die Hände des Königs und seiner Minister zurückzulegen*). „Die vollziehende Gewalt spielt

*) Die Democraten hatten das bald, nachdem die Nationalversammlung nach Paris verlegt worden war, bemerkt. **Lameth: histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 51—54.**

den Todten", sagten die Democraten; aber sie fühlten Kraft und Muth genug die Last zu übernehmen, welche die Minister auf sie wälzten. Die Comités der Nationalversammlung waren nur errichtet, um über die Gesetze zu berathen. Jetzt vermehrte man die Zahl ihrer Mitglieder, überwieß ihnen die laufenden Geschäfte, und verfügte über Alles, was die Minister ohne Entscheidung ließen, durch die Decrete der Nationalversammlung. So hörte die königliche Regierung fast auf; sie hatte nach dem Ausdruck eines Democraten sich selbst ermordet. Das Volk aber gewöhnte sich dadurch immer mehr in dem König nur ein glänzendes Nichts, nur eine unnütze Last für den Staat zu sehen. Fast scheint es, die Democraten wünschten, daß die Nation ihn so betrachten lerne: nicht anders als der erste Staatsbeamtete ward der König jetzt genannt, damit die alterthümliche Hochachtung vor dem Königthume allmälig verschwinden möge und gern ward die Gelegenheit ergriffen zu zeigen, daß man dieses ersten Staatbeamteten im Nothfall entbehren könne, und wie theuer er sei *).

Denn feindlicher ward von Tage zu Tage die Stellung zwischen dem König und der Nationalversammlung, bitterer das Mißtrauen **), weil nun die Versuche der Emigranten begannen mit den Waffen in der Hand die Gegenrevolution zu bewerkstelligen. Jenen Franzosen, die nach dem ersten Aufstande von Paris das Vaterland verlassen, waren, bald getrieben von den Verfolgungen und der Wuth der Democraten und des Volkes, bald vom wilden Haß gegen das Reich der neuen Freiheit bewegt, Tausende gefolgt. An ihrer Spitze stand ein Bruder des Königs, Karl, der Graf von Artois. Sie waren aus Frankreich gegangen oder genöthiget worden zu gehen, weil die Revolution ihnen ein Greuel der Verwüstung war, dieselbe Revolution, die der bei weitem größern Zahl der Franzosen zum Heiligthum geworden. Die Gegner dieser Revolution, die noch in der Heimath geblieben, wie bitter auch ihre Stimmung war, wie sehr

*) Im April 1790 machte die Nationalversammlung die Ausgaben des Hofes „das rothe Buch" bekannt: mit Vergnügen machten die Democraten bemerkbar, daß von 1774 bis 1789 zweihundert Millionen Livres an Pensionen ꝛc. am Hofe ausgegeben worden waren.

**) Die Nationalgarden von Marseille und Montpellier setzten sich mit Gewalt in den Besitz der Citadellen ihrer Städte (April 1790).

sie den Bürgerkrieg zu entflammen wünschten, ganz laut und offen — die Furcht vor der Rache der Democraten wehrte es — traten sie doch nur selten gegen die Grundsätze dieser Revolution auf. Aber die, welche den Boden der Heimath verlaßen, waren der Furcht vor den Democraten entnommen: sie konnten laut, ungescheut und immer ihres Herzens Meinung verkündigen. Und diese Meinung war keine andere, als das vollständigste Verdammungsurtheil gegen Alles, was die Revolution geboren. Des Königs Bruder, seine einstmaligen Umgebungen, seine Freunde, seine Diener waren es, die es aussprachen, und nahe genug lag dem Klugen wie dem Beschränkten unter den Freunden der Revolution die Vermuthung, des Königs Meinung möge wohl auch eine andere nicht sein. Die Vermuthung der Democraten mußte sich zur Gewißheit steigern, sahen sie nicht auf die Worte sondern auf die Thaten des Königs und derer, welche jetzt mit ihm Eins waren; sahen sie auf den schlecht verhehlten Unwillen, mit welchem die Minister die constitutionellen Decrete promulgirten, sahen sie auf die Hindernisse, die sie der Nationalversammlung in den Weg zu werfen suchten, achteten sie auf das Betragen der Partei des alten Staates in dieser Nationalversammlung selbst, welche bald durch ein fanatisirtes Volk die Constitution vernichten, bald schlau durch ein Decret die Auflösung des gesetzgebenden Körpers herbeizuführen trachteten, so konnte der mindeste Zweifel nicht übrig bleiben, daß zwischen dem König, den Emigranten, dem Adel, dem Klerus, so weit die letzteren nicht der democratischen Partei sich hingegeben hatten, ein inniger Zusammenhang sei, daß sie alle einem Ziele zuarbeiteten, Vernichtung der Constitution, Zurückführung des alten Staates, wie er unter dem funfzehnten Ludwig gewesen. Je deutlicher dieser Zusammenhang zwischen dem König und den Emigranten in späteren Tagen hervortrat, und je bereitwilliger die Emigranten sich zeigten, um jeden Preis die neue Freiheit zu stürzen, als sie fremde Waffen auf den Boden Frankreichs zogen, als sie bereit sich zeigten selbst mit Aufopferung französischer Provinzen diese für ihre Sache zu erkaufen *), desto unver-

*) In der **Histoire de la restauration par un homme d'état I. pag. 43. 46.** werden einige Denkschriften der Emigranten genannt, in denen sie jetzt schon bereit scheinen den fremden Mächten für die Hülfe gegen die Democraten französische Provinzen zu cediren. So, meinen sie, könnte man Spanien den franzö-

meidlicher ward des Königs Untergang, desto grimmiger der Haß zwischen den Franzosen und den Emigranten, die in der That später wie zwei fremde Nationen sich entgegenstanden, desto feindlicher, je inniger sie früher verbunden gewesen, zwischen denen jegliches Rechtsverhältniß aufgehoben und deren Sache auf die Spitze des Schwertes gestellt war.

Jetzt war die Zahl der Emigranten verhältnißmäßig eben noch nicht bedeutend, sie hatten noch keinen Punct gewonnen, auf dem sie sich in bewaffneten Haufen sammeln und die französische Grenze bedrohen konnten; aber sie und die Revolution sorgten dafür, daß die Zahl der Emigranten von Tage zu Tage stieg. Der noch in Frankreich zurückgebliebene Adel ward durch alle Mittel in Bewegung gesetzt; bald drohete man ihm, daß er, wenn die Gegenrevolution gelungen, weil er für die heilige Sache des Königsthumes und der Aristocratie nicht mitgekämpft, von der Adelsliste gestrichen und zu jeglichem Amt unfähig erklärt werden würde, bald schilderte man des Bürgerstandes und des Volkes Ehre und Recht, die ihnen die Revolution gegeben, als einen Schimpf des Adels, der mit Blut ausgetilgt werden müßte und sendete die Spindel dem Feigen zu *). Aber auch die democratische Revolution sorgte für die Vermehrung der Zahl der Emigranten, indem sie immer kühner auf die Zertrümmerung des alten Staatsbaues hinarbeitete. Indeßen war selbst unter dem Adel die Emigration jetzt (1790) noch keinesweges allgemein; der Eine ward noch zurückgehalten durch die Liebe zum Vaterboden, zu Haus und Hof, der Andere durch die Hoffnung, daß im Innern selbst der Bürgerkrieg aufflammen werde. Die Emigranten, und besonders der Graf von Artois, der bald nach seiner Flucht aus Frankreich Zuflucht am Hofe seines Schwiegervaters, Victor Amadeus **III.** Königs von Sardinien, gesucht, hatten im Gefühl ihrer Schwäche zeitig den natürlichen Gedanken erfaßt, die europäischen Großmächte gegen die Democraten unter die Waffen zu rufen; denn wenn auch nicht um des französischen Königs, doch um der eigenen Autocratie willen, schienen diese dem Strome der Democratie einen Damm entgegenbauen zu müßen. Waren

sischen Antheil von Sanct Domingo anbieten; dem Hofe von Turin irgend eine andere Provinz.

***) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 207.**

doch auf vielen Puncten der europäischen Völkerwelt, ob auch nicht in demselben Maaße, die Dinge vorhanden, welche die französische Revolution hervorgerufen, hatten die Völker doch, ob auch noch gehorsam und schweigend, doch den zauberischen Tönen „Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit" gelauscht, und sahen doch Tausende hinüber nach Frankreich mit sehnsuchtsvollen Blicken, wie in das Reich der Natur, trübe den Blick auf die Heimath wendend, wie in das Land der Unnatur. Indeßen vermochte in diesen Tagen noch Niemand des in Frankreich begonnenen Werkes unermeßlichen Einfluß auf die Zukunft zu berechnen: zu lange hatten die Völker gehorcht, zu fest schien die Macht der Gewohnheit gewurzelt, zu fest die Autocratie begründet zu sein, als daß eine nahe und unmittelbare Gefahr von der Volksbewegung in Frankreich, so verhaßt auch die Principien, durch welche sie hervorgerufen worden, den Gebietern sein mußten, gefürchtet werden konnte. Die Großmächte, damals mit anderen Angelegenheiten und Verhältnißen, deren später gedacht werden wird, beschäftiget, scheueten den Kampf mit Frankreich, und einige mochten selbst nicht ganz ungern die Verwirrung dieses Reiches sehen, weil dadurch sein Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten, den Ludwig der Vierzehnte ihm gewonnen, gebrochen werden konnte. Also blieben die Unterhandlungen der Häupter der Emigranten vor der Hand fruchtlos, und zweideutige Versprechungen und Vertröstungen auf die Zukunft waren Alles, was sie jetzt zu erlangen vermochten. Dadurch wurden die Emigranten genöthiget, ihre Blicke nach Frankreich znrückzuwenden. Zu dem Grafen von Artois waren nach Turin auch Bourbon und Condé gekommen. In Lyon standen zufällig einige fremde Regimenter, auf deren Commandanten, den Marquis de Lachapelle, so wie auf einige Municipalitätsbeamtete, man zählen konnte. Die Prinzen fingen an die Emigranten in kleine bewaffnete Haufen zu sammeln: sie wollten sich zuerst in Lyon setzen und von hier aus Verbindungen mit der katholisch-aristocratischen Partei im Süden eröffnen. Aber die **Comité des recherches** erhielt Winke, benachrichtigte das Ministerium von diesen Machinationen, und der König sendete den constitutionell gesinnten Obersten de Jarjaye nach Turin um den König von Sardinien anzugehen, die Bewaffnung der Emigranten zu hindern *). Die Sache war

*) **Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 210—216.**

ja entdeckt, ehe die Ausführung gereift. Der König von Sardinien gebot, die bewaffneten Versammlungen der Emigranten zu hindern.

Immer begreiflicher wird der Fortgang der Revolution, immer begreiflicher, wie Herz und Sinn der Franzosen von den Bourbons, von dem Königthume hinweg zu der Nationalversammlung, zu der Democratie sich wenden mußten, immer deutlicher, wie der unaustilgbare Haß entstand, den der Adel, der Klerus, alle Freunde des alten Staates auf sich zogen, immer erklärlicher, wie alle Liebe dem neuen Staate gewonnen werden mußte, man mag auf die Vergangenheit sehen oder auf die Gegenwart oder auf die Verhältniße der nächsten Zukunft. Stand doch auf der einen Seite ein Königthum, das die Zeit bald begriffen zu haben schien und bald wieder sie nicht begriff, das darum nichts mit Bestimmtheit erfaßt und nichts mit Sicherheit hinausgeführt hatte, das am wenigsten aber die unabweißbare Anforderung der Nation, es solle aufhören die Spitze des Adelthums zu sein, um die Spitze des Bürgerthums zu werden, jemals erkannt und gewürdiget hatte, ein Königthum, das sich gewaltsam in die Revolution hatte hineinstoßen laßen, das nun den Unmuth und den Zorn über den Zwang, unter dem es stand, schlecht zu verhehlen vermochte, das nun um sich schauete, woher wohl Rettung und Hülfe noch, woher wohl die Macht zu strafen und das Alte zurückzuführen kommen möchte, ein Königthum, das zuletzt freiwillig fast, von einer unseligen Ansicht geleitet, der Machtübung sich entkleidet, in welcher es der Nation noch würdig und bedeutsam erscheinen mochte. Stand doch auf dieser einen Seite, mit dem Königthume offenbar verbunden, ein Adel und ein Klerus mit dem Schwerte des Bürgerkrieges in der einen Hand, mit dem Vertrage, der die Fremden auf französische Kosten und zu Frankreichs Entwürdigung in das Land ziehen sollte, in der andern, ein Adel und ein Klerus, der es auf das unzweideutigste aussprach, daß er entschloßen, nichts, gar nichts nachzugeben, daß er Himmel und Erde gegen das fremdgewordene Volk der Franzosen in Bewegung setzen werde, um den Lauf des Jahrhunderts zu hemmen und mit Schaffoten und Bajoneten die Heiligkeit und Ehrwürdigkeit der Dinge zu demonstriren, deren Heiligkeit und Ehrwürdigkeit doch verschwunden war aus den Gemüthern der Menschen.

Stand doch auf der andern Seiten die Nationalversammlung verkündend und verwirklichend, was die Nation wollte, ob es zum Theil auch Irrthum war, Vortheil und Ehre dahin spendend mit freigebiger Hand, wo Druck und Verachtung bis jetzt gewesen, Alles hinwegräumend, was das Volk drückte, beschwerte, oder was auch nur als vernunftwidrig oder unerfreulich betrachtet ward im Kleinen wie im Großen. So bestimmte die Nationalversammlung die Abschaffung der **lettres de cachet**, die Gleichheit der Strafen für gleiche Verbrechen, folgte dem Grundsatz die Last der Abgaben von den untersten Classen der Gesellschaft, auf denen vor der Revolution sie am meisten lagen, mehr hinwegzunehmen, sie im Allgemeinen über Alle auszudehnen und dadurch zu erleichtern *). Sie vollendete allenthalben, was Turgot und Necker kaum hatten beginnen können. Der Mensch erntet, was er gesäet. Hof, Adel und Klerus hatten diese Männer mit ihren sanfteren Mitteln nicht geduldet, sie duldeten jetzt dafür die Democraten, später die Anarchisten.

Wie außerhalb der Nationalversammlung, so gewannen auch innerhalb derselben jetzt die Democraten leicht immer den Sieg über die Freunde des alten Staates, und auch hier diente der Widerstand kaum zu etwas Anderem als die Gemüther der Democraten zu erbittern und sie von Maßregel zu Maßregel zu treiben. Welche Künste auch die Aristocraten — so aber nannte man nun nicht mehr die halbverblichene Hofpartei, sondern überhaupt alle Freunde des alten Staates, oder selbst der englischen Verfassung, sie mochten übrigens einem Stande angehören, welchem sie wollten — anwendeten, nur Triumphe bereiteten sie den Democraten. In der Verzweiflung ergriffen einst diese Aristocraten, welche jetzt die rechte Seite in der Nationalversammlung bildeten, selbst das verhaßte Princip der Volkssouverainität. Viele **Cahiers** hatten die Dauer der ihren Deputirten ertheilten Vollmachten auf die Zeit eines Jahres beschränkt. Die rechte Seite fing deshalb im April 1790 an zu behaupten, im Monat Mai müßte dem zu Folge die Auflösung der Natinalversammlung erfolgen, zumal da die Zusammensetzung derselben, da sie

*) **Elle avoit aboli la gabelle, les droits sur les cuirs, les huiles et les tabacs et tant d'autres impôts, qui frappaient presque exclusivement les classes les plus pauvres de la societé. Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 345.**

noch im alten Staatsleben gewählt worden, fehlerhaft sei, das Jahr sei abgelaufen, man dürfe das Volk nicht um die Uebung seiner Souverainitätsrechte bringen, die durch die Prorogation der Nationalversammlung geschmälert werden würde. Es waren damals eben die Wahlversammlungen zum erstenmale berufen, um die Departements und Districtsbehörden zu ernennen. Emissaire der Freunde des alten Staates suchten sie zu gewinnen mit der lockenden Lehre der Volkssouverainität selbst, daß sie die Auflösung der Nationalversammlung begehren möchten, damit eine neue vom Volke ernannt werden könnte. Sieht man auf den herrschenden Geist, so möchte man sich überzeugt halten, daß die Hoffnung, eine neue Nationalversammlung werde in der Revolution zurückschreiten, sehr übel begründet gewesen.

Die Democraten der Nationalversammlung indeßen waren nicht geneigt, es auf den gefährlichen Versuch ankommen zu laßen, ob ihre Constitution von den neuen Gesetzgebern werde ausgebaut oder umgeworfen werden *). Vergebens daher trug Maury, einer der eifrigsten Verfechter des Alten (am 10. April) förmlich darauf an die Sitzungen zu schließen und einem andern gesetzgebenden Körper Platz zu machen, da die Constitution vollendet, und der Schwur vom zwanzigsten Juni erlediget sein würde, wenn nur noch die Befugniße und Verpflichtungen der vollziehenden Macht bestimmt würden, vergebens mahnete Maury die Nationalversammlung sich zu hüten das Recht des Volkes tyrannisch zu beeinträchtigen. Mit demselben Feuer, mit dem er in den ersten Tagen der Freiheit gewirkt und geschaffen, rief der Graf Mirabeau: „Ja die Nationalversammlung habe Formen verletzt und verletze sie noch, aber es geschehe nur um das Vaterland zu retten, der laut erklärte Wille der Nation habe jegliche Unregelmäßigkeit geheiliget und darum mit Cicero, dem Consul Roms, rufe er heute: „ich schwöre, daß ihr (er wendete dabei das Angesicht zur linken Seite, zu den Democraten) das

*) „Nous avont commencé la constitution; notre devoir est de la finir: la nation par des actes multipliées a consacre notre pouvoir. Si une autre Assemblée était élue et qu'elle n'eut pas les mêmes pouvoirs que celle-ci la constitution serait imperfaite. Si les pouvoirs étaient les mêmes, cette Assemblée pourrait faire des modifications et prendre des resolutions contraires. Aus Chapeliers Rede im Namen der Comité de constitution. Moniteur J. 1790. pag. 448.

Vaterland gerettet habt"." Jubelnd erklärten die Democraten die Discussion für geschloßen und decretirten (am 19. April 1790): „daß die Primairversammlungen nicht zur Wahl neuer Repräsentanten schreiten dürften, bis die Constitution ganz vollendet und die Nationalversammlung durch den König die Zeit der neuen Wahlen werde bestimmen laßen." Und ob auch nun so das Princip der Volkssouverainität verletzt worden, so zeigte doch keine Wahlversammlung das mindeste Widerstreben; Alle fühlten, um des Princips selbst willen, müße es jetzt verlegt werden, und nur die Männer, welche sie begonnen, könnten die Constitution vollenden *).

Unter den beiden Parteien der Democraten war noch keine entscheidende Spaltung bemerkbar: die Furcht vor der Gegenrevolution fesselte sie noch zusammen, und die Machinationen der sogenannten Aristocraten hielten das Bündniß zwischen den royalistischen und den republicanischen Democraten länger zusammen, als es sonst wohl gedauert haben würde. Die royalistischen waren durch sie genöthiget dem Königthume immer mehr zu entreißen, schon um sich sicher gegen eine Contrerevolution zu stellen, ein Streben, das von den Republicanern, weil es ihrem Ziele auch sie näher brachte, in jeder Weise gefördert ward. Indeßen ist es eine moralische Unmöglichkeit, daß die republicanische Partei in Volk und Nationalversammlung nicht von Tag zu Tag an Zahl gestiegen sein sollte. Eine dünne Scheidewand sonderte die königliche Democratie von der reinen Republik: täglich ward mehr erkannt, daß der König der Constitution abhold sei, täglich mehr, daß die Aristocraten sie zu stürzen alle Mittel und Kräfte in Bewegung setzen würden. Mußte da nicht der Wunsch sich aufdrängen, die königliche Democratie fallen zu laßen, weil sie einen König noch im Besitz der vollziehenden Macht und mit ihr die Mittel habe, eine Gegenrevolution später unter günstigern Verhältnißen hervorzurufen. Wer einmal die Democratie für den wahren und ächten Staat hielt, mußte zuletzt auf die Republik kommen. Die royalistischen Democraten waren auf dem Wege zu einem **Juste-milieu** zu werden, die Republicaner auf dem Puncte für die ächtesten Patrioten zu gelten.

*) **Mémoires de Ferrières II. pag. 3—10. Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 134—146.**

In dem Schooße der Nationalversammlung selbst, klagt ein eifriger Democrat, fing der Geist, der in den ersten Tagen der Freiheit so Herrliches geschaffen, an zu verschwinden. „Sie herrschte bald nicht mehr die edelmüthige Aufopferung, mit welcher von allen Democraten der Freiheit Morgensonne begrüßt worden; der Mensch machte sich wieder geltend und Viele rechneten und zählten, nicht wie Staat und Volk, sondern wie sie gewönnen" *). Dadurch soll den Intriguen des Hofes Thor und Thür geöffnet worden sein. Durch Geld und Versprechungen wären Deputirte verlockt worden, nicht für die Freiheit und das Volk, sondern für den König zu arbeiten. In der That sind schlagende Beweise vorhanden, daß gegen den Ausgang seiner Laufbahn (denn er starb noch vor dem Schluße der Nationalversammlung) Graf Mirabeau in Verbindung mit dem Hofe stand. Unermeßliche Summen hat jetzt und nachmals der Hof aufgewendet, um einzelne Deputirte der Nationalversammlung, und später der Legislatur, zu gewinnen. Niemals hat der Hof auch das Mindeste nur damit gewonnen. Mit schweren Summen bezahlte er die talentvollsten, beredesten und populairsten unter den Deputirten, damit sie dem Strome einen Einhalt thun möchten. Aber die Macht und Popularität Einzelner beruhete eben darauf, daß sie der Sache der Democratie am eifrigsten sich hingegeben, daß sie der Freiheit am kräftigsten das Wort geredet. Wollten sie einlenken, trat ihnen sofort die Gefahr schnell vor Augen, ihren ganzen Einfluß zu verlieren. Da verließen sie schnell wieder des Königs Sache, traten zu den Democraten zurück, um für sie mit doppeltem Eifer zu kämpfen, damit die Schuld in Vergeßenheit kommen möge; und der Hof hatte fruchtlos sein Geld verschwendet. Auch scheint derselbe nur dann zu diesem Mittel der Verzweiflung gegriffen zu haben, wenn etwa eben die Hoffnung auf eine gewaltsame Contrerevolution oder später auf das bewaffnete Einschreiten der Großmächte matter geworden: er fühlte, daß Einer oder Einige den wild entfesselten Strom der Ereigniße nicht zu dämmen, den Geist einer Nation nicht umzugestalten vermochten.

*) L'enthousiasme de la liberté, l'abnégation de soi-même, le devouement à la patrie, tous ces sentimens généreux commençaint à s'affuiblir. Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 261.

Dennoch ist seltsam gesagt und geglaubt worden: Mirabeau sei der Mann gewesen, der die Monarchie habe retten können. Mit den Worten: „ich nehme die Monarchie mit in das Grab!" soll er gestorben sein. Aber auch den Fall angenommen, diese Erzählung enthalte Wahrheit, und angenommen, daß Mirabeau selbst geglaubt, er könne die Monarchie retten, so kann er damit unmöglich eine andere als das Königthum der Democraten gemeint haben, welches ja eben der Hof nicht wollte *). Aber Mirabeau selbst schon erfuhr, wie schwer es sei auch für dieses in einem Sinne zu arbeiten, den seine Genossen, die Democraten, nicht wollten. Er starb noch rechtzeitig, bevor Macht und Popularität verloren ging.

Indeßen fuhren die Democraten von äußeren Ereignißen ziemlich ungestört in dem Aufbaue ihres Reiches fort. Wie die Administration es schon war, sollte auch die richterliche Gewalt dem König entzogen werden. Die Democraten waren nie arm an schönen Worten: „nicht von dem König fließe sie aus, die richterliche Gewalt, sie sei eine freie Tochter des Himmels, die sich mit starken Zügen in jedes Herz gegraben habe; nur dann könnten ihre Sprüche für wahrhaft gerecht gelten, wenn sie an den Ursprung erinnerten, von dem die Macht dazu ausgefloßen: Nur bei der Vollziehung des Urtheils dürfe der Name des Königs ausgesprochen werden **).

Die Principien und das Mißtrauen gegen den Hof trieben die Democraten immer weiter: immer umschwebte sie die Furcht die Macht desselben möge in Zukunft wieder aufwachen; daher das stete Mühen Alles dem König abzuschneiden, was auch für

*) In dem Anhange zu Webers Memoiren **II. pag. 298—308.** finden sich mehrere Schriften, im Pallast der Tuillerien nach dem 10. August 1792 aufgefunden, die zwischen Mirabeau und Ludwigs Agenten gewechselt worden sind. Aus denselben geht hervor, daß Mirabeau an die alte Monarchie nicht mehr dachte. **„Que le roi s'annonce de bonne foi pour adhérer à la révolution; à la seule condition d'en être le chef et le moderateur. Ausitôt l'on verra la confiance renaitre, le goût de la monarchie reparaître et les partis qui veulent de bonne foi que l'empire français ne se décompose se rallier autour d'un Bourbon"** sagt er selbst. Aber dieser Rath kam zu spät: an die Spitze der Revolution konnte Ludwig sich nur, wie Necker immer gerathen, vor der Berufung der Generalstaaten oder gleich bei deren Beginnen stellen.

**) **Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 99.**

die Zukunft nur die Möglichkeit auf die Aussicht eröffne, daß er sich wieder erheben könne. Nicht genug, meinten sie, sei es Gesetze gegeben zu haben, welche die Freiheit, die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes beschirmten, Tribunale, ganz außer dem Machtbereich des Königs gestellt, müßten das Gesetz in Anwendung bringen und Gerechtigkeit sprechen. Dazu kam, daß durch die Verhältniße schon eine Umgestaltung der Gerichtsverfassung geboten ward; die aristocratischen Körperschaften durften nicht fortbestehen in dem Reiche der Freiheit und Gleichheit, die Gerichtsbarkeit der Herren über die Landbewohner war bereits aufgehoben. Der Rechtsgelehrte Thouret, mit dem Entwurfe zu einer neuen Gerichtsverfassung im democratischen Geist und nach den philosophischen Ideen der Zeit beauftragt, nannte es Unsinn, daß die Justiziablen die Richter bezahlen müßten, um einen Act der Gerechtigkeit zu erlangen, und schlug vor die Richter fortan vom Volke erwählen zu laßen, die Tribunale genau auf die Verpflichtung das Gesetz zu vollziehen zurück zu führen, und ihnen die Interpretation desselben ganz zu entziehen. Adrian Duport, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten Frankreichs, fügte den Vorschlag hinzu, für Criminal- und Civilsachen ein Geschworengericht zu begründen, indem die Ermittelung des Thatbestandes und die Anwendung des Gesetzes auf den einzelnen Fall zwei verschiedene Operationen wären, die Einem zu übertragen eben so gefährlich als unnatürlich sei. Indeßen fanden die Geschworengerichte heftige Gegner unter den Democraten selbst und zum erstenmale, wird geklagt, triumphirte der Eigennutz über die Freiheit. Der größte Theil der Rechtsgelehrten, und ihre Zahl war in der Nationalversammlung bedeutend, war bei der Erwähnung der Geschworengerichte in heftige Bewegung gekommen, durch sie Verminderung der Arbeit und des Einkommens fürchtend. Daher behaupteten sie: in England zwar müßten die Geschworengerichte als Hort der Freiheit anerkannt werden, aber nur weil der König die Richter einsetze: in Frankreich werde das in der neuen Ordnung der Dinge nicht geschehen und die Geschworengerichte, mindestens in Civilsachen, wären nutzlos. An den gewöhnlichen Einwürfen gegen das Institut der Jury ließen sie es natürlich eben so wenig fehlen. Vergebens riefen die uneigennützigen Democraten, Barnave, Duport, Graf Charles Lameth: „das Volk sei nicht frei, wenn noch eine einzige

Möglichkeit bleibe, daß die Gesetze gegen dasselbe angewendet werden könnten." Sie errangen nur einen halben Sieg. Die Geschworengerichte für Criminalsachen wurden verordnet (d. 7. April 1790), für Civilsachen verworfen (d. 30. April 1790). Einig aber waren die Democraten wieder, als es galt des Königs Macht zu schmälern.

Diesen Kämpfen hatte die Partei des alten Staates ruhig zugesehen, alle ihre Kräfte auf den Streit, ob die Richter von dem König oder von dem Volke ernannt werden und welcher Einfluß der Regierung überhaupt auf die richterliche Gewalt bleiben sollte, aufbewahrend. Eine Hauptkunst der Democraten, durch welche sie mehr als einmal den Sieg gewannen, war die einzelnen Partien einer Frage so zu ordnen und zu stellen, daß der erste Sieg schon den zweiten und die folgenden bedingte. Sie begannen jetzt den Streit mit der Frage, sollen die Richter inamobil sein oder nicht. Die Democraten, ohne von ihren Gegnern bedeutend gehindert zu werden, setzten das Decret durch, daß die Richter nicht inamobil sein sollten. Die Dauer eines richterlichen Amtes ward auf sechs Jahre bestimmt.

Nun erst stellten sie die Frage auf: sollen die Richter vom König oder sollen sie vom Volke erwählt werden. Da nun die Inamobilität der Richter im Voraus verworfen worden, so waren alle Freunde der Freiheit, die gemäßigten und die überspannten, sogleich darin einig, daß die Richterstellen durch die Wahl des Volkes, nicht durch den König besetzt werden müßten; denn darin kamen sie alle überein, daß es gefährlich sein würde, wenn der König die Macht habe, jedesmal nach dem Ablaufe von sechs Jahren andere Richter zu bestellen *). Der Einfluß, den der König und seine Minister damit auf viele Menschen gewinnen könnten, ward gefürchtet. Niemand sollte von dem König mehr etwas zu hoffen haben, damit keine königliche Partei sich bilden könnte. Selbst von der rechten Seite war kaum ein Widerspruch gegen das Decret erhoben worden, der Lehre von der Souverainität des Volkes wagte Niemand mehr offen zu widersprechen. Aber die Comité für die Gerichtsverfassung hatte vorgeschlagen, daß vom Volke dem König drei Candidaten zu einem Richteramte vorzuschlagen, er aus ihnen zu wählen und in sei-

*) Ein Decret vom fünften Mai 1789 bestimmt die Besetzung der Richterstellen durch die Wahl des Volkes. Moniteur J. 1790. pag. 509.

nem Namen den Richter einzusetzen habe. Das ergriff die rechte Seite, um doch etwas dem König zu sichern, wie wenig es in der That auch war. Doch die Democraten behaupteten, das hieße nichts Anderes, als dem Despotismus noch eine Hinterthür eröffnen, durch welche er wieder in Frankreich einschleichen könne. Die Minister würden das nur benutzen, um sich eine Partei zu schaffen, um ihre Creaturen zu erheben, kurz, um die Freiheit allmälig zu untergraben *). Die Democraten setzten das Decret durch, daß die Wahlversammlung dem König nur einen Candidaten zu präsentiren habe, welchen der König unentgeltlich einzusetzen hatte (am 8. Mai). Fast alle Mitglieder der rechten Seite hatten nicht mitgestimmt und zornig den Saal verlaßen **). So vollständig, als es nur geschehen konnte, hatten die Democraten dem König die richterliche Gewalt entwunden: sein Name ward beim Gericht noch ausgesprochen, aber das war auch Alles. Selbst dem guten Democraten Lameth scheint diese Einrichtung der Gerichtsverfassung fast zu democratisch zu sein. In jedem Departement sollte nun ein Criminalgericht, in jedem District ein Civilgericht, in jedem Canton ein Friedensgericht eingesetzt werden, zu Paris ward ein oberster Cassationshof errichtet (am 24. Mai 1790). Die Parlamente wurden in Folge dieser neuen Gerichtsverfassung aufgehoben. Die Entwerfung eines neuen Civil- und Criminalgesetzbuches sah die Nationalversammlung sich genöthiget ihren Nachfolgern zu überweisen. Die Abfassung der Constitution allein hatte sie sich zu ihrer Aufgabe gesetzt.

Indem nun auch die Ernennung der Richter dem Volke selbst überwiesen, war ein neuer und großer Schritt zur Vollendung der Selbstherrschaft desselben gethan. Die Nationalversammlung fragte wenig darnach, ob die Nation reif genug sei für solche Institute, ob sie überhaupt anwendbar. Die democratischen Lehren sollten und mußten in das Leben geführt werden, dem König so viel als möglich entwunden, damit jeglicher Weg, die Constitution dereinst wieder über den Haufen werfen zu können, ihm abgeschnitten werde. Die Nationalversammlung

*) C'est lui donner une influence directe sur un grand nombre des familles et conséquement sur tous les pouvoirs. Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 247.

**) Mémoires de Ferrières II. pag. 48.

selbst hat jetzt kaum noch eine vollkommene freie Berathung: sie hat seit langer Zeit das Volk sich zum Meister und Herrn gegeben, sie muß dem Zuge folgen, in dem dasselbe befindlich ist, seinen Willen und seine Meinung höher achten als die eigene Ueberzeugung. In dem Volke aber und in den Jacobinerclubs, die sich mehr und mehr zu Stimmenführern der Gesammtheit erheben, ward immermehr die Democratie das Evangelium des Tages, je zäher man die Freunde des alten Staates in ihrem Widerstande sah. Wenn die neuen democratischen Institute das gehoffte Glück nicht verbreiteten, so sah man den Grund nicht in den Fehlern der Principien und des ganzen Gebäudes, sondern nur in den Verwirrungen von den Aristocraten erregt, in dem Umstand, daß ja das Ganze noch nicht fertig sei, und die Harmonie in allen Theilen des Staatslebens, trösteten sich die Beßern unter den Democraten, könne mithin auch nicht sofort beseligen *).

In dem Schooße der Nationalversammlung aber hatte bereits bei der Frage über die Gerichtsverfassung eine leise Spaltung sich gezeigt; doch war dieselbe noch nicht politischer Art gewesen. Selbst Democraten klagten ihre Gegner nur an, daß persönliches Interesse sie verleitet, das volksthümliche Institut der Geschworengerichte auf Civilprozesse zu beschränken. Darüber daß dem König die richterliche Gewalt so weit als möglich entzogen werden müße, waren alle Democraten doch einig gewesen. Aber nun begannen unter ihnen selbst Streitigkeiten über die Begränzung der Macht des Königs und des gesetzgebenden Körpers sich zu erheben, in denen zum erstenmale der Streit zwischen den royalistischen und den republicanischen Democraten zu Tage kommt. Die Spaltung hatte sich jetzt bereits auch äußerlich dargestellt. Immer stürmischer waren die Sitzungen des großen Mutterclubs der Jacobiner zu Paris geworden, immer republicanischer ward seine Tendenz. Daran aber nahmen viele Democraten Anstoß, nicht sowohl weil sie überhaupt Gegner der Republik waren, als vielmehr weil sie fürchteten, in und durch eine Republik möchten, von der Volksgunst emporgetragen, Männer sich zur Herrschaft erheben, die ein leichtes Mittel gefunden, jene, durch welche Alles jetzt zu erreichen war, zu gewinnen. Unbekümmert um die Möglichkeit und die Anwendbarkeit

*) Necker: de la révolution II. pag. 88.

oder um die Unmöglichkeit und Unanwendbarkeit der Dinge, welche die große Masse begehrte oder welche ihr schmeichelten, waren sie eifrig immer bemüht diesem Wollen zu fröhnen und diesen Wünschen.

Die royalistischen Democraten hatten Anfangs die Monarchie beibehalten, weil sie dieselbe einmal vorhanden fanden und sie nicht ohne die größten Erschütterungen entfernen, mit ihr aber wohl die wesentlichsten Institute der Democratie vereinigen zu können hofften. Jetzt hatten sie die Monarchie ihrer alten Würde ganz entkleidet, jetzt hatten sie den König in einen erblichen Großbeamten des Reiches umgestaltet und jetzt mochten sie anfangen zu fühlen, daß es doch ein Unding sei, welches sie geschaffen, daß ein wahrer Friede zwischen ihrer Constitution und den Bourbons niemals kommen werde. Daher das Streben das Königsthum macht- und mittellos von Tage zu Tage mehr zu machen; darum aber auch der Kriegsstand zwischen der Nationalversammlung und dem König immer heftiger. Unmöglich war, daß das nicht von Allen denen gefühlt ward, welche jetzt noch die Partei der royalistischen Democraten bildeten, unmöglich, daß sie das wilde Chaos und den Widerspruch nicht sehen, in dem sie sich verwickelt hatten. Dennoch wird diese Monarchie festgehalten, dennoch den Republikanern entgegenarbeitet, bei denen, wie Jedermann sah, doch die Consequenz allein war und die Sicherheit der Democratie. Weder Liebe zu dem sechszehnten Ludwig, noch Ueberzeugung von dem Nutzen dieses Königthumes hielt dasselbe aufrecht, hielt die Partei der royalistischen Democraten zusammen. Diese wie jenes ward nur durch die Furcht vor der Republik noch festgebannt, weil Herrschaft der entschiedensten Democraten, Anarchie und die Domination des Pöbels gefürchtet ward.

Die Spaltung der Gemüther herrschte in der Nationalversammlung, in den Municipalitäten, in den Jacobinerclubs, in den Nationalgarden. Die Republik zog Alle an sich, welche erkannt zu haben glaubten, daß mit Königthum und Aristocratie, wie tief sie auch immer heruntergebracht würden, niemals ein Friede sein werde und eine Sicherheit, Alle, welche von liebgewordenen Theorien geleitet, die Grundsätze der Democratie ohne irgend eine Einschränkung und Ausnahme im Leben dargestellt wissen wollten, und Alle zuletzt, welche nur durch einen vollstän-

digern Umsturz der Dinge sich erheben zu können hofften. Die constitutionelle Monarchie aber (so nannte man jetzt die **democratie royale**) zählte zu ihren Anhängern Alle, welche den reinen und vollständigen Triumph der Theorie der Democratie nicht durch die Anarchie zu erkaufen gedachten, welche sich mit der Hoffnung trösteten, daß Königthum und Aristocratie doch genug umschloßen sei, um schaden zu können, und welche zuletzt auch wohl den Krieg mit den europäischen Großmächten fürchteten, wenn die Bourbons vertrieben würden. Die Trennung unter den Democraten war seit kurzer Zeit sichtbar geworden durch die Entstehung des Clubs von 1789, der seine Sitzungen im Palais-Royal hielt *). Viele Jacobiner, erschreckt durch den Geist, der in dem großen Mutterclub von Paris sich zu äußern begann, kamen in der Regel nicht mehr zu den Sitzungen der Gesellschaft. Es war gerade die Blüthe der Democraten, welche aus den Jacobinern schieden, Liancourt, Lafayette, Talleyrand, Bailly, Roederer, Sieyes, Chapelier, Mirabeau, Dupont de Nemours, der Herzog von La Rochefoucault und andere aus dem Schooße der Nationalversammlung, viele Gelehrte, Kaufleute und Künstler, Alle, die mit Bangen erfüllt zu werden begannen vor den Fortschritten der Democratie. In dem neuen Club vereiniget, in welchem ganz wie bei den Jacobinern die öffentlichen Angelegenheiten verhandelt und die Beschlüße, die in der Nationalversammlung zu Tage gefördert werden sollten, verhandelt wurden, suchten sie der Revolution einen milderen Geist einzuflößen **).

Entscheidend war die Trennung der ausgetretenen Mitglieder von dem Jacobinerclub noch nicht: man ging herüber und hinüber und betrachtete sich wie zwei Glieder einer Kette und stand immer treu zusammen, wenn es Kampf gegen Adel, Klerus oder Königthum galt. Aber die Sprache der Jacobiner, in denen jetzt die Grafen Lameth und Barnave herrschten, gefiel der großen Masse des Volkes beßer als die Mäßigung des neuen Clubs; Viele der Ausgetretenen sahen mit Schrecken, daß die

*) Er ward am **12. April 1790** eröffnet.

**) Durch den Titel „Club von **1789**" wollte man jedes Falles andeuten, daß **1790** von den ächten Grundsätzen der Freiheit, die vom Anfange der Revolution geherrscht, bereits abgewichen worden. Der eigentlichen Eröffnung dieses neuen Clubs war längst eine Trennung vieler Jacobiner vom Mutterclub vorausgegangen. **Mémoires de Dumouriez II. pag. 70.**

Popularität verloren ging, so wie sie aufhörten den entscheidendsten Maaßregeln das Wort zu reden: sie kehrten daher zu den Jacobinern zurück. Der Club von 1789 dauerte zwar fort, aber er verlor alle öffentliche Bedeutung; seine Reste verbanden sich mit dem Club der Feuillans, der in den letzten Tagen der Nationalversammlung entstand. Sie war noch wenig bedeutend diese Trennung; denn noch waren nicht alle Jacobiner Republicaner, nicht alle Mitglieder des Clubs von 1789 entschiedene Gegner der Republik. Es sprach sich in derselben fast nur das Gefühl der Democraten aus, daß man verschiedenen Zwecken zustrebe, und daß man sich organisiren müße, um seine Partei reiner und unvermischter darzustellen. Darum, weil das Princip der Trennung vorhanden blieb, machte der Zwiespalt sich doch Luft, ob auch die meisten Mitglieder des Clubs von 1789 zu den Jacobinern zurückgekehrt waren *).

Die Differenz in den Ansichten der Democraten spricht sich zum erstenmale bedeutend aus, als die Frage in der Nationalversammlung aufgeworfen wird, ob das Recht, den Krieg zu erklären, fortan dem König oder dem gesetzgebenden Körper gehören solle. In der Bay von Nootka waren vier englische Schiffe von den Spaniern genommen worden: das brittische Cabinet hatte vergebens Entschädigung begehrt und beide Mächte rüsteten sich zum Kriege. Da zeigten die Minister den Stand der Dinge der Nationalversammlung an (am 14. Mai 1790), und daß der König geglaubt habe, Heer und Flotte in einen Achtung gebietenden Zustand setzen zu müßen, theils um im Falle eines Krieges zwischen den beiden benachbarten Mächten die Neutralität Frankreichs behaupten, theils um dem Hofe von Madrid, wenn er nach dem Familienpact die bedungene Hülfe begehre, Genüge leisten zu können **): daher wären Befehle ertheilt worden, vierzehn Linienschiffe in den Häfen des mittelländischen Meeres auszurüsten: zuletzt begehrten die Minister außerordentliche Subsidien.

Das Mißtrauen gegen den Hof, das sich allenthalben kund giebt, trat bei den Democraten auch in dieser Angelegenheit

*) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 429. 430. Mémoires de Ferrières II. pag. 119—121.

**) Mémoires de Ferrières II. pag. 17.

hervor. Sie sind Alle mehr oder weniger von der Furcht bewegt, der Zwist zwischen England und Spanien sei nur ein fein angelegtes Spiel: man wolle den fremden Mächten einen Vorwand geben zu waffnen, vielleicht auch den König der Franzosen eine Gelegenheit sich an die Spitze des Heeres zu stellen: alle Könige hätten eine gemeinschaftliche Sache gegen das französische Volk, wären sie einmal gewaffnet, dann dürften sie vielleicht die Waffen nicht gegen sich selbst, sondern gegen das Reich der Freiheit in Frankreich wenden *). Spanien und Sardinien, scheint es, wurden am meisten gefürchtet, da Rußland, Oestreich und Preußen jetzt noch zu tief in anderen Verhältnißen verflochten waren, als daß von ihnen ein sofortiges bewaffnetes Eingreifen gefürchtet werden konnte. Die Helden der democratischen Freiheit hatten damals noch keinen Beweis ihres Löwenmuthes in Schlachten gegeben, die Franzosen kannten ihre Kraft noch nicht, und noch konnte gefürchtet werden, daß es einem nicht eben sehr bedeutenden Heer Fremder gelingen würde, den König wieder auf den autocratischen Thron zu heben, zumal da das französische Heer sich von fast allen seinen alten Oberoffizieren verlassen fand, die meist dem Banner der Emigranten gefolgt waren **), da dieses Heer selbst sich in einem Zustande halber Auflösung befand, von den Nationalgarden noch Niemand damals hoffte, daß sie in offener Feldschlacht mit den Linientruppen an Muth und Ausdauer wetteifern würden. Von diesen Befürchtungen ist das Betragen der Democraten in der Streitfrage, wer das Recht haben solle, den Krieg zu erklären, durchaus abhängig; sie sind Alle darin einig, daß es nicht uneingeschränkt in die Hand des Königs gelegt werden dürfe, theils weil die Principien

*) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 275. La querelle même élevée entre l'Angleterre et l'Espagne pouvait n'être qu'une feinte diplomatique, pour préparer un état de guerre tendant à renverser la constitution française, et dans lequel les puissances mediterranées trouveraient un prétexte pour armer et se donner les moyens d'agir aussitôt que le moment leur paraitrait favorable.

**) Mémoires de Bouillé pag. 110. J'étais le seul des commandans qui fut resté à son poste; la plupart étaient même sortis du royaume; les principaux chefs de l'armée l'avoient abandonnée, leurs places étaient remplis, ou par des officiers-généraux négligés jusqu' à ce moment ou par ceux qui avoient adopté les principes de la revolution.

der Democratie das begehrten, theils aber auch und besonders, weil sie fürchten, man wolle den Krieg an England erklären, um den König an die Spitze des stehenden Heeres zu bringen, um den Nachbarn eine ungezwungene Veranlassung zum Waffnen zu geben. Nur darüber ist der Streit unter den Democraten, ob das Recht, den Krieg zu erklären, ausschließlich dem gesetzgebenden Körper zuzusprechen, oder ob und wie es zwischen diesem und dem König zu theilen sei.

Kaum daher haben die Minister ihren Vortrag geendet, als der eifrigsten Democraten einer, Graf Alexander Lameth auf die Rednerbühne eilt. Es scheint, ein Theil der Democraten hatte auf den Vorgang gewartet und ihr Plan war im Voraus gefaßt. Lameth trägt darauf an, man möge vor der Hand nichts über die Subsidien bestimmen, weit wichtiger sei die constitutionelle Frage zur Entscheidung zu bringen, wem man das Recht der Kriegserklärung zugestehen solle. Welche Richtung nun aber ein Theil der Democraten dieser Entscheidung zu geben gedachten, das ging schon aus einigen vorläufigen Aeußerungen Lameths ziemlich unzweideutig hervor: „zu lange nur, fügte er bedeutsam hinzu, habe den Ministern das Recht zugestanden, den friedlichen Bürger aus der lieben Heimath in die Schrecken des Krieges zu stoßen, zu lange schon sei von Ehrgeiz bald und bald von Thorheit Ruhe und Eigenthum des Volkes gefährdet worden, Guth und Blut der Nation in Kriegen, die von keinem Volksinteresse geboten, verschwendet.“ Eifrig ward Lameths Antrag die constitutionelle Frage vor der Bewilligung der Subsidien zu erörtern unterstützt, am meisten von dem Baron Menou *): „nicht genügend, rief dieser, sei es der Freiheit, wenn der gesetzgebende Körper nur das Recht besitze, der vollziehenden Gewalt die Subsidien für den Krieg zu bewilligen und zu entziehen; denn nichts desto weniger könne eine Nation wider Willen in einen Krieg hineingestoßen werden, davon gäbe England im nordamericanischen Kriege ein auffallendes Beispiel, die Mi-

*) Alle Häupter der Democraten mit wenigen Ausnahmen gehören jetzt dem großen Adel an. Der Graf Alexander Lameth redet viel von einem heiligen Feuer der Freiheit, das in seiner Brust und in seinen Freunden geglüht. Aber fast scheint es, außer diesem heiligen Feuer der Freiheit belebte den democratischen Adel noch die Hoffnung in der Democratie durch die Gunst des Volkes zu weit größerer Macht und zu größerem Ansehn emporzukommen, als in dem alten Staate der König geben konnte und geben wollte.

nister hätten die Feindseligkeiten beginnen laßen, und das Parlament habe sieben Jahre hindurch sich genöthiget gesehen die schwersten Opfer zu bringen, um die Flotte und die Armeen nicht dem Untergange Preis zu geben." Andere Democraten fügten hinzu, es hieße den Bereich der vollziehenden Gewalt denaturalisiren, wenn man ihr das Recht der Kriegserklärung gestatte; denn diese dürfe ja in einem wirklichen Staate nie etwas Anderes sein, als der Ausdruck eines Nationalwillens, und es sei somit nicht zweifelhaft, daß sie dem gesetzgebenden Körper anheim falle. Das Decret, daß die constitutionelle Frage sofort entschieden werden müße, wird von den Democraten glücklich an demselben Tage errungen.

Als nun aber die Debatten über diesen Gegenstand (am 16. Mai) eröffnet wurden, trat derselbe Mirabeau, der bis jetzt so heiß nur für die Freiheit geglüht, offenbar für die Sache des Königs auf, natürlich so, daß seine Popularität, durch welche er ja dem König in der Zukunft allein nützen konnte, ungefährdet bleiben sollte. Aber nicht so schlau vermochte Mirabeau sein Spiel zu gestalten, daß die Democraten es nicht hätten durchschauen sollen. Eine Kriegserklärung, behauptete Mirabeau, sei nicht allein Wille, sondern auch Handlung, sie müße daher beiden Staatsgewalten, der vollziehenden und der gesetzgebenden anheim fallen. Diese Theilung nun wollte er in dieser Weise bewerkstelligen. Man sollte decretiren, daß das Recht Krieg zu erklären und Frieden zu schließen der Nation gehöre, daß sie aber die Uebung dieses Rechtes dem König und der Legislatur in der Art übertrage, daß die Obhut über die Sicherheit des Staates, alle politischen Angelegenheiten mit dem Auslande, alle Vorbereitungen zu einem etwanigen Krieg zu des Königs Macht gehörten, daß derselbe aber, so wie der Ausbruch der Feindseligkeiten wirklich bevorstände, der Legislatur Veranlaßungen und Motive sofort mitzutheilen gehalten, und die Subsidien zu begehren habe. Wenn nun aber auf eine solche Anzeige der gesetzgebende Körper finde, daß es ein unrechtmäßiger Krieg sein würde, sollten die Minister in den Anklagestand wegen des Verbrechens der beleidigten Volksmajestät gesetzt werden, der König aber auf die ausgesprochene Mißbilligung der Legislatur gehalten sein, den Kriegsstand sofort einzustellen *).

*) Lameth: histoire de l'Assemblée nationale II. pag. 293. 294.

Offenbar hatte Mirabeau den eigentlichen Hauptpunct des Streites ganz übergangen und das Recht eine Kriegserklärung auszusprechen blieb dem König nach wie zuvor. Eine tiefe Weisheit wird man in dem Plane Mirabeaus auch nicht finden können. Mit der Verpflichtung, die er dem König aufgelegt wissen wollte, auf eine Mißbilligung der Legislatur den Krieg sofort einzustellen, war es doch eine ganz mißliche Sache, denn wer zwang denn den König an der Spitze etwa eines siegenden Heeres, wer wagte denn die Minister in den Anklagestand zu versetzen, waren sie von dem Glanze eines glücklichen Unternehmens umgeben? und wer nöthigte denn den Feind auf die Mißbilligung der französischen Legislatur die Waffen ebenfalls aus den Händen zu legen? Mirabeau hat sich die schwere Aufgabe gestellt, das Princip der Volkssouverainität und die Macht des Königs zu retten, hat aber die Aufgabe eben nicht besonders gelöst. Die Democraten aber werden von ihm gar nicht getäuscht, sie sehen sogleich, daß in diesem Decrete ihren Principien nur einige schöne Worte geopfert werden, die Sache aber sonst beim Alten verbleibt. Sie rufen Wehe über Mirabeau, daß er, einst ihr eifriger Verfechter, der Sache der Freiheit abtrünnig geworden sei, sie laßen in den Straßen von Paris eine Schrift mit dem Titel „die große Verrätherei des Grafen Mirabeau" verkaufen *), um das Volk sofort gegen Alles zu warnen, was von dem Apostaten komme **).

Lägen die Beweise von Mirabeaus Verbindung mit dem Hofe nicht überzeugend vor, sie würde aus der Sonderbarkeit dieses seines jetzigen Antrages vermuthet werden können ***). Seltsam

*) **Mémoires de Ferrières II. pag. 33.**

**) Bei diesen Debatten ward der König aus einem **premier fonctionaire public** oder aus einem **repraesentant de la nation** wieder etwas Geringeres: „**il est inexact de dire Représentent de la nation, le roi est le commis et le Délégué de la nation pour executer les volontés nationales,**" Worte Robespierres. **Moniteur J. 1790. pag. 563.**

***) Diese Verbindung reicht ziemlich hoch in die Zeit hinauf. Schon unter dem 3. November 1789 hatte die Nationalversammlung decretirt, keines ihrer Mitglieder dürfe Minister werden; man fürchtete Mirabeau werde in das Ministerium gerufen werden. Im Sommer 1790 fand bereits eine Unterredung zwischen der Königin und Mirabeau Statt, wo dieser mit den Worten: „**Madame la monarchie est sauvée**" geschieden sein soll. **Mémoires**

mühet und windet er sich, um den Schein zu vermeiden, er taste das heilige Princip der Volkssouverainität an, und doch das Recht über Krieg und Frieden in die Hände des Königs zu bringen, als eine von dem Volke ihm delegirte Gewalt. Er muß Alles mögliche zusammenraffen, um das Mißtrauen der Democraten zu beschwichtigen und die letzten Artikel seiner Motion enthalten den Vorschlag, daß der gesetzgebende Körper, wenn ein König der Franzosen selbst an die Spitze eines den Feind bekämpfenden Heeres getreten, das Recht haben solle, die Nationalgarden des Reiches, in welcher Zahl und wo er immer wolle, zusammenzuziehen, um dem König unter den Waffen eine Nationalversammlung unter den Waffen gegenüberstellen zu können; ferner, daß sofort nach Beendigung des Krieges dieser gesetzgebende Körper zu bestimmen habe, wenn und wie der Kriegsstand aufzulösen und das Heer wieder auf den Friedensfuß zu setzen sei. Da in dieser democratischen Verfassung König und gesetzgebender Körper kaum anders als zwei Gegner gedacht werden konnten, welche auf die Gelegenheit, ihre Feindschaft in die That übergehen zu laßen, späheten, so schien durch Mirabeaus Vorschlag, die Nationalgarden für den gesetzgebenden Körper, wenn ein König selbst an die Spitze des Heeres trete, zusammen zu ziehen, allerdings die Einleitung zum Bürgerkriege getroffen, und Jedermann lernte schon dadurch, daß Mirabeau ein solches Mittel hatte vorschlagen müßen, um den gesetzgebenden Körper zu sichern, fühlen, daß in dieser Democratie dem König allein das Recht des Krieges um keinen Preis gegeben werden dürfe.

Ueberhaupt hatte er das Princip der Volkssouverainität, wie sehr er sich auch mühte, dessen Uebereinstimmung mit seinem Vorschlage zu zeigen, doch zu hart verletzt, um nicht den heftigsten Widerstand der Democraten der Nationalversammlung aufzuregen. Der Jacobiner Barnave nannte ihn eine constitutionelle Anarchie, denn er vermische den Machtbereich der vollziehenden und der gesetzgebenden Gewalt und das noch unnöthigerweise, da die permanente Legislatur die Verhältniße mit dem Auslande, aus denen sich etwa ein Krieg entspinnen möchte, eben so gut wie die Regierung beobsichtigen könne. Am

de Madame Campan II. pag. 127. Die Unterhandlungen mit ihm scheinen öfters abgebrochen und öfters wieder begonnen worden zu sein.

heftigsten schalt er Mirabeaus Vorschlag der Zusammenziehung der Nationalgarden, „der gesetzgebende Körper müße ja einen Chef für diese ernennen, dieser aber könnte ja wohl gar die Nationalgarden gewinnen, den König bekämpfen und zur Tyrannei gelangen.“ Die ganze Frage wollte Barnave im Sinne der Democratie entschieden wissen: „dem gesetzgebenden Körper allein müße das Recht werden, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. Dann würde das Volk, wie sein Interesse es begehre, nur wenige Kriege noch zu führen haben. Der König aber sollte über die Beschützung der Grenzen und des Eigenthumes der Nation zu wachen haben, die bewaffnete Macht zu diesem Behufe hier und dorthin wenden, Unterhandlungen beginnen, Gesandte ernennen, Verträge unterzeichnen können.“ Indeßen räumte schon Barnave dem König die Befugniß ein, dem gesetzgebenden Körper Vorschläge über Krieg und Frieden zu machen, obwohl er dem letzteren das Recht den Krieg zu erklären und Verträge zu schließen ausschließlich vorbehielt.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der französischen Revolution, daß sie fast allenthalben durchaus neue Bahnen einem durchaus neuen Staatsleben zu brechen sucht. Die neuen Gesetzgeber, welche die Macht der Verhältniße zusammengeführt hat, finden nichts vor in dem Lande, das sie organisiren sollen und wollen, was einer Verfassung ähnele; sie haben nicht, wie vor zwei Jahrhunderten die Bewohner Englands, bereits eine freie Constitution vorgefunden, die nur zu ordnen, zu beßern und auszudehnen war. Unter einer Autocratie, welche das öffentliche Leben seit langem ertödtet, hatte das Volk gestanden, aus dessen Schooß diese Gesetzgeber hervorgingen, Erfahrung hatte Niemand aus ihrer Zahl und Niemand eine andere Weisheit, als sie aus Theorien und Büchern gewonnen werden konnte. Je weniger aber diese neue Weisheit bis dahin unter den Völkern Europas zur Anwendung gekommen, für desto schöner und größer wird es von diesen Männern erachtet, sie zum erstenmale in das Leben zu bringen. Sie scheinen mit einem gewißen Stolz erfüllt zu sein, daß sie in dem Besitz einer ganz neuen Staatsphilosophie sind. Sie halten es für das höchste Ziel des menschlichen Geschlechtes, sie so ganz und so vollständig als möglich zu verwirklichen, ohne dabei die Erfahrung, die Verhältniße, die Beschaf-

fenheit des Volkes und des Bodens, auf dem sie wirken, zu befragen. Etwas Neues und Frapantes, das in den Principien und in der Theorie begründet ist, zieht mit unwiderstehlichem Reiz die Gemüther. Solcher Art war nun auch das jetzige Verlangen der Democraten, das Recht des Krieges dem gesetzgebenden Körper ausschließlich zu geben. Das war neu und imposant; man überbot, ward es erreicht, die Freiheit Englands, auf welche die französischen Democraten jetzt so schon mit einer gewißen Verachtung zu sehen sich gewöhnt.

Es ist selten, daß die Nationalversammlung, oder vielmehr die Democraten in derselben auch nur ein Haar breit von dem wieder zurückweichen, was sie am Anfange erfaßt haben. Indeßen geschieht es diesesmal doch. Mirabeau hatte darauf aufmerksam gemacht, daß Fälle eintreten könnten, wo die vollziehende Macht sofort des allgemeinen Bestens wegen den Krieg eröffnen müße, und Fälle, wo ein schnelles Handeln nothwendig sei, das nur von der Einheit und Kraft der vollziehenden Staatsgewalt erwartet werden dürfe. Diese Bemerkung, so heftig sie auch von Barnave und allen Jacobinern angegriffen ward, welche in dem gesetzgebenden Körper dieselbe Schnelle und Kraft finden wollten, wie in der Regierung, hatte doch einigen Eindruck zurückgelassen. Den größten aber machte die Besorgniß vieler Democraten, welche allerdings höchst begründet erscheint, es möge über kurz oder lang zur wahren Republik führer, wenn der König von dem Recht über Krieg und Frieden ganz ausgeschloßen werde; denn er ward durch ein solches Decret noch mehr, als er es schon war, ein Großbeamteter des Staates· die Spaltung zwischen ihm und der Nationalversammlung ward größer; der Bruch mußte schneller erfolgen. Diesen aber fürchteten darum allein viele Democraten, weil er die determinirtesten Republicaner an die Spitze der Angelegenheiten führen mußte. Aber das Princip der Volkssouverainität sollte nichts desto weniger gerettet werden und nach den Verhältnissen seine mögliche Anwendung finden. Man suchte einen Mittelweg. Lechapelier fand ihn, indem er vorschlug, man solle decretiren: „das Recht über Krieg und Frieden gehöre der Nation; nur auf ein Decret des gesetzgebenden Körpers könne der Krieg erklärt werden, aber nie anders als auf den Vorschlag des Königs, der das Kriegsdecret, wenn es gefaßt, zu sanctioniren habe.“ Dieser

Vorschlag vereinigte eine große Majorität der Stimmen; die rechte Seite sah, mehr war dem König nicht zu retten, die linke freuete sich das Princip gerettet zu sehen und doch die reinrepublicanische Form vermieden zu wissen: „es sei nun einerlei, jubelte sie, bis jetzt habe der König über solche Dinge mit seinem Conseil berathen, jetzt berathe er mit der Nation; im Grunde sei nichts ihm entzogen *)." Fast einmüthig ward Lechapeliers Antrag decretirt (am 22. Mai) **). Zusatzartikel bestimmten das neue Verhältniß näher. Dem König blieb die Direction der Angelegenheiten mit den fremden Mächten, die Disposition über die Truppen; aber Verträge aller Art waren nur gültig, wenn die Nationalversammlung sie ratificirt hatte.

Der Hof täuschte sich, wenn er dieses Decret als einen über die Democratie erfochtenen Sieg betrachtete ***); es war ja dem König die freie Bewegung und der eigene Entschluß genommen, das Princip der Volkssouverainität war abermals anerkannt, und ihren nächsten Zweck, zu verhindern, daß der Hof einen Krieg errege, in welchem ihm Gelegenheit würde, die Freiheit zu vernichten, hatten die Democraten ebenfalls vollständig gewonnen. Mirabeau und Menou hatten damals vorgeschlagen, eine Erklärung zu erlaßen, daß das französische Volk allen Eroberungskriegen entsage und niemals anderer Staaten Freiheit beeinträchtigen werde. Viele Democraten fürchteten den Krieg; sie wollten durch eine solche Erklärung die Fürsten beruhigen und die Völker gewinnen. Mirabeau aber hatte sattsam erkennen können, daß er für den König vergebens arbeite; er hatte sich genöthiget gesehen zuletzt zu behaupten, was Lechapelier vorgeschlagen, habe schon in seiner Motion eigentlich gelegen †). Aber die Democraten hatten ihn durchschaut. Das Volk indeß bewahrte ihm immer noch viele Ergebenheit, mehr seiner frühern Arbeiten für die Freiheit, als seines vergeblichen Mühens für den König eingedenk.

Darauf schritten die Democraten weiter in dem Aufbaue ihres Reiches. Wie die administrativen Behörden und die Rich-

*) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 265 — 328.

**) Moniteur J. 1790. pag. 580.

***) Mémoires de Ferrières II. pag. 37.

†) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 476.

ter, so sollten auch die Bischöfe und die Priester fortan nur von dem Volke erwählt werden. So begehrten es die Principien und so, scheint es, begehrte es das Volk zum Theil selbst, das Volk, welches mit demselben Feuer wie die Nationalversammlung sie gab, die democratischen Institute aufnahm. Aber die Principien nicht allein, auch die Verhältniße schienen es zu erfordern. Die Democratie konnte nur dann ruhig und sicher stehen, wenn man einen neuen Klerus bekam, einen Klerus, der, durch die Volkswahl gesetzt, innig mit diesem Volke selbst verbunden war. Der Ruf den ein großer Theil der jetzigen Bischöfe gegen die Constitution ertönen ließ, hatte zwar bis jetzt nichts von Bedeutung hervorgebracht, aber nie konnten die Democraten in ihnen das feindliche Princip dulden, dem in der Zukunft doch vielleicht gelingen möchte den altkatholischen Sinn zu entflammen unter dem Volke. Der democratischen Ansicht kam aber bei der Umgestaltung der Verhältniße, welche erstrebt ward, auch eine religiöse zu Hülfe. Die unter dem vierzehnten und funfzehnten Ludwig hart unterdrückten Jansenisten erhoben das Haupt, die **Comité ecclésiastique** war mit ihren eifrigen Schülern besetzt. Den Jansenisten war die stolze Hierarchie der römisch-katholischen Kirche ein Greuel der Verwüstung. Unabhängigkeit der Bischöfe von der Macht Roms, Wahl der Priester durch das Volk, Zurückführung der Kirche in den Zustand primitiver Einfalt ihre Losung. Eine fromm-religiöse Partei steht den Democraten treu in dieser Sache zur Seite, sie hat die alten Kirchenlehrer und die Bücher der alten Kirchenverfassung aufgeschlagen und bekämpft mit Gelehrsamkeit und Glück die Bischöfe, welche das relativ Junge, die jetzige Form der Kirche, für das Ursprüngliche und Unantastbare gern erklären möchten; zur Seite stehen den Democraten ferner eine große Anzahl Priester, welchen sich plötzlich nun die Aussicht, durch die Wahl des Volkes auf die bischöflichen Stühle zu steigen, eröffnete *). Verzweifelten Widerstand setzen die Bischöfe den Democraten und Jansenisten entgegen; aber für die Priester mit fürstlicher Pracht, die den wahren Hirten der Kirche so unähnlich geworden, die zum Theil der laxen Moral der Neuzeit sich befreundet, ein wenig ehrbares Leben

*) **Durand de Maillane: histoire apologétique du Comité ecclesiastique de l'Assemblée Nationale.** Auch die Hoffnung die Fesseln des Cölibats bald gebrochen zu sehen, bewegte einen guten Theil.

führten, die durch sich selbst wenig Achtung zu gewinnen vermocht, für die reich Besoldeten und wenig oder nichts Thuenden, für die unnützen Institute, welche die Kirche nicht hielten, aber sie belasteten, setzt, außer einigen treuen Anhängern alles Alten oder Vorhandenen, Niemand sich in Bewegung.

Martineau, Mitglied der Comité für die Kirchenangelegenheiten, eifriger Jansenist, trat (am 29. Mai) mit einem umfassenden Vorschlage auf: „was fromme Männer, was heilige Synoden vergebens erstrebt, Zurückführung des Kirchenwesens auf den Stand der ersten Jahrhunderte des Christenthums, das möge sie, die Nationalversammlung, die so Vieles schon dem ewigen Gesetz der Natur und Vernunft gemäß geschaffen, gleichfalls vollenden. Aber etwas Anderes nicht, verwahrte sich Martineau, enthalte sein Vorschlag, als die Zurückführung der Formen und Einrichtungen der Kirche nach dem Stande der frühesten Jahrhunderte, oder nach dem vernunftgemäßen Begehr der Gegenwart; nichts stehe ferner von ihm als der Lehre heiliges Gebäude antasten zu wollen, Alles, was er vorschlagen werde, könne nur dienen, dieser Lehre Kraft und Wirksamkeit auf die Gemüther der Menschen zu stärken, und die katholische Kirche wieder zu ihrer wahren Achtung und Würde zu bringen." Darauf schlug er vor, alle Stellen aufzuheben, mit denen entweder gar kein Dienst der Kirche verbunden sei oder nur solche, welche ohne Nutzen für Volk und Religion, die Seminarien, in denen jetzt nutzlose Polemik und subtile Metaphysik den Schülern gelehrt werde, unter die Obsicht der Bischöfe zu stellen, wie in früheren Zeiten: aus solchen Schulen wären Athanasius, Chrysostomus und Cyrill hervorgegangen. Ferner trug er auf eine gänzliche Umgestaltung der Diöcesanverfassung an: sie stehe jetzt als eine Schöpfung des Zufalls nicht der Berechnung da. Nichts sei seltsamer als die Weise wie jetzt der Boden des Reiches unter die einhundert und siebenzehn Bisthümer vertheilt, das eine Bisthum umfaße zwanzig, das andere fünfhundert Quadratlieus; daher möge die Nationalversammlung, mit Aufhebung der alten, nach den 83 Departements 83 neue Bisthümer schaffen. Zuletzt donnerte Martineau gegen die Patronatsrechte: verworfene Höflinge hätten oftmals die königlichen Nominationen für die Bisthümer erschlichen, die Wahl der anderen Laienpatrone sei fast immer nur durch Eigennutz oder Gunst geleitet worden, nicht

beßer sei die römische Curie bei den Stellen verfahren, die sie zu besetzen gehabt. Daher möge die Nationalversammlung gebieten, daß die Bischöfe und die Priester wieder, wie in den alten Tagen, von dem Volke ernannt würden; sie wären ja für das Volk, also müßten sie auch von dem Volke kommen. Ein Bischof aber sollte ernannt werden von der Wahlversammlung, welche die Departementsbehörden ersetze, Niemand aber dürfe Bischof werden, der nicht zehn Jahre lang Pfarrer gewesen. Der Pfarrer aber sollte von der Wahlversammlung des Districts ernannt werden, und Pfarrer sollte nur werden dürfen, wer fünf Jahre bereits das Amt eines Vicars verwaltet. Der König sollte die Wahl des Bischofs bestätigen, der Metropolit ihm die kirchliche Weihe geben. Dem Bischof sollte ein Rath der Pfarrherren zur Seite stehen ohne dessen Einstimmung er keinen Act der Jurisdiction ausüben dürfe *).

Es würde vergebliche Mühe sein etwas Antichristliches, ja nur etwas Antikatholisches in diesen Vorschlägen auffinden zu wollen, wie sehr man auch sonst gereizt sein möge, die vorgeschlagenen Volkswahlen zu verwerfen. Aber ein wüthender Kampf erhebt sich über diese Sachen in dem Schooße der Nationalversammlung. Alle, welche fühlten, ein Stein von dem jetzigen Gebäude der katholischen Kirche hinweggenommen, führe zu den bedeutendsten Umgestaltungen, mußten gegen den Vorschlag der Democraten und Jansenisten sich erheben. Sie hatten es schon gesehen, wie das Eine zu dem Anderen führe, sie sahen einen guten Theil des Baues der Kirche bereits zusammengestürzt, das klericalische Guth verschwunden, die Klöster und die Orden vernichtet, die evangelischen Christen in Allem den katholischen gleichgestellt. Sie sollten nun noch das Band der französischen Kirche mit dem römischen Pontificat im Grunde zerrissen sehen **), das Band, in welches der Halt der Katholicität seit langer Zeit gesetzt ward. Sie sahen die ungeheure Anforderung an sich gestellt, herunterzusteigen von ihren bischöflichen Sitzen, abzuthun das geistliche

*) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 369 — 382.

**) Denn die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit ließ nur eine Namensverbindung mit dem römischen Stuhl: **le nouvel evêque ne pourra s'addresser au pape pour obtenir aucune confirmation, mais il lui écrira comme au chef visible de l'eglise universelle en temoignage de l'unité de la foi et de la communion, qu'il doit entretenir avec lui.**

Gewand, und es auf Willen und Wahl des Volkes ankommen zu laßen, ob sie wieder Bischöfe und Priester werden würden. Aber vergebens versuchten die meisten Bischöfe, mehrere Pfarrherren und einige Edle den Widerstand. Es war keine Verständigung unter den Parteien über die Grundsätze und über die Meinungen zu denken. Die Anhänger der alten Kirche behaupteten, die Dinge alle, welche die Nationalversammlung reformiren wolle, könnten nimmer in den Bereich der weltlichen Macht fallen, nur die Kirche könne über und in der Kirche entscheiden, niemals sei ein Bischof von der weltlichen Macht eingesetzt worden. Vergebens riefen sie, daß die Kirche mit Presbyterianismus und Lutheranismus bedroht werde, vergebens trug selbst der Erzbischof von Aix auf die Einberufung einer Nationalsynode an. Die Democraten hielten fest und die Priester ihrer Partei, besonders der Pfarrer Gouttes bewies den Bischöfen aus den Kirchenvätern, wie die Bischöfe und Priester in alter Zeit nur von dem Volke ernannt worden und wie selbst die Apostel des Herrn das als das Wahre und Rechte anerkannt, bewiesen ihnen, wie sonst die Disciplinargegenstände der Kirche in der weltlichen Hand gewesen, und wie alles Andere, zumal die Anmaßungen Roms auf die Besetzungen der bischöflichen Stellen durch Täuschung und Irrthum in relativ junger Zeit entstanden *). Und es blieb zuletzt den Bischöfen und den Priestern der rechten Seite nichts anderes übrig, als erst feierlich zu protestiren und darauf zu schweigen, nachdem sie in dem Widerstande sich eben nicht auf die würdigste Weise betragen **). Die Vorschläge Martineaus aber wurden mit geringen Amendements nach und nach angenommen, und in einer Reihe von Decreten das neue Verhältniß der Kirche geregelt. Für die Pfarrer ward durch genügendes Einkommen gesorgt; die fürstlichen Einkünfte den Bischöfen zwar genommen, aber genug ihnen gelaßen, um ihres Amtes mit Anstand und Würde warten zu können ***).

*) **Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 397.**

**) **Mémoires de Ferrières II. pag. 48.**

***) Die Einkünfte eines Bischofs in Frankreich waren gewöhnlich zwischen 100000 bis 200000 Livres bis jetzt, ja es wird behauptet, es habe Bischöfe gegeben, die bis 800000 Livres Einkommen gehabt. Jetzt freilich ein Erzbischof 20000, ein Bischof 12000 Livres.

Von den Democraten wird nun der altkatholischen Partei der Vorwurf gemacht, daß sie nur getobt und geschrien habe, weil sie weltlichen Verlust erlitten. Indeßen ist zu erwägen, daß dieselbe auch bemerken mochte, wie nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil ihrer Gegner der Wunsch das Urchristenthum zurückzuführen belebte, wie die Democraten, die auch in diesem Streit den Spott zu dem Ernste mischten, wo noch nicht den Plan doch den Wunsch hatten das Christenthum als eine Feindin ihrer Lebensphilosophie allmälig in den Hintergrund zu stellen. Um so fester, mochten sie meinen, müße gerade jetzt an dem Alten gehalten werden.

Der Kampf aber, der durch den Sieg der Democraten in der Nationalversammlung selbst beendet ist, dauert außerhalb derselben fort. Der Klerus verbreitet Schriften in dem Reiche, in denen die Nationalversammlung des Strebens, das Christenthum zu vernichten, offen beschuldiget wird; eine Protestation gegen die sogenannte bürgerliche Constitution der Geistlichkeit — so nannte man die von der Nationalversammlung über die neue Kirchenordnung gegebenen Decrete — die von einhundert und mehr als vierzig Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, und von etwa hundert anderen Geistlichen unterschrieben war, ward verbreitet. Dadurch ward die Nationalversammlung genöthiget, später den entscheidenden Schlag zu thun, der ein förmliches Schisma in der französischen Kirche erzeugte. Dem König Ludwig aber mag das Herz zerrissen gewesen sein, nicht sowohl wegen der abermaligen Schmälerung seiner Macht, da die Besetzung der Bisthümer ihm entwunden ward, sondern weil er wegen seines altkatholischen Sinnes in der neuen Constitution der Geistlichkeit einen frechen Angriff auf die Kirche selbst erblickte. Er sanctionirte zwar die neuen Decrete, doch mit der Bemerkung, daß er die schicklichsten Maßregeln erst ergreifen müße, um ihre Vollziehung zu sichern. Er promulgirte sie nicht und trat mit dem römischen Bischof in Unterhandlung um die Anerkennung der neuen Constitution und mit ihr Beruhigung seines Gewissens zu erlangen. Darüber verlief eine geraume Zeit, in welcher der Kampf ruhete.

Zwischen dem König aber und der Nationalversammlung war seit geraumer Zeit kein Act der Feindschaft hervorgetreten. Aber sie war nichts desto weniger nicht allein immer noch vorhanden, sondern sie mußte selbst von Tage zu Tage bitterer

werden. Dem König war nur die Macht zum Handeln entnommen; daher die Ruhe und der Schein des Friedens. Ludwig mußte es fühlen, daß er nicht König in Frankreich mehr sei: er war ein Beamteter, der nur die Decrete der Democraten zu vollziehen hatte und der bei diesem Vollziehen selbst es ruhig erwarten mußte, ob die neuen, von dem Volke, nicht von ihm ernannten Administrationsbehörden es für gut finden würden, ihm zu gehorsamen. Es hatte kaum Jemand von ihm noch etwas zu fürchten oder zu hoffen. Um so bitterer aber mußte der Schmerz über die verlorene Macht sein, als die Democraten Demüthigung und Hohn zu dem Verlust zu fügen nicht versäumten. Daher in dem König zwar noch kein fester Plan, aber offenbar schon Gedanken an die Flucht *), Gedanken an das bewaffnete Eingreifen der fremden Mächte, Gedanken, diese Constitution auf die Dauer nicht zu tragen und zu dulden, es möge kommen, wie es wolle. Aber der Augenblick des glücklichen Kampfes mußte erwartet werden, und bis dahin geboten Zwang und Furcht mehr als einmal, mit den Lippen und dem Wort Beweise von Anhänglichkeit an die Constitution zu geben, die ohne Nachhall in dem Gemüthe waren. Je öfterer nun diese gegeben wurden, desto tiefer prägte, als später die Beweise, Ludwig habe die Constitution niemals gewollt, ziemlich unzweideutig hervortraten, das Gefühl der Abneigung, ja des Haßes gegen den König sich der Nation ein.

So erließ Ludwig eine Proclamation (Mai 1790) an die Franzosen, in welcher die Grundsätze der Constitution abermals anerkannt und gepriesen, sie selbst der Nation dringend anempfohlen ward, so gebot er später, als auf vielen Puncten des Reiches die Soldaten Bruderfeste mit den Nationalgarden feierten, bei denen sie gemeinsam den Bürgerschwur des Gehorsams gegen die Nation, das Gesetz und den König wiederholten, daß jedes Regiment an solchen Bruder- und Bundesfesten Theil nehmen solle. Diese Bundes- und Bruderfeste aber wurden den Democraten eine Gelegenheit, ganz Frankreich durch einen abermaligen Schwur an ihre Constitution zu fesseln **). Sie

*) Mémoires de Madame Campan II. pag. 115. Bouillé: Mémoires pag. 180. 181.

**) C'etait un grand moyen qu'employait le parti constitutionel pour attacher les soldats à la constitution. Mémoires de Bouillé pag. 115.

dehneten sich immer weiter aus, und führten den Gedanken herbei, in Paris ein großes Bruder- und Bundesfest aller Franzosen zu begehen. Die Stadt Arras im Namen der Provinz Artois hatte es bereits von der Nationalversammlung begehrt, als Bailly der Maire von Paris (am 5. Juni) den Antrag wiederholte Namens der Commune von Paris: „am vierzehnten Juli des vorigen Jahres sei die Freiheit zu Paris durch den Fall der Bastille gewonnen worden, am vierzehnten Juli dieses Jahres möge in Paris, in der Wiege des neuen Lebens, ein großes und allgemeines Bruderfest aller Franzosen gefeiert werden." Jubelnd decretirten das sofort die Democraten der Nationalversammlung. Jubel verbreitete sich durch ganz Frankreich, Haß und Feindschaft schwiegen einen Augenblick.

Die Begeisterung aber für die Democratie, welche in der Zeit der Bereitung des großen Festes herrschte, benutzte der democratische Adel noch, eine neue Bürgschaft für die hohe Stellung zu gewinnen, die er in dem neuen Staatsleben einzunehmen gedachte. Der democratische Adel war seinen Standesgenossen auf das tiefste verhaßt geworden, mit Abscheu und Ingrimm wurden die Apostaten betrachtet *). Der Adel war nichts mehr in Frankreich, er gab keine Rechte, keine Ansprüche, er war ihnen nicht allein ein nutzloser, sondern selbst ein hindernder Besitz, in so fern ihr adeliger Stand ein Widerspruch mit democratischem Sinn und Streben zu sein schien, in so fern dieser Stand immer noch eine Scheidewand bildete, die sie vom Bürger trennte. Es mußte über kurz oder lang zur Aufhebung des Adels kommen, der ein Widerstreit gegen die herrschenden Principien war. Also eilte der democratische Adel rasch seinen eigenen Stand zu vernichten, und zweierlei Gefühle mögen ihn dabei geleitet haben. Zuerst der Gedanke der Rache an den Standesgenoßen, dann aber und hauptsächlich die Hoffnung, daß dieser Schritt ihn bei der ganzen Nation in das Licht der edelmüthigsten, großherzigsten, reinsten Democraten stellen würde. Das Alte war nichts mehr, es glänzte in der Zukunft ein Anderes, das mit anderen Mitteln gewonnen sein wollte, durch die Volksgunst emporgetragen zu werden, als die angesehensten Glieder der neuen gesetzgebenden Körper, somit als die eigentlichen Herrscher des Reiches, als

*) Mémoires de Ferrières II. pag. 63.

Maires der ansehnlichsten Städte, als von dem König unabhängige Administrationsbehörden, Richter, Commandanten der Nationalgarde, Bischöfe zu glänzen.

Die Sache ist vorbereitet *). Den beiden Grafen Lameth wird der Plan besonders zugeschrieben. In die Nationalversammlung tritt (am 19. Juni) ein deutscher Edler — denn schon eilten Viele nach Paris, um an der Sonne der neuen Freiheit zu erwarmen — Anacharsis Klootz, von vielen Anderen umgeben, die in die Trachten verschiedener Nationen gekleidet, gleichsam als wären sie deren Deputirte, um die Franzosen zu beglückwünschen, daß sie, die ersten, den wahren Staat gefunden. Und der Baron Menou antwortet dem Redner des menschlichen Geschlechts (wie Anacharsis Klootz sich später nannte) eben so ernsthaft als dieser gesprochen: „sie möchten Alle, nachdem sie in Paris das große Fest gesehen, gehen und den Völkern verkünden, das sie gesehen, und erzählen, wie die Freiheit von den Franzosen geboren worden sei **)." Nach dem Possenspiel aber kommt der Ernst. Graf Alexander Lameth ruft zuerst, wie vom Genius der Freiheit inspirirt: „die gefesselten Personen zu den Füßen der Statüe Ludwig des Vierzehnten müßten hinweggenommen werden." Diese stellten die eroberten Provinzen dar. Darauf ruft der sonst unbekannte Deputirte Lampel: „nicht jene Statüen allein müßten verschwinden, auch der Erbadel müße aufgehoben werden ***)." Sofort fallen im Chor alle adelige Democraten ein, und einer sucht den andern zu überbieten. Carl Lameth unterstützt zuerst Lampels Motion: „der Erbadel verletze die Freiheit, er dürfe in dem Reiche der Gleichheit nicht sein, es könne keinen Trieb für Kraft und Tugend geben, wo eine andere Würde, als die Würde des Amtes vorhanden sei. Andere eilen ihr Scherflein beizutragen und einer aus dem ältesten fran-

*) Déjà depuis quelque temps l'idée de la suppression de la noblesse fermentait dans l'esprit. Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 445.

**) Nicht allein die Völker Europas, sondern auch Türken, Araber, Perser, Chinesen und Mongolen wurden bei dieser Maskerade repräsentirt.

***) Es scheint, dieser Deputirte hatte von dem Plane des democratischen Adels auf Abschaffung des Adels anzutragen gehört und eilte ihnen zuvorzukommen, um sich das Verdienst zu erwerben. In dem Ringen und Jagen nach Popularität wurden auch gemeine Mittel nicht verschmäht.

zösischen Adel, Matthieu de Montmorency, der zu spät gekommen, muß schon bedauern, nichts Anderes finden zu können als den Antrag auf Abschaffung der Wappen: „nur ein Wappen sollten alle Franzosen fortan führen, die Freiheit."

Und unter lautem Jubel aller Democraten wird die Abschaffung des Erbadels, aller Titel, aller Namen, die von adeligen Güthern genommen, aller Wappen, aller Livreen decretirt. Eine Abendsitzung ist schlau für die Sache gewählt worden; in einer solchen sollten eigentlich constitutionelle Decrete nicht gefaßt werden. Viele Glieder der rechten Seite waren nicht zugegen, der Anwesenden Widerspruch ward von dem Jubel der Democraten übertönt. Kaum hatte der Abbé Maury einige Worte gewinnen können, durch welche er die Nothwendigkeit des Daseins eines Adels für die Monarchie zu beweisen hoffte. Aber die Democraten waren nicht gewohnt die Blätter der Geschichte zu fragen oder die Erfahrung, nur die Theorien wurden zu Rathe gezogen, und sie mußten in die Wirklichkeit kommen, sollte auch ringsum Alles in Trümmer fallen. Also waren von den bürgerlichen Deputirten die Anträge des democratischen Adels mit Entzücken aufgenommen worden, und wiederum verbreitete sich die Freude der Nationalversammlung durch ganz Frankreich. Denn der Haß gegen den Adel herrschte allenthalben und die democratischen Grundsätze hatten mit jedem Tage mehr Boden gewonnen. Auch dieses Decret sanctionirte der König: nur Necker hatte im Conseil gerathen, das Gegentheil zu thun. Ludwig aber war entschloßen ohne Bemerkung Alles zu genehmigen. Die Gründe dieses Verfahres sind bereits dargelegt worden. Necker aber hatte den Muth seine Meinung öffentlich bekannt zu machen zu einer Zeit, wo es bereits halbes Verbrechen war, ein Haar breit zu weichen von den Grundsätzen der Democraten *).

Das Bundes- und Bruderfest aber, welches zu diesen Dingen die Veranlaßung gegeben, ward zu Paris mit dem höchsten Enthusiasmus gefeiert. Und in der That nicht allein einen großen, sondern auch einen erhebenden Anblick mag es gegeben haben. Deputirte aller Departements, aller Nationalgarden, aller Truppenabtheilungen waren nach Paris gerufen. Auf dem Mars-

*) Madame de Staël: Considerations I. pag. 366.

felde in der Nähe der Stadt, umgeben von dreimalhundert tausend durch Einen Gedanken erglühten Menschen, am Altar des Vaterlands, nachdem dreihundert mit dreifarbigen Bändern geschmückte Priester die Messe gefeiert, schwur die Nationalversammlung, schwur König Ludwig, und schwur zuletzt alles Volk den Eid auf die Constitution. Selbst die Königin schien fortgerissen zu werden von Gefühlen, die ihr durchaus fremd und feindlich bis jetzt gewesen. Sie hob, als der königliche Gemahl geschworen, den Dauphin in die Höhe ihn dem Volke zeigend und rief: „Auch ich und mein Sohn, wir haben dieselbe Gesinnung!" Jubel und Freude herrschte mehrere Tage lang in Paris, die Parteien schienen verschwunden und aller Haß in den Gedanken „die Freiheit, die Constitution und das gesetzmäßige Königthum" untergegangen.

Aber es war Alles nur eine bittere Täuschung und ein flüchtiger Trost nur ging an König Ludwig vorüber, flüchtig wie die augenblickliche Befreundung der Democraten gegen ihn. Bald erinnerte Ludwig der Lage sich wieder, in welcher er war, die um nichts von den Democraten gebeßert ward, und bald wußten auch diese wieder, daß die Gefühle des Herzens und die Gesinnung mächtiger sind als Tausende von Schwüren. Also ward auch durch dieses Fest der Krieg nicht unterbrochen. Durch dasselbe aber hatten die Democraten eine neue Gewähr für ihre Verfassung gewonnen und ein neues Mittel des Kampfes gegen den König. Je öfterer Ludwig genöthiget ward die Verfassung zu beschwören, desto unseliger mußten bei seinem Sinne, den zu ändern nicht in seiner Macht stand, sich die Verhältniße der Zukunft gestalten.

Wie tief aber das Mißtrauen der Democraten gegen den König war, wie sehr sie besorgt, daß er unter dem Volke nicht eine Stütze finde, weil sie fühlten, so wie er eine solche gewonnen, werde er aus der Lethargie erwachen und sie vernichten, das wird durch die häßlichen Gerüchte sattsam bewiesen, die sie vor dem Feste ausstreuten und durch welche sie im voraus verhindern wollten, daß die Deputirten aus den Departements nicht von dem Hofe gewonnen würden. „Der Hof wolle, verbreiteten sie, die Truppen und die Nationalgarden verfeinden; während das Fest auf dem Marsfelde begangen würde, sollten Banditen die Stadt Paris anzünden, die Royalisten zu den Waffen greifen,

die Patrioten ermordet, die Democraten der Nationalversammlung erschoßen, die Autocratie wieder hergestellt werden *)." Aber die Unwahrscheinlichkeit solcher Reden lag zu offen am Tage, als daß sie bedeutend hätten wirken sollen.

Indeßen waren die Democraten nicht wenig beunruhiget worden, als dem König von den Deputirten der Departements noch viele Zeichen der Liebe und Ergebenheit wurden. Es wurden diese zwar nicht dem autocratischen, sondern nur dem constitutionellen König, sie wurden nur in dem flüchtigen Glauben, daß Ludwig für die Verfassung selbst gewonnen sei, gegeben **); aber das Geringste selbst peinigte die Democraten mit dem Schreckbilde der Gegenrevolution und sie eilten die Departementsdeputirten aus Paris zu entfernen, eilten dem Königthume neue Schläge zu geben.

Vor dem Feste war auch der Herzog von Orleans, ungerufen vom König, aus England zurückgekehrt; „seine Eigenschaft als Repräsentant der Nation mache es ihm zur Pflicht bei dem Feste anwesend zu sein" ***). Sofort wachen die Gerüchte wieder auf, daß Orleans es sei, der Alles in Bewegung setze, zu dessen Dienst eine Menge Jacobinerclubs, geheime Comités, viele Besoldete durch ganz Frankreich ständen †). Wahr ist, daß Lafayette in Orleans stets eine den Pöbel aufregende Kraft fürchtete, wahr, daß Ludwig ihn so fürchtete wie verabscheute, wahr, daß seine Partei noch nicht ganz abgestorben war, daß er für die Bourbons keine freundlichere Gesinnung aus England gebracht, als er sie früher gehabt, daß er nachmals wie vormals immer auf der Seite der Democraten zu finden ist; aber nicht minder gewiß ist es dennoch, daß die Revolution nicht von Orleans in Bewegung gesetzt ward. Und auch jetzt traten ganz bestimmte und unzweideutige Beweise, daß er auf den Sturz der Bourbons sich

*) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante II. pag. 461. 462. Mémoires de Ferrières II. pag. 89.

**) L'amour, qu'on lui portait, etait encore dans toute sa force dans les coeurs de tous les Français des departemens, mais il était impossible de les faire sortir de leur enchantement; ils aimaient autant le roi que la constitution et la constitution autant que le roi. Mémoires de Madame Campan II. pag. 118.

***) Weber: Mémoires II. pag. 24.

†) Bouillé: Mémoires pag. 213.

zu erheben getrachtet, nicht hervor. Die republicanischen Democraten benutzten ihn wohl und sein Geld auch mit als eine aufregende Kraft, fürchteten aber nicht, daß er Plane habe, ein neues Königthum zu gründen *).

Allerdings waren die Hauptgrundzüge dieser sonderbaren Verfassung, die einen König hatte ohne Königthum, eine vollziehende Gewalt auf dem Papiere, aber keine im Leben, gewonnen und sehr bedeutende constitutionelle werden nicht mehr an das Tageslicht gefördert. Aber im Einzelnen gab es doch noch immer viel zu schaffen und zu bauen. Auch constitutirt die Nationalversammlung nicht allein, sie regiert auch und sie ist daher in ihrer Hauptarbeit unaufhörlich von solchen Dingen unterbrochen, die in den Amtsbereich der Minister gefallen wären, wenn sie nicht vorhanden gewesen, oder sich nicht auch der vollziehenden Gewalt großentheils bemächtiget gehabt hätte. Sie hat sichtlich Gefallen an diesem Regieren gefunden, und sie eilt um so weniger die Constitution zu vollenden und dadurch ihr Ende herbeizuführen, als sie wünschen muß, daß die neuen Institutionen noch unter ihrem Schirme Wurzel faßen möchten. Daher spinnt die Dauer der Nationalversammlung sich noch lange fort, doch minder bedeutend wird sie und ihr Werk, je mehr der Ausgang herantritt. Aber die Parteien gewinnen dadurch Zeit sich schroffer auszubilden. Je schreiender die Widersprüche werden, in welche sich die königliche Democratie verwickelt, desto mehr nimmt die republicanische Partei zu an innerer und äußerer Kraft. Die Spaltung unter den Democraten wird immer sichtbarer, ob auch die Republicaner erst durch die spätere Flucht des Königs ermuthiget werden, wirklich hervorzutreten. Die Partei des alten Staates wird durch gesteigerte Maßregeln der Democraten immer erbitterter, es wächst die Zahl der Emigranten, es steigt das Mißtrauen der fremden Mächte durch das häßliche Gewand, in welches die Democratie mehr und mehr gekleidet erscheint **). Also gewinnt in den folgenden Tagen

*) **Ils croyaient plus au desir qu'avait d'Orleans de se venger d'une cour qui l'avait dedaigné et qu'il etait bien aise d'humilier, qu'à des dessins d'élevation pour lui-même. Mémoires de Madame Roland I. pag. 301.**

**) Werden doch schon Versuche gemacht die Königin zu ermorden, und fürchtet doch Marie Antoinette unaufhörlich, daß die Republicaner sie vergiften

Alles eine trübere Gestalt und die Dinge eine Wendung, welche über kurz oder lang zu einer gewaltsamen Explosion führen muß.

Jetzt befand sich das französische Heer in einem traurigen Zustande. Die Aristocraten mit ihren Künsten waren nicht im Stande gewesen es zu desorganisiren, aber die Jacobinerclubs waren mächtig genug dazu. Ihr Grundsatz war jetzt, daß auf der Desorganisation des Heeres die bürgerliche Freiheit ruhe: immer noch quälte die Möglichkeit, der König, die Gegenrevolution möge sich des Heeres bemeistern. Daher werden die Soldaten in die Jacobinerclubs gezogen und die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit finden nun bei ihnen die Anwendung, daß auch sie Comités bilden, um ihre Angelegenheiten zu berathen, daß sie ihre adeligen Offiziere, die sich fast insgesammt als Gegner der Revolution gezeigt, entweder verjagen oder gewaltsam Gelder von ihnen erpreßen. Solche Schauspiele sah man auf mehreren Puncten des Reiches *). Am frechsten aber betrugen sich die Regimenter: **du roi, mestre du champs** und das Schweizerregiment **Chateau-Vieux**, welche die Garnison von Nancy bildeten. Sie hatten ihren Offizieren den Gehorsam aufgekündiget, Geld von ihnen erpreßt und sie vielfach gemißhandelt. Das gemeine Volk der Stadt hatte sich zu ihnen geschlagen und diese ward mit der wildesten Verwirrung bedroht. Ein General, Malseigne, der mit einem Decret der Nationalversammlung kam, um die Ordnung herzustellen, ward unter Umständen, die jeden empören mußten, der die Anarchie nicht zum Systeme genommen, gefangen. Die empörte Garnison von Nancy war nach Luneville gekommen, um sich Malseigne, der aus Nancy geflüchtet war, ausliefern zu laßen. Die Nationalgarden der Stadt hatten sich zum Theil zu den Empörern geschlagen, der Pöbel aus der Stadt und der Umgegend für sie sich bewaffnet. Sogar die Democraten der Nationalversammlung durften das nicht dulden; das Beispiel konnte anstecken und das Reich in die Gewalt zügelloser Banden fallen, von denen der gesetzgebende Körper so wie alles Andere, was noch an Einheit und Ordnung erinnerte, vernichtet werden konnte. Daher ward der König gebeten,

wollen. **Mémoires de Madame Campan II. pag. 121.** Erschien doch auch schon Marats wüthendes Blatt: **l'ami du peuple**, predigten doch die Jacobinerclubs jetzt schon, die Freiheit müße auch zu andern Völkern getragen werden.

*) **Bouillé: Mémoires pag. 131. 132.**

die Rebellen im Nothfall mit den Waffen züchtigen zu laßen (am 16. August). Ludwig aber übertrug die Sache dem General Bouillé, der den Militairbefehl in Elsaß, Lothringen, Franche Comté und der Champagne führte. Unter seinem Commando standen 90 Bataillons und 104 Escadrons. Auf den größten Theil dieser Truppen war kaum zu zählen; am meisten noch auf die Reuterei und zwanzig Bataillons deutscher Söldner. Tausende von Nationalgarden zur Bekämpfung der Rebellen berufen, waren zu diesen übergegangen. Doch gelang dem General an der Spitze eines verhältnißmäßig nur kleinen Heeres aus Linientruppen und Nationalgarden bestehend, die Empörer zur Unterwerfung zu bringen (am 31. August). Sie hatte nicht ohne Blutvergießen bewerkstelliget werden können, da ein Theil der empörten Regimenter, nachdem bereits eine Capitulation geschloßen worden, in der Stadt noch auf Bouillés Truppen Feuer gegeben. Die empörten Regimenter wurden in andere Garnisonen verlegt; eine Bestrafung erfolgte nicht. Bouillé ward durch ein Decret der Nationalversammlung belobt *). In Folge dieses Ereignißes kam über die Infanterie, welche dem Reiche der Freiheit immer am eifrigsten ergeben, eine augenblickliche Ruhe und die Autorität der Offiziere schien sich wieder zu befestigen. Den determinirtesten Jacobinern war dies sehr unangenehm; sie priesen die Empörer als Helden der Freiheit, beklagten die Gefallenen als Opfer der Tyrannei. Sie ließen von dem pariser Pöbel den Sitzungssaal der Nationalversammlung umstürmen und die Entlaßung der Minister begehren, sie erzwangen den Schluß, daß eine Untersuchung über Bouillés Betragen angesetzt ward. Aber durch das Eine wie durch das Andere erreichten sie nichts. Lafayette, dessen Trennung von den Jacobinern immer offener hervortrat, trieb die Banden mit der Nationalgarde auseinander (am 2. Septbr. 1790); die Untersuchung gegen Bouillé ergab nichts, was nicht ehrenvoll für ihn gewesen **).

Man weiß nicht, ob man hierbei den Jacobinern eine große Spürkraft zuschreiben soll oder nicht, man weiß nicht, ob man sagen soll, nur die Ordnung im Heere überhaupt und das Beispiel, das Bouillé gegeben, sie könne noch aufrecht erhalten wer-

*) Bouillé: Mémoires pag. 133—174.

**) Mémoires de Ferrières II. pag. 143.

den, sei ihnen verhaßt gewesen, oder behaupten, daß sie bereits Ahnung davon hatten, der General trage sich mit freiheitsmörderischen Planen. In der That hat dieser Bouillé jetzt schon den Gedanken den König an die Spitze des Heeres zu stellen, und mit Hülfe eines österreichischen Heerhaufens, das an die Grenzen der Niederlande aufgestellt werden sollte, die Nationalversammlung zu einer andern Constitution zu nöthigen; denn an die Möglichkeit der Wiederherstellung der Autocratie glaubt der General nicht *). Die Verhandlungen zwischen dem König und Bouillé zur Verwirklichung dieses Gedankens fallen erst in den Monat October. Ueber eine leise Ahnung aber ging der Jacobiner Verdacht gegen den General, der sich mit großer Umsicht zu betragen verstand, nicht hinaus. Dagegen wendete sich ihr Ingrimm plötzlich gegen des Königs Minister, wie es scheint, weil sie den Verdacht gefaßt, es möchten von denselben Plane zur Flucht des Königs gefördert werden. Die Jacobiner hätten sonst wohl gern eine Entfernung Ludwigs gesehen, da die Republik durch sie nur gefördert werden konnte, wäre nur nicht zugleich zu fürchten gewesen, daß er Treue bei einem Theile des Heeres oder Unterstützung von den fremden Mächten finden werde. Baron Menou trug darauf an zu erklären, daß die jetzigen Minister das Vertrauen der Nation verloren hätten. Aber was jetzt von den Jacobinern ausgeht, in deren Club sich die Republicaner und die Keckſten der royalistischen Democraten befinden, wird jetzt schon ziemlich häufig von der milder gestimmten Partei der Letzteren, die sich in dem Club von 1789 darstellt, bekämpft. Diese sucht jetzt sichtbar die Trümmer des armseligen Königthums, das sie hatte stehen laßen, gegen die Angriffe der Jacobiner zu vertheidigen. Sie verwirft den Antrag als einen Eingriff in die Macht der vollziehenden Gewalt. Aber die Jacobiner laßen die Commune von Paris vor den Schranken der Nationalversammlung erscheinen, um die Minister zu verklagen. Und diese der Quälerei müde, nehmen ihre Entlassung **). Das war der Anfang der Chicanen, mit denen nun bis zu dem Falle des Thrones des Königs Minister immer von

*) Bouillé: Mémoires pag. 179. 180.

**) Mémoires de Ferrières II. pag. 149. Montmorin, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war der Einzige, welcher blieb.

den Democraten verfolgt werden. Das Mißverhältniß, das in anderen Dingen herrscht, offenbart sich natürlich auch hier. Der König, verlangten alle Parteien, sollte nur Männer zu Ministern nehmen, die zu ihnen gehörten, oder doch überhaupt die Partei für die Revolution unzweideutig genommen, Ludwig aber stößt solche Männer zurück, weil er die ganze Revolution zurückstößt, und die Freunde der Revolution haben bei jedem Ministerwechsel immer wieder dasselbe Geschäft, diese Männer so lange zu quälen, bis sie gingen *).

Auch Necker trat jetzt aus des Königs und aus Frankreichs Dienst. Des Mannes, der am Vorabend der Revolution mit seinem Streben das Wetter, welches über Frankreich hing, zu beschwören, so bedeutend erscheint, hat in dieser selbst nur selten gedacht werden können. Die Nationalversammlung, die in Allem neu und eigenthümlich sein wollte, hatte zeitig den Ministern auch eine consultative Stimme in den Sitzungen nicht gestatten wollen. Dadurch war Necker und alle Minister darauf beschränkt worden, zuzusehen, wie das Gebäude der Democratie in die Höhe stieg, ohne auch nur den mindesten Einfluß auf die Debatten gewinnen zu können. Nur Vorstellungen zu machen, stand noch in seiner Gewalt, und sie waren immer von den Democraten unbeachtet geblieben. Gleichgültig, ja verhaßt, wie jeder, der nicht entschieden zu ihrer Partei trat, war Necker den Democraten längst geworden. Lange schon mochte er das Peinliche seiner Lage fühlen, und aus ihr herauszukommen sich sehnen. Die Democraten, welche bereits decretirt hatten, daß alle Nationalgüther verkauft werden sollten, wollten für 1900 Millionen Assignaten schaffen, um einen Theil der Staatsschuld abzutragen und Ordnung in die Finanzen bringen zu können, welche durch die Unregelmäßigkeit, mit welcher die Abgaben einliefen, sich immerfort in großer Verwirrung befanden. Auch bedurften die Democraten großer Summen bald um hier, bald um dort das Volk in Bewegung zu setzen und übrigens waren ihnen die Assignaten ein kostenfreies Mittel, sich aus aller Finanzverlegenheit zu helfen und der Revolution neue Bürgschaft zu geben. Necker aber reichte ein Memoire gegen diese Vermehrung der Assignaten ein. Eine Vermehrung derselben in

*) Weber: Mémoires II. pag. 155.

solcher Zahl, die noch obenein nur zu verkünden schien, daß sie nächstens wieder in stärkerem Maße vermehrt werden würden, war allerdings in dem geordneten Staatsleben, an welches der Minister dachte, sehr gefährlich, da die Leichtigkeit selbst, mit welcher in solcher Weise Geld geschaffen werden konnte, leicht verleiten mochte immer mehr zu schaffen und Unordnung im Staatshaushalt einreißen zu laßen *). Aber die Democraten ließen Neckers Memoire ganz unbeachtet, und sie schienen entschloßen sich eines lästigen Aufsehers zu entledigen. Der Volksaufstand, dessen früher gedacht worden ist, bedrohete auch Necker, und dieser nahm davon Gelegenheit seine Bitte um Entlassung einzureichen (am 4. September), die sofort gewährt ward. So schied Necker und ließ als Bürgschaft für die Richtigkeit seiner Rechnungen sein ganzes Vermögen, fast aus zwei Millionen Livres bestehend, in dem Staatsschatze zurück, er schied beiden Hauptparteien verhaßt, die jetzt Frankreich zerrissen, den Democraten, weil er sich nicht zur angeblichen Höhe ihrer Ansichten emporgeschwungen, den Royalisten, weil er die Autocratie nicht gewollt. Die Letzteren begleiteten auch den Scheidenden mit wilden Schmähungen und ihnen, die nichts sahen und nichts begriffen, hatte Necker allein die Revolution hervorgerufen. Necker aber, der die Achtung jedes Redlichen mit sich nimmt, zog sich in die Schweiz zurück **), und kämpfte hier, nachdem er es als Minister vergebens gethan, als Schriftsteller noch für die Sache der wahren Freiheit ***).

Unterdeßen zogen über Frankreich die Stürme der Revolution sich immer düsterer zusammen: hier steigerten sich bei den Democraten die Maßregeln, die den Ausbau ihres Reiches vollenden und ihnen Sicherheit geben sollten, dort bei der Gegenpartei stieg der Ingrimm und der Entschluß, nichts zu dulden von dem neuen Wesen und blutige Rache zu bereiten. Die politische Spaltung aber ward nun verbittert durch die religiöse. Die Decrete für die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit waren gegeben, aber nicht in das Leben geführt; denn der König hatte sie noch nicht promulgirt; er unterhandelte noch mit Pabst Pius VI. Selbst katholische Bischöfe anderer Länder hatten sich

*) Im Sommer 1791 verloren die Assignaten bereits zwanzig Procent.

**) Mémoires de Ferrières II. pag. 127—134.

***) Considerations par Madame de Staël II. pag. 17.

billigend über die neue Verfassung des Klerus ausgesprochen, namentlich der Erzbischof von Salzburg und der Bischof Ricci von Pistoja. Aber in Rom dachte man anders. Mit schweigendem Unwillen waren dort die Decrete der Nationalversammlung betrachtet worden, die solche Umgestaltung in Kirche und Staat hervorgebracht. Aber es war bis jetzt noch kein Schritt gegen die Revolution geschehen, obwohl Rom durch den Umstand noch erbittert gegen die Revolution werden mußte, daß auch in den beiden, vom französischen Gebiet ringsumschloßenen, apostolischen Besitzungen Avignon und Venaissin eine der französischen nachgemodelte Empörung ausgebrochen war, welche von den Democraten sichtbar begünstiget ward, die schon davon geredet, daß diese beiden Länder mit Frankreich vereiniget werden müßten. Jetzt aber sollte der Pabst nicht allein die Einkünfte aus Frankreich schwinden *), sondern auch das Band zwischen der apostolischen und französischen Kirche ganz zerrissen sehen. Unmöglich konnte er von seinem Standpuncte aus, durch Anerkennung der Neuerungen in Frankreich, förmlich den Grundsatz selbst aussprechen, daß jede weltliche Macht die kirchlichen Angelegenheiten ihres Landes ordnen könne wie sie wolle und so ordnen, wie die Nationalversammlung es that. Das wäre ja der offenbarste Selbstmord der apostolischen Macht gewesen. Also erfolgte von Pius **VI.** ein bitteres Abmahnungsschreiben an König Ludwig, daß er seine Seele nicht verderben möge durch Genehmigung so gräßlicher Dinge. Nichts, gar nichts genehmiget der Pabst in dieser Schrift von den projectirten Neuerungen; aber er sagt schlüßlich, daß er die Gesinnungen des französischen Klerus über diese Gegenstände erforschen wolle. Diese aber konnten bei dem größten Theile der Bischöfe, bei einem großen Theile der Priester nicht zweifelhaft sein. Seitdem die Decrete über die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit gegeben worden, war die früher erwähnte Protestation erschienen, seitdem war ein großer Theil des Klerus in unaufhörlicher Bewegung. Die Kanzeln tönten von Predigten gegen die bürgerliche Constitution, gegen

*) Die Einkünfte des apostolischen Stuhles aus Frankreich für Bullen, Indulte, Dispensationen ꝛc. waren jetzt überhaupt wenig bedeutend. Von **1779** bis **1788** waren nur **3,676,938** Livres aus Frankreich nach Rom geflossen, was eine jährliche Durchschnittssumme von **367,693** Livres giebt. **Mémoires historiques et politiques sur Pie VI. Paris 1799. II. 212. 213.**

die ganze neue Verfassung, gegen die Assignaten, gegen den Verkauf der Nationalgüther wieder. Von den Kanzeln herab ward verkündet, daß wer Nationalgüther kaufe, selbst vom Pabste nicht die Absolution empfangen könne, von den Kanzeln herab ward aufgefordert, die Steuern nicht zu bezahlen, die Beamteten zu ermorden *). Nicht an den Bemühungen des Klerus lag es, wenn der Bürgerkrieg nicht aufflammete, wenn Schaffote nicht emporstiegen und Inquisitionstribunale nicht organisirt werden konnten. Die Democratie hatte unter dem Volke bereits über die Katholicität obgesiegt.

Indeßen wurden die Democraten doch besorgt und ergriffen, wie immer, zermalmende Maßregeln. Der Deputirte Voidel denuncirte das Project des Klerus, ein Schisma zu bilden und den Bürgerkrieg zu entflammen, (am 27. November 1790) auf der Rednerbühne. Und die Nationalversammlung decretirte sofort und an demselben Tage, daß alle Kleriker in Gegenwart der Beamteten und der Gemeinden den Eid auf die Constitution zu leisten hätten binnen einer bestimmten Frist, nach deren Ablauf ihre Aemter als erlediget angesehen werden sollten, daß alle Kleriker, die nach Ablegung dieses Eides nichts desto weniger Ungehorsam gegen die Decrete der Nationalversammlung zeigen würden, als Rebellen bestraft und der Strenge der Gesetze anheim fallen sollten. Zuletzt ward hinzugefügt, daß acht Tage nach der Sanction des gegenwärtigen Decretes die Kleriker, welche Mitglieder der Nationalversammlung, diesen Eid in dem Schooße derselben zu leisten hätten.

Der König Ludwig war durch diesen Gang der Dinge in eine für ihn furchtbare Lage gebracht. Sein Herz hing an der alten Katholicität und an Rom, für schwere Sünde erachtet er es die Hand zu Einrichtungen zu reichen, die nicht durch Roms Spruch geheiliget worden. Noch einmal ließ er den Pabst in einer von dem Erzbischofe von Aix aufgesetzten Schrift ersuchen, die Hauptpuncte der bürgerlichen Constitution des Klerus zu sanctioniren und damit sein Gewissen zu beruhigen und einem Schisma der Kirche zuvorzukommen. Aber Rom kümmerte sich um die Angst des Königs nicht und wieß Alles zurück. Daran sollen die Emigranten zu Turin großen Antheil gehabt haben. Sie hofften,

*) Mémoires de Ferrières II. pag. 183. 184.

wenn der Pabst nicht seinen Segen über das constitutionelle Kirchenthum spreche, würde das Volk doch endlich sich gegen dasselbe erheben und die Gegenrevolution eröffnet werden. Aber die Democraten warteten den Ausgang der Unterhandlungen mit dem Pabste nicht ab. Sie stürmten mit großer Heftigkeit in den König um schnelle Sanction des letzten Decretes. Ludwig hatte damals schon heimlich eine Protestation gegen Alles, was in seiner Gefangenschaft ihm abgenöthiget werden möchte, nach Spanien gesendet *), und er war überhaupt schon längst entschloßen, alle Decrete ohne weitere Bemerkung zu sanctioniren. Hier indeßen ward ein heiligeres als ein weltliches Interesse berührt und die Kirche stand für Ludwig höher, als selbst sein Königthum. Daher antwortete er ausbeugend, um Zeit zu gewinnen bis die ersehnte Antwort des Pabstes einlaufe: „da er die früheren Decrete bereits sanctionirt, so könne seine Gesinnung in Beziehung auf dieses, das nur eine Folge der früheren sei, keinem Zweifel unterworfen sein; aber er wünsche, daß die Constitution sich ohne Erschütterungen befestigen möge, er wolle daher den Erfolg der Maßregeln erwarten, die er ergriffen habe." Aber die Democraten fühlten, daß der Pabst sich nicht fügen könne und es war ihnen darum zu thun den antidemocratischen Klerus so schnell als möglich durch einen democratischen zu ersetzen. Also ließen sie den Pallast des Königs eines Abends von Banden umstürmen, welche gebieterisch und drohend die Sanction des Decrets begehrte. Ludwig glaubte sich entweder in Gefahr oder er hatte nur gewünscht, daß der Zwang und die Gewalt, welcher er weiche, deutlicher hervortrete. Die königliche Genehmigung des Decretes erfolgte des anderen Tages **).

Jetzt sollten nun die Bischöfe und die Priester zuerst, welche Glieder der Nationalversammlung waren, den Eid auf die Constitution schwören (am 1. Januar 1791). Noch einmal flehete

*) „Il me confia en outre que depuis le 6. Octobre ce prince avoit envoyé au roi d'Espagne sa protestation contre tout ce qu'il pourrait sanctioner par la suite comme n'étant point libre de ses volontés: je n'ai pas entendu parler depuis de cette protestation" erzählt der Sohn des Generals Bouillé, habe ihm, der Graf Ferſen erzählt, der mit dem König in sehr nahen Verhältnißen stand. **Mémoires de Bouillé sur l'Affaire de Varennes pag. 26.**

*) **Mémoires de Ferrières II. pag. 192—197.**

der Bischof von Clermont, die Nationalversammlung möge sich genügen laßen, wenn der Klerus sonst in Allem Treue ihren Decreten gelobe, und seine Freiheit sich nur in allen denen Dingen vorbehalte, welche unmittelbar das Geistliche beträfen. Die Democraten konnten das nicht annehmen, weil der Klerus immer zu geistlichen Dingen zählte, was sie zu den weltlichen rechneten, wie das Einkommen und die Güther des Standes. Zwei Bischöfe nur, von Lidda und Autun schwuren den Eid und viele Priester selbst, auf deren democratischen Sinn gerechnet worden war, täuschten die Erwartung. Außerhalb der Nationalversammlung schwuren die Bischöfe von Sens, Orleans und Pamiers. Die Uebrigen weigerten insgesammt. Der Eine mochte in der That überzeugt sein, die Kirche gehe durch diese Neuerung unter, der andere sie sei mindestens der Anfang zum Umsturz des katholischen Christenthums. Aber die meisten mochten denken, da die Gegenrevolution vor der Thüre stehe, sei es gefährlich sich dem constitutionellen Kirchenthume hinzugeben.

Die Bischöfe aber und Priester, welche in Folge der Eidesverweigerung aus ihren Aemtern scheiden mußten, sie thaten ihr Möglichstes um den Glauben des Volkes an die Aechtheit des constitutionellen Kirchenthumes, an die Wirksamkeit der heiligen Handlungen, welche von den geschworenen Bischöfen und Priestern, die nun insgesammt gemäß den früheren Decreten durch die Wahl des Volkes eingesetzt wurden, zu brechen. Aber die Hoffnung, daß das Volk in großen Massen sich für sie erheben werde, täuschte gänzlich und es war wiederum nichts mit der Gegenrevolution. Die Democraten setzten der Fluth von Schriften, welche der Klerus für sich erscheinen ließ, mit größerem Glück eine andere entgegen, in welcher Reichthum, Luxus, Ehrgeiz und Lasterhaftigkeit der Priester mit grellen Farben geschildert ward. Bei dem Volke siegte die Democratie im Ganzen über den altkatholischen Sinn. Die eidschwierigen Priester fingen an als Feinde der Freiheit den grimmigen Haß auf sich zu laden, der so furchtbar nachmals ausbrechen sollte *). Zwar nicht

*) L'Esprit de parti se revêtit du manteau de la religion. L'aristocratie, d'incrédule qu'elle était, devint tout à coup dévote. Les prêtres et les emigrés firent cause commune et conspirérent au nom de Dieu et du roi, contre la liberté publique. Le peuple confondit

ohne Anhang, aber nur mit einem Anhang, der gegen die Gesammtmasse nicht in Anschlag kam, blieben die eidschwierigen Priester. Im Stillen mußten sie ihre Messen feiern und dazu die Erlaubniß selbst von der constitutionellen Priesterschaft erkaufen. Aber es standen doch in Frankreich zwei religiöse Parteien sich entgegen. Hier die altkatholische Priesterschaft mit dem Kreuz in der Hand, versichernd es sei Alles null und ungültig, was von der constitutionellen geschehe, und was überhaupt nicht das Alte sei, dort die constitutionelle Priesterschaft mit demselben Kreuze, von der Freiheit und der Democratie predigend und ihre Uebereinstimmung mit dem Christenthume dem Volke beweisend. König Ludwig aber war niemals zu bewegen, sich eines constitutionellen Priesters zu bedienen, und es nöthigte ihn in diesem Puncte sein Glaube und sein Gewissen blicken zu laßen, wie tief er das neue Wesen verabscheue, wie heftig auch immer das Mißtrauen war, das die Democraten aus diesem Umstande schöpften *).

Langsam unter wenig bedeutenden Debatten und Decreten über die Regentschaft und über die Militairverfassung zogen die Arbeiten der Nationalversammlung sich dahin. Wenige Dinge nur, aber um desto gehaltvollere traten wichtig für den Fortgang der Ereigniße hervor. Die Partei der entschiedenen Democraten, der Jacobiner, der Republicaner selbst fängt an sich in der Nationalversammlung bedeutsam zu zeigen. Jetzt wird neben den Jacobinern noch eine andere Gesellschaft, der Club der Cordeliers bemerkt. Er entstand durch Jacobiner, denen die Grundsätze, die in dem Club gepredigt worden, noch nicht heftig genug waren. Der Wahnsinn von 1793 herrschte schon jetzt bei diesen Cordeliers. Aber die Masse ist noch nicht bis zu dieser Höhe der Ansicht von der Democratie gestiegen. Die Cordeliers können ihre Weisheit noch nicht recht zu Tage fördern **). Erringen doch selbst die Jacobiner ihren ersten Sieg in der Nationalversammlung nur dadurch, daß die ganze rechte Seite ihnen die Hände bietet. Die Frage ist aufgeworfen worden, ob Mitglieder der National-

donc dans sa haine et les nobles et le prêtres, et le trône et l'autel. Thibeaudeau: Mémoires sur la convention pag. 62.

*) Mémoires de Madame Campan II. pag. 135. 136.

**) Lameth: histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 428. 429.

versammlung in die erste Legislatur gewählt werden könnten oder nicht. Die Jacobiner wollten nicht, daß die Constitution von denselben Männern aufrecht erhalten werde, welche sie geschaffen; denn ihr Sinn stand auf die Republik, die rechte Seite wollte das eben so wenig; denn ihr Sinn stand auf die Autocratie. Diese Vereinigung brachte gegen die royalistischen Demoten die Majorität für den Schluß hervor (am 16. Mai 1791), daß kein Mitglied der Nationalversammlung in die erste Legislatur gewählt werden könne. Ein Deputirter, Buzot, machte damals noch den vergeblichen Versuch eine Theilung des gesetzgebenden Körpers in zwei Kammern durchzusetzen. Die royalistischen Democraten unterstützten ihn nur schwach.

Aber außerhalb der Nationalversammlung stieg das Ansehn und der Einfluß der Jacobiner mit jedem Tage; denn je mehr sich die Ueberzeugung befestigte, daß der König und die sogenannten Aristocraten einst jeden Preis daran setzen würden, um die Constitution zu vernichten, desto mehr mußte die Gesinnung, bei der Liebe, mit welcher die Democratie von der Nation erfaßt worden war, sich zu deren entschiedensten Anhängern wenden. Am lautesten schrieen die Jacobiner die Heiligkeit der Volkssouverainität aus, am weitesten dehnten sie die Consequenzen der Principien der Democratie aus. Der Club von 1789 hatte in den Departements keinen Anhang zu finden vermocht *), ein neuer Club, den Clermont-Tonnere unter dem Namen club des impartiaux in Paris gestiftet, ward in seiner Wiege schon von den Jacobinern erdrückt. Dieser Club, der für die Monarchie arbeiten sollte, konnte in Paris nicht einmal bezahlte Anhänger gewinnen. Das Volk, auf das Gebot der Jacobiner, sprengte auch in den Departements einige monarchische Clubs bei ihrem Entstehen **).

Noch ehe die Jacobiner jenen Sieg in der Nationalversammlung erfochten, war Mirabeau, von den Sünden seiner Jugend aufgezehrt, gestorben (am 2. April 1791). Die Unterhandlungen zwischen ihm und dem Hofe waren in den letzten Zeiten seines Lebens sehr lebhaft gewesen. Er hatte den Plan zu einer Gegenrevolution entworfen, die durch die Departements

*) Bouillé: Mémoires pag. 205.

**) Mémoires de Ferrières II. pag. 215–226.

bewerkstelliget werden sollte *). Beim ersten Versuche würde er gescheitert sein, wie alle andere **). Die Nationalversammlung ahndete nichts davon; sie ließ Mirabeaus Leiche im Pantheon beisetzen, das zur Grabstätte großer Männer bestimmt worden war.

Die Spalte aber zwischen dem König und den Democraten erweitert sich immer mehr. Die Gefühle bleiben dieselben von seiner Seite, das Streben ihm so viel als möglich zu entwinden bleibt auf der andern. Die Partei des alten Staates scheint ihr Möglichstes thun zu wollen, um diese Spalte zu erweitern, daß sie nimmer ausgefüllt werden konnte. Unaufhörlich weist sie in Worten und Schriften auf die fremden Mächte hin, welche bald kommen würden, das Königthum an den Männern der Freiheit zu rächen, obwohl jetzt noch kein Schritt von den Großmächten geschehen, der offen auf Krieg deutete. Mehr fürchtet die Nationalversammlung und die Nation das, was allerdings im Stillen im Werke war, daß der König durch Flucht aus Paris sich der Macht der Democraten entziehen, sich zu einem Theile des Heeres flüchten und den Kampf gegen die Democratie versuchen würde. Darum ergrimmt sich das Volk über die Abreise der Tanten des Königs nach Rom (Februar), weil sie als die Einleitung der Entfernung der königlichen Familie betrachtet wird, darum decretirt die Nationalversammlung, daß der König sich nicht von dem gesetzgebenden Körper trennen dürfe ***), und darum zuletzt, als zu Ostern die königliche Familie nach Saint-Cloud reisen wollte (am 19. April 1791), umringte erst das Volk den Wagen, um die Abreise zu hindern und erklärte zuletzt die Nationalgarde von Paris, die berufen worden, um das Volk zu zerstreuen, ebenso bestimmt, daß sie die

*) Bouillé: Mémoires pag. 99.

**) Die Voraussetzungen für das Gelingen des Planes enthalten lauter Unmöglichkeiten. Barruel: Examen critique etc. I. pag. 337. Je crois qu'un homme de cette portée eût put régler des destinées de l'état, s'il était parvenu à se rendre absolument maître du roi et de la cour, attendu qu'il eût mis en harmonie la force populaire avec l'action de l'autorité; autrement il eût succombé come tant d'autres.

***) Le roi, premier fonctionnair public doit avoir sa residence a vingt lieus au plus de l'Assemblée. Si le roi sort du royaume et si après avoir été invité, par un sommation du corps legislatif, il ne rentre point, il sera censé avoir abdiqué la royauté.

königliche Familie nicht werde reisen laßen. Ein Ereigniß, welches, wie es der Hof wohl selbst gewünscht hatte, es offen an den Tag legte, daß der König ein Gefangener zu Paris sei, ein Ereigniß, das einen tiefen Eindruck auf Ludwig gemacht haben mag, indem seit dem ersten Aufstande von Paris sein Ansehn nicht wieder so tief herabgewürdiget worden war. Seitdem sollen die Plane zur Flucht mit Bestimmtheit genommen worden sein.

Aber gerade um sie zu verbergen, geschieht ein neuer und durch kein Ereigniß unmittelbar erzwungener Schritt des Königs, durch den die unbegränzteste Anhänglichkeit an die Revolution ausgesprochen wird. Das geschieht durch ein Schreiben (datirt vom 23. April), welches der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Montmorin, an alle fremde Höfe richten muß. Das Schreiben wird der Nationalversammlung vorgelesen. Die Democraten beantworten es mit Jubel und decretiren, daß es an alle Departements versendet werden sollte, nicht weil sie an eine Aufrichtigkeit des Königs bei diesem Schritte glaubten, sondern weil das Schreiben ein abermaliger Zwang für den König werden konnte, die Constitution zu halten, und weil es zum neuen Beweis gegen ihn werden konnte, wenn er sie nicht hielt *). Sieht man nun auf die Ereigniße der nächsten Zukunft, auf die Flucht des Königs, auf die Acte, durch welche er die ganze Constitution verwarf, so kann man nicht zweifeln, daß dieser Schritt des Königs ungemein dazu beitrug, die alten Gefühle für das Königthum zu vernichten. Doch Ludwig war unglücklich und darum möge kein Urtheil über das Unkönigliche und Unwürdige fallen, das in solchem Betragen liegt.

Unmittelbar nachdem dieses neue, freiwillige Gelöbniß der Revolution gegeben worden war, entfloh die königliche Familie aus Paris. Seit sechs Monaten stand der König mit dem General Bouillé in Unterhandlung zur Bewerkstelligung dieser Flucht, seit sechs Monaten war also alles Täuschung. Bouillé hatte sich nur durch große Vorsicht auf seinem Posten erhalten können, das Mißtrauen der Democraten war gegen ihn immer wach. Er hatte den Plan entworfen. Unter der Festung Montmedy, dicht an der österreichisch-niederländischen Gränze ward ein kleines,

*) Mémoires de Ferrières II. pag. 277.

großentheils aus fremden Truppen bestehendes Heer unter dem Vorwand die Grenze gegen Oesterreich zu decken aufgestellt. Hierher sollte der König sich über Chalons und Varennes begeben. Bouillé, der ebenfalls unter einem Vorwand seinen Aufenthalt in den Gränzfestungen nahm, sollte ihm Reuterabtheilungen auf der Straße nach Paris entgegensenden. Das französische Gebiet, scheint es, wollte Ludwig nur im äußersten Fall verlaßen: ein österreichisches Heer sollte zu seinem Schutz an der Grenze aufgestellt werden *). Wahrscheinlich sollten von Montmedy aus Unterhandlungen mit der Nationalversammlung um eine andere Constitution eröffnet werden. Die jetzige erklärte Ludwig in einer Schrift, die er in dem Pallaste der Tuillerien zurückließ, auf indirecte Weise für null und nichtig, gestehend, daß er zu Allem nur gezwungen die Sanction gegeben. Die Autocratie, mochten König und Königin sehen, war nur mit Waffengewalt durch die Emigranten herzustellen. Sie fürchteten und besonders die Königin fürchtete, daß dann die Staatsgewalt in Artois Hände kommen möchte **). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wäre es dem König gelungen, sich nach Montmedy zu werfen, er eine Constitution mit größeren Freiheiten, als die Declaration vom drei und zwanzigsten Juni sie bot, angenommen haben würde.

Für den Tag der Ausführung des Planes war der 19. Juni bestimmt. Bouillé hat sein Detaschements bis Semonville vorgeschoben: erst in der Zeit der Entscheidung erfuhren die Offiziere, daß sie bestimmt wären den König zu geleiten. Die Königin verzögerte die Abreise um vier und zwanzig Stunden, weil eine democratisch gesinnte Hofdame an diesem Tage die Obsicht über den Dauphin hatte ***). Doch erhält der General noch rechtzeitig von dieser Veränderung Kunde, um seine Dispo-

*) Wenigstens hatte früher, ehe der Plan vollführt ward, Kaiser Leopold dem König versprochen, ein Corps dicht an der Gränze aufzustellen. Bouillé erzählt vom König: **il me mandait qu'au surplus il avait une promesse formelle de l'empereur de faire marcher un corps de douze à quince mille hommes à sa premiere requisition. Bouillé: Mémoires pag. 192.** Später, als die Fluchtreise vor sich geht, stehen in der That 15000 Oesterreicher bei Arlon. **Mémoires sur l'Affaire de Varennes pag. 77.**

**) **Mémoires de Madame Campan II. pag. 47.**

***) **Weber: Mémoires II. pag. 81.**

sitionen treffen zu können. Nachts um eilf Uhr (am 20. Juni 1791), von dem Grafen Fersen geleitet, mit fremden Päs-sen versehen, verläßt die königliche Familie der Väter Schloß. Der Graf von Provence und seine Gemahlin schlagen den Weg nach Flandern ein. Unaufgehalten kommen sie über die österrei-chisch-niederländische Gränze. Auch der König, die Königin, die fromme Schwester Ludwigs, Elisabeth mit den königlichen Kin-dern, sie kommen sicher und unbekannt mit reißender Schnelle über Chalons hinaus. Hinter dieser Stadt, zu Semonville, hat ihn das erste Reuterdetaschement unter dem Herzog von Choi-seul erwartet. Aber Choiseul ist ängstlich geworden, weil der König nicht genau zur bestimmten Stunde eingetroffen, hat sich auf Montmedy zurückgezogen und selbst den auf den weiteren Stationen zu Saint-Menehould und Clermont commandirenden Offizieren wissen laßen, daß der König nicht mehr zu erwarten sei *). Eine halbe Stunde, nachdem Choiseul sich zurückgezogen, trifft die königliche Familie ein. Sie erhält hier noch Pferde. Die Flucht geht mit stürmischer Eile fort, aber es beginnen die Gefahren. Zu Saint-Menehould und Clermont finden die Reisenden zwar noch die Offiziere und die Reiterdetaschements. Aber die Offiziere haben die Truppen wegen Choiseuls unseliger Botschaft nicht mehr beisammen. Sie sehen nun den Reisenden wohl an, daß sie die königliche Familie sind, sie wollen die Trup-pen schnell zusammenziehen und den Wagen geleiten. Doch das Volk seit längerer Zeit von Paris aus mit Gerüchten von einer beabsichtigten Flucht des Königs unterhalten, ist mißtrauisch und hindert es. Die Soldaten selbst weigern zum Theil den Gehor-sam. Man muß sich begnügen nur noch Postpferde zu erhalten, um noch über Varennes hinaus zu kommen **).

Das Schlimmste ist geschehen, das allenthalben democratisch gesinnte Volk ist aufmerksam auf die Reisenden geworden, es argwohnt, die Detaschements ständen für einen andern Zweck, als ihm gesagt worden, nicht zur Beschützung von Geldtrans-porten, die erwartet würden. Der Sohn des Postmeisters zu

*) Mémoires sur l'Affaire de Varennes pag. 99. Weber: Mémoi-res II. pag. 100. 101.

**) Mémoires de Damas pag. 299.

Saint-Menehould, Drouet, hatte entweder den König, als er sich ängstlich aus dem Wagen bog, wirklich erkannt, oder doch vermuthet, daß der König in dem Wagen sei *). Dieser eilt auf einem andern Wege nach Varennes. Der Wagen der königlichen Familie ist früher gekommen und sie wären ihrem Verfolger noch entgangen, wenn ein ungünstiges Schicksal nicht gefügt, daß eine geraume Zeit mit dem Suchen der Pferde verstreichen mußte, welche die Reisenden nicht am vorherbestimmten Orte fanden. Unterdeßen ist Drouet gekommen und hat sich mit Sausse, dem Procureur der Commune verständiget; sie stürzen einen Wagen auf die Brücke der Aire, welche der König zu Varennes zu passiren hatte, um nach dem nur noch acht Lieus entfernten Montmedy zu gelangen. Unter dem Vorwande zu harren bis dieses Hinderniß hinweggeräumt wird die königliche Familie in das Haus des Maires geladen. In der Stille ist die Nationalgarde des Städtchens berufen worden, und nun wird dem König erklärt, daß man ihn kenne, daß man ihn nach Paris führen werde. Die Verhaftung des Königs geschah gegen Mitternacht (vom 22. auf den 23. Juni). Sieben Stunden darauf trafen zwei Adjutanten des Generals Lafayette mit einem Befehl desselben in Varennes ein, welcher gebot den König nöthigen Falls mit Gewalt nach Paris zurückzuführen **). Sofort ward die Rückreise angetreten gegen acht Uhr Morgens. Kurz darauf traf Bouillé, der die Festung Stenay auf die Jammerbotschaft verlassen, vor der Stadt mit einigen treuen Truppen ein. Folgen konnte Bouillé nicht, rings war das Land im Aufstande, alle Nationalgarden, alle Bauern eilten herbei die Rückkehr des Königs zu decken, oft umgaben mehr als zwanzig tausende Bewaffnete des Königs Wagen. Furchtbar war diese Rückkehr. Nur die Stadt Chalons zeigte den Gefallenen noch Liebe, nur der Jacobiner Barnave Achtung und zarte Schonung dem Unglück, in dem Maße, daß er selbst Marie Antoinettens zürnendes Herz besiegte. Sonst sehen die Armen sich nur jetzt vom rasenden Schimpfen der Natianalgarden und des bewaffneten Volkes umtönt, jetzt mit Grobheit und Unverschämtheit,

*) Mémoires de Valory pag. 274.

**) Weber: Mémoires II. pag. 118.

die für republicanisch gehalten ward, zuweilen selbst mit den Schrecken des Todes bedroht *).

Hätte es noch eines Beweises bedurft, daß Frankreich damals für die Democratie gewonnen, ja für sie begeistert war, so wäre er in diesen unglücklichen Tagen gegeben worden. Alles, was nicht die Democratie ist, das steht in dem Lande einsam und verlassen da, muß schweigen und sich beu,en unter die unermeßliche Mehrheit. In dem ganzen Reiche auf die Nachricht von der Flucht des Königs keine Regung unter dem Volke für ihn, allenthalben aber freudiger, feuriger Gehorsam den Geboten der Nationalversammlung. Wohl versammeln sich auf die ersten Berichte einige Haufen Adeliger mit den Waffen, meinend die Gegenrevolution werde nun beginnen; aber Niemand schließt sich an sie an; die eilige Flucht ist die einzige Rettung. Dahingegen fliegt in den östlichen Gränzdepartements Alles freudig zu den Waffen das Reich der Democratie zu schützen, weil man einen Augenblick glaubt, der Flucht des Königs werde ein rascher Angriff Oestreichs und der Emigranten folgen. Und auf dem langen Wege von Varennes nach Paris ward dem armen König kaum hin und wieder noch ein Zeichen der Liebe und Ergebenheit, aber allenthalben statt des Festrufes der früheren Zeit: „vive le roi!“ umtönte ihn der Jubelruf der jetzigen: „vive la nation!“ der unter diesen Umständen furchtbar in seine Ohren tönen mußte. Die Liebe und das Vertrauen, das unter dem Volk zu dem König bis jetzt noch gewesen, sie verschwanden durch diese Ereigniße, sie zeigen in der Zukunft nur bei Einzelnen sich noch, nicht mehr bei einer größern Gesammtheit.

Seitdem die democratische Revolution begonnen, lag in allen Ereignißen eine unverkennbare Tendenz zur Republik. Alle Democraten, scheint es, mußten fühlen, das Königthum, das sie geschaffen, sei ein Nichts, der Mann, in dessen Hände sie es gelegt, könne mit der Revolution sich niemals befreunden und er müße die geringe Macht, die er noch besitze, über kurz oder lang

*) **Tout le moude decroyait en droit d'insulter cet infortuné monarque, de l'assommer de bavardages et des lieux communs sur la souverainité du peuple, sur le respect et l'obeissance que lui doit son premier fonctionaire public. Mémoires de Ferrières II. pag. 363.** Das Haar der Königin bleichte in einer Nacht des Kummers centnerschwere Gewalt. **Mémoires de Madame Campan II. pag. 150.**

benutzen, um sie zu bekämpfen und zu vernichten; Alle, sollte man meinen, hätten erkennen müßen, daß bei der Stimmung der fremden Fürsten ggen die königliche Democratie, ein Kampf mit ihnen bald zun Ausbruch kommen müßte, und daß es eine höchst bedenkliche Vorbereitung zu diesem Kampfe war, einen König auf dem Throne zu laßen, der durch Herz und Sinn Eins sein mußte nit dem Fremden. Also schien Alles dringend aufzufordern diese Republik zu erklären, nachdem Ludwig so bestimmt, als es nur geschehen konnte, die Constitution verworfen. Diese Republik war schon fertig und es bedurfte zur Vollendung derselben kaum eines Anderen noch, als die Einsetzung eines wahlbaren Großbeamteten oder eines vollziehenden Ausschußes an die Selle des Königs. Und in der That, da die Dinge einmal so weit gediehen, so wäre es gut gewesen, wenn die Republik sofort proclamirt worden. Je früher sie kam, desto geringer waren die Preise, mit denen die Erfahrung erkauft ward, welche nachher mit den entsetzlichsten bezahlt worden ist, daß eine democratische Republik erst zur Pöbelherrschaft und von ihr zum Despotismus führe. Das aber, was man nach der Fluchtreise des Königs als das Nächste und Natürlichste erwarten sollte, die Erklärung der Republik, tritt nicht ein, und eine große Menge der Democraten bleiben eisenfest an ihrer Schöpfung, dem democratischen Königthume, hangen; sie jagen dem König nach und holen ihn zurück, nicht sowohl, weil sie fürchten, er möge von Montmedy aus einen Kampf mit ihnen eröffnen, sondern damit er genau das bleibe, wozu sie ihn gemacht. Sie übersehen in einer Weise, welche sich nicht eben leicht begreifen läßt, daß zu dem gefangenen und zurückgeführten und zur Constitution ganz offenbar gezwungenen König sie und ihr neues Reich in ein noch größeres und noch schreienderes Mißverhältniß kommen mußten.

Zu diesen Entschlüßen, in denen die Keime zu den gräßlichsten Ereignißen der Zukunft liegen, scheinen die royalistischen Democraten durch zwei Dinge gebracht worden zu sein; zuerst durch die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit ihres Werkes an sich, an dem sie nun so lange gearbeitet und an dem sie ihre ganze politische Weisheit erschöpft hatten, dann aber und besonders durch die Furcht, die Republik möge sofort zur Anarchie und Pöbelherrschaft führen, und dabei auch sie noch von der Lei-

tung der Angelegenheiten entfernen und die deteriminirtesten Jacobiner erheben.

Darum muß das Königthum gerettet, und der König nach Paris zurückgezwungen werden *). Des General Lafayette, der am Morgen des 21. Juni die Flucht des Königs zuerst erfuhr, erster Gedanke ist die Aussendung von Adjutanten und Offizieren auf allen Straßen, die von Paris hinwegführen, um den König zurückzubringen, und während das wüthende Volk von Paris die Zeichen des Königthumes allenthalben vernichtet, während in den Jacobinerclubs die Errichtung der Republik besprochen wird, ist desselben Lafayette erstes Wort in der sofort in der Frühe des Tages berufenen Nationalversammlung „der König ist entführt" nicht „der König ist entflohen" **). Sollte das Königthum von den Jacobinern gerrettet werden, so mußte dieser Spruch, wie unwahrscheinlich auch er lautete, behauptet werden.

Unmittelbar nach der Flucht des Königs indeßen, da es noch ungewiß ist, ob er wieder werde gefangen werden oder nicht, ist die Nationalversammlung nur bedacht, sich zu sichern und Verwirrung und Auflösung im Reiche zu hindern. Sie tritt dabei mit Kraft und mit Ruhe auf, und selbst ihre Gegner mußten bekennen, daß sie nicht ohne Weisheit und nicht ohne Würde in diesen Tagen sich benommen ***). Eine Proclamation forderte das Volk zur Ruhe und Ordnung, zum Vertrauen in der Nationalversammlung auf, den Offizieren des Heeres wurde sofort ein neuer Eid auf die Nation und die Nationalversammlung abgefordert, den fremden Ministern versichert, daß die Nation gesonnen sei in Ruhe und Einverständniß mit dem Auslande zu bleiben. Deputirte der Gesetzgeber flogen besonders in die Departements an der österreichischen und deutschen Gränze, die man von einem Angriffe bedroht glaubte, die Minister wurden vor die Schranken des gesetzgebenden Körpers geladen und zu den Sitzungen zugelassen; es ward decretirt, daß alle Decrete, welche der König noch nicht sanctionirt habe, als sanctionirt betrachtet

*) Um den Grafen von Provence dagegen und seine Gemahlin kümmern sich die Democraten gar nicht und laßen sie ruhig ziehen.

**) Weber: Mémoires II. pag. 96.

***) Mémoires de Ferrières I. pag. 331.

werden sollten und zuletzt ließ die Nationalversammlung nachsuchen, ob der König etwa die Diamanten der Krone mitgenommen. Sie wurden gefunden. Vier Stunden hatten die Gesetzgeber nur mit diesen Dingen sich beschäftiget, immer vom Beifalljauchzen umtönt. Sie waren bald der Stimmung von Paris sicher, und Paris bürgte ihnen für Frankreich.

Auch die Schriften, welche Ludwig in dem Pallast der Tuillerien zurückgelassen hatte, wurden geholt und verlesen. Sie bestanden aus einem Schreiben des Königs an die Minister, welches ihnen bis auf neue Befehle verbot, irgend etwas zu unterzeichnen oder zu expediren *), dann aus einer Proclamation an die Franzosen, welche ein Todesurtheil über die ganze Constitution war. Als abgezwungen und abgedrungen erklärt Ludwig sie für null und nichtig. Mildernd zwar sendet er diesem entscheidender Satz voraus, daß, wenn die neue Constitution das Glück des Volkes geschaffen, er es nimmer gegen dieselbe geltend gemacht haben würde, daß sie ihm abgenöthigt worden, daß er als null und nichtig sie darum nur betrachten müße, weil die Anarchie und ein gänzliches Verachten der königlichen Autorität herrschend geworden. Aber darum blieb doch nicht minder im schneidendsten Gegensatz zu den Schwüren auf die Constitution, zu den Lobpreisungen derselben, die nicht immer direct abgenöthiget worden waren, die Schlußerklärung stehen. Außer den vielen gerechten Klagen, die Ludwig in dieser Proclamation über die Nullität seines Königthumes, über die Frechheit der Jacobinerclubs und andere Dinge ertönen läßt, ist auch einiger gedacht, die würdiger und königlicher mit Stillschweigen übergangen worden wären, wie die Klagen über die entzogenen Domainen, die Geringfügigkeit der Civilliste **). Zuletzt redet der König in unbestimmten Ausdrücken von einer andern Constitution. Die Schrift des Königs ward durch eine Proclamation der Versammlung an die Nation beantwortet. Sie ließ sich in derselben nicht auf eine weitläuftige Widerlegung Ludwigs ein, desto häufiger aber rief sie die Souverainität des Volkes an, desto mehr sprach sie von dem Despo-

*) Weber: Mémoires II. pag. 92.

**) Die Civilliste des Königs war auf 25 Millionen Livres, der Witwengehalt der Königin auf 4 Millionen gesetzt worden. Früher hatte Ludwig etwa 32 Millionen jährliche Einkünfte. Die Civilliste Ludwig des Achtzehnten ward im Jahre 1814 auf 33,000,000 bestimmt.

tismus der früheren Zeiten, von des Hofes Verschwendung, von elenden Verschwörungen gegen den Willen von fünf und zwanzig Millionen Menschen. Solche Reden übten eine zauberische Kraft auf die Gemüther. Aber kaum hatte die Nationalversammlung nöthig durch solche Schriften die Stimmung des Volkes zu gewinnen; sie war schon gewonnen und der König hatte durch seine Flucht inniger nur das Band zwischen ihr und der Nation geschlungen. Ein Gedanke herrschte unter den Democraten, welche die unermeßliche Mehrheit der Bewohner Frankreichs bildeten, Guth und Blut an die Erhaltung der Revolution zu setzen. Hätte die Nationalversammlung in diesen Stunden die Republik decretirt, sie würde willig, ja freudig angenommen worden sein. Das Königthum war seit der Fluchtreise ohne Stütze in den Gemüthern der Menschen.

Indeßen ward der Nationalversammlung die Nachricht, daß der König zu Varennes angehalten und auf der Rückkehr begriffen sei. Sie sendete ihm sofort die Deputirten Latour-Maubourg, Barnave und Petion entgegen. Diese trafen die Gefangenen zwischen Dormans und Epernay und beschleunigten die Reise nach Paris, indem sie die Nationalgarden und das bewaffnete Volk, das zu Fuß die Wagen bis jetzt geleitet, zurückließen und sich nur noch von der Reuterei decken ließen. Bis Chalons waren ihnen Detaschements der pariser Nationalgarde entgegengesendet, die es sich zur besonderen Pflicht mochten, die königliche Familie zu schmähen. Vergebens hatte der König gefleht, ihn zur Nachtzeit nach Paris zu bringen. Am hellen Tage durch die langen Reihen der Nationalgarden und des bewaffneten Volkes ward Ludwig in den Pallast seiner Väter zurückgeführt (am 25. Juni). Doch war für seine und seiner Familie persönliche Sicherheit gesorgt. Die royalistischen Democraten hatten nun zu großem Mißvergnügen der Republicaner, die lieber gesehen, er wäre entronnen, den König wieder, um ihm ihre Constitution doch noch aufzwingen zu können. Sie sorgten dafür, daß er nicht wieder entrinnen konnte. Das Schloß der Tuillerien ward der pariser Nationalgarde unter Lafayettes Befehl zur Bewachung übergeben, der Zutritt Allen untersagt, die nicht unmittelbar zu des Königs Dienst gehörten. Wachten auf allen Puncten des Gebäudes bis unter das Dach hinauf, Wachten zwischen den Zimmern des Königs und der Königin,

Wachten selbst in dem Schlafgemache der letzteren, alle Augenblicke Visitationen und Revisionen, in dem Garten der Tuillerien ein förmliches Lager *). Nur gegen den Schluß der Sitzungen der Nationalversammlung ward die Strenge der Maßregeln in etwas gemildert.

In dem Augenblicke, wo die Nachricht von der Verhaftung des Königs einlief, als die republicanische Wuth des Pöbels von Paris sich in abermaliger Zerstörung der Insignien des Königthums in der Stadt Luft machte, ließen die royalistischen Democraten es noch etwas zweifelhaft, wie sie das Schicksal des Königs und des Staates gestalten wollten. Sie hatten das Decret durchgesetzt, daß König und Königin befragt werden sollten über die Absicht ihrer Reise, damit die Nationalversammlung demgemäß ihre Entschlüße nehme. Sie hatten ferner verfügt, daß die Decrete der Nationalversammlung gültig sein sollten auch ohne des Königs Sanction, daß die Minister fortfahren sollten, die Functionen der vollziehenden Gewalt auszuüben, und sie hatten damit eine republicanische Verfassung förmlich eingesetzt **). Also mochten die Republicaner einen Augenblick hoffen, daß ihre Sache doch noch den Sieg davon tragen werde. Aber die royalistischen Democraten wollten ihr Königthum halten um jeden Preis. Ihre Häupter hatten sich mit dem Hofe darüber, wie dieses trotz aller Ungunst der Verhältniße geschehen sollte, verständiget. Der Jacobiner Barnave, den der Jammer und die Thränen der armen Königin wunderbar ergriffen, stand am meisten mit Rath und That dem Hofe allenthalben zur Seite.

Drei Deputirte wurden in den Pallast der Tuillerien gesendet. Die von Barnave dictirte Antwort des Königs lautete: „er sei aus Paris gegangen, weil er sein Leben nicht mehr für sicher gehalten, und weil er die Behauptung, daß er unfrei sei, habe entkräften wollen; niemals sei seine Absicht gewesen das Reich zu verlaßen; seine Protestation gehe nicht gegen den ganzen Gehalt der Constitution, sondern nur gegen die Art und Weise, wie deren Inhalt ihm in einzelnen Decreten zur Sanction vorgelegt worden, so daß das Ganze sich nicht habe beurtheilen

*) Mémoires de Madame Campan II. pag. 158. Weber: Mémoires II. pag. 142.

**) Mémoires de Ferrières II. pag. 362.

laßen, wie gegen die wenige Freiheit, die ihm bei dieser Sanction gelaßen worden." Zuletzt drückte der König auf eine indirecte Weise die Bereitwilligkeit aus, die Constitution anzunehmen, da er, was er früher nicht geglaubt, auf seiner Reise gesehen, daß das Volk sie wolle. Edler wohl, vielleicht auch beßer, wäre es von König Ludwig gewesen, wenn er jetzt offen erklärt, nein, ich mag nicht euer König sein um diesen Preis. Aber er meinte offenbar, so wie er schon einigemal die Constitution beschworen, mit dem Gedanken sie zu vernichten, so wie er die Gewalt dazu habe, so könne er das auch wohl noch einmal thun. Die Verweigerung der Constitution entfernte auch den Besitz des Restes der Gewalt, der noch geblieben und minderte somit die Aussicht auf die Gegenrevolution.

Durch die Erklärung des Königs aber ward natürlich Niemand bewogen zu meinen, daß er es fortan treuer als bisher meinen werde. Die royalistischen Democraten nehmen sie nur, weil sie ihrer gegen die Republicaner bedurften, sie halten das Königthum nur, weil sie durch die Republicaner sich nicht wollen um Macht und Einfluß gebracht sehen, sie halten Ludwig nur, weil er eben einmal König ist, und sie einen anderen nicht zu finden vermögen. Sie thun nicht das Mindeste um die Stellung des Königs beßer zu machen, als sie jetzt schon war, nichts, daß die vollziehende Gewalt eine größere Kraft erlange, nichts, wodurch Ludwig einen wahren Antheil an der Souverainität, an der gesetzgebenden Gewalt erlange. Sie revidiren die Constitution zwar und diese Revision ist ihnen von den Republicanern zu einem schweren Verbrechen gemacht worden *), aber was sie zurücknehmen oder umgestalten, ist in der That höchst unbedeutend und verändert die Stellung des Königthums durchaus nicht *).

Denn das Mißtrauen gegen den König ist geblieben und die Feindschaft ist nicht nur nicht gemindert, sondern sie steht offener und unzweideutiger als jemals da. Die Partei des alten Staates thut ihr Möglichstes, diese Feindschaft so bitter als mög-

*) Mémoires de Madame Roland I. pag. 297.

**) So ward der König nun representant hereditaire de la nation genannt; der Titel „Prinz" für die Mitglieder des königlichen Hauses wiederhergestellt.

lich zu machen. In dem Schooße der Nationalversammlung legen 190 Deputirte eine Protestation gegen alles Geschehene und Alles, was noch geschehen könne, ein, damit der Stempel der Nullität der Constitution immer mehr eingedrückt werde. Außerhalb hören die Bemühungen, das Volk gegen das neue Wesen in Harnisch zu bringen, eben so wenig auf, und immerfort noch werden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die Gegenrevolution aus dem Schooße des Volkes selbst hervorzurufen, und zuletzt emigriren die Mitglieder der Partei des alten Staates immer mehr und eilen auf dem Boden des Auslandes gewißermaßen ein ganz anderes Frankreich zu organisiren. Nach der vereitelten Fluchtreise des Königs verlaßen fast alle adelige Offiziere das Heer *). Sie suchen vorher noch vergebens die Soldaten zu bewegen sich aufzulösen, damit widerstandslos das democratische Frankreich fallen möge; einige entblöden sich sogar nicht, die Kriegscassen zu entwenden. Ein großer Theil des Adels eilte den Offizieren halbfreiwillig, halbgezwungen über die Gränze nach. Brüssel, wohin Artois sich begeben, wohin Provence geflüchtet, ward der Mittelpunct der Emigrirten. Von hier aus schallte ihre Stimme an die europäischen Großmächte: „daß ein geringer Haufe rasender Democraten den König und das französische Volk erdrücke, nur einer geringen Macht würde es bedürfen, um sofort das Alte wieder herzustellen." Und die Fürsten, immer besorgter gemacht, durch den Geist der Democratie, fingen bereits an den Gedanken eines bewaffneten Eingreifens minder abhold zu werden, als früher. Von hier aus aber schallte auch ihre Stimme nach Frankreich hinein, in dessen Schooße sie von einer Menge von Schriften und Tageblättern wiederholt ward: „eine furchtbare Macht werde kommen und die Democraten züchtigen, keinen Stein auf dem andern laßen, wo Widerstand sich zeige." Da erwachte in diesen Democraten, das heißt, in der unermeßlichen Mehrheit des französischen Volkes ein stärkerer Abscheu gegen das Alte, das so mit Gewalt aufgedrungen werden sollte, eine feurigere Liebe zu dem Neuen und ein Entschluß, der unter allen Verhältnißen ein heiliger bleibt, den Vaterboden zu vertheidigen, damit auf ihm die Frem-

*) Bouillé: Mémoires pag. 268. Am Anfange der Legislatur wird die Zahl der Offiziere, die das Heer verlaßen, auf 1900 angegeben.

den nicht gebieten könnten, was und wie es auf ihm geschehen sollte.

Durch solch Betragen aber trug die Partei des alten Staates gewiß nicht wenig dazu bei, daß die royalistischen Democraten bei der Revision der Constitution das Königthum in keine beßere Verfassung setzten. Des Königs stiller Bund mit der Partei des alten Staates lag vor Augen, was somit dem König wiedergegeben worden, hätte als der Freiheit und der Nation verloren erachtet werden müßen. Das aber hätten die royalistischen Democraten fühlen sollen, daß unter solchen Verhältnißen eine dauernde Constitution zu gründen undenkbar war. Sie aber fuhren trotz aller Ungunst der Umstände fort, die letzte Hand an ihren Bau zu legen. In dem letzten Werke aber hatten sie nicht allein den alten und zähen Kampf mit der Partei des alten Staates zu bestehen, sie hatten auch einen heftigen Kampf mit den republicanischen Democraten zu führen. Die Trennung beider Parteien war nun vollendet und ausgebildet. Der Club der Jacobiner von Paris hatte bis jetzt nicht allein die Republicaner, sondern auch die heftigeren der royalistischen Democraten vereiniget; die letzteren schieden jetzt aus den Sitzungen, welche seit der Flucht und Verhaftnahme des Königs immer stürmischer geworden, nur die reinen Republicaner, und ihrer waren wenige in der Nationalversammlung selbst, blieben zurück, im Ganzen etwa funfzig, unter denen Petion und Robespierre die genanntesten waren. Weit bedeutender zwar waren die Republicaner außerhalb der Nationalversammlung, aber sie waren noch keineswegs eine vorherrschende Partei. Allenthalben zeigte sich Spaltung, in den Nationalgarden, in den Administrationsbehörden, in den Jacobinerclubs. Die Republik war ja etwas so Neues und Unerhörtes, daß viele, so lange noch auch nur einige Hoffnung blieb, nicht den König mit der Constitution auszusöhnen, aber den König zu zwingen die Constitution zu halten, und ihn so zu umstellen, daß er trotz seiner Gesinnung unschädlich werde, die Gemüther von ihr wendeten, zumal da mit dem Namen der Republik sich fast unwillkührlich auch der Gedanke an die Herrschaft des Pöbels knüpfte, die um so mehr erschrecken mußte, je öfterer schon hin und wieder von der Naturwidrigkeit der Verschiedenheit des Besitzstandes, von der Nothwendigkeit der Ackergesetze geredet worden war.

Der entscheidende Schlag aber erfolgte in der Nationalversammlung.

Die royalistischen Democraten erklärten, nachdem sie eine lange Untersuchung über des Königs Betragen angestellt: „die von Ludwig in dem Pallast der Tuillerien zurückgelaßene Schrift sei von keinem verantwortlichen Minister unterzeichnet, somit keine Staatsschrift, sondern nur eine Privatmeinung des Königs, sie sei ferner der Nationalversammlung gar nicht formgemäß überreicht worden, kein Gesetz habe dem König eine Reise verboten, der Character der Unverletzlichkeit des Königthums müße ihn durchaus schützen." Vergebens behaupteten die Republicaner, durch seine Fluchtreise habe Ludwig **de facto** aufgehört König zu sein, vergebens nannten sie eine Unverletzlichkeit des Königs unter diesen Umständen einen Wahnsinn, vergebens schlug Petion, als er sah, es wolle mit der Republik nicht gehen, vor, das Königthum für immer mit einem aus dem Schooße des gesetzgebenden Körpers genommenen vollziehenden Ausschuß zu umgeben; die royalistischen Democraten blieben dabei, daß von einer Absetzung des Königs nicht die Rede sein könne. Sie decretirten (am 15. Juli): „die Wirkungen des Decrets vom 25. Juni, welches die vollziehende Gewalt suspendire, sollten nur bestehen, bis die Constitution vollendet und von dem König beschworen worden sei. Doch wenn der König seinen Eid zurücknähme, wenn er sich selbst oder einen Anderen an die Spitze einer Armee stelle, die gegen die Nation handele, oder wenn er einem in seinem Namen gegen die Nation unternommenen Krieg nicht einen feierlichen Widerspruchsact entgegensetze, sollte die Abdankung als geschehen betrachtet werden, und der so abgedankte König sei dann, wie jeder andere Bürger verantwortlich für die Dinge, die nach der Abdankung geschehen." Der abtrünnig gewordene Jacobiner Barnave hatte das Decret durchgesetzt. Robespierre rief, er protestire im Namen des Volkes.

Während dieser Verhandlungen in der Nationalversammlung waren außerhalb die Jacobiner und Cordeliers in wilder Bewegung gewesen. Je mehr sie sahen, daß die royalistischen Democraten ein dem Königthum günstiges Decret erzwangen, desto eifriger trachteten sie durch Volksstürme die Bestrafung Ludwigs und die Republik zu gewinnen. Da folgten Adressen auf Adressen, Reden auf Reden an dieses Volk: „durch seine

Flucht habe Ludwig von selbst aufgehört König zu sein, man könne die Millionen ersparen, die er jährlich koste, man müße die Republik proclamiren," sagte eine von Achill de Chatelat aufgesetzte Schrift *). Und darin hatten die Republicaner sicher Recht, daß dieses Königthum nutzlos, in Ludwigs Händen gefährlich sei. Daß die royalistischen Democraten das Königthum wollten fortbestehen laßen, war eine ungeheure Inconsequenz in ihrem eigenen Systeme, die ihnen nur durch besondere Verhältniße abgedrungen war. In den Jacobinerclubs soll Orleans jetzt wieder sehr thätig gewesen sein und allenthalben sich gezeigt haben; aber Niemand habe ihn beachtet, wird hinzugefügt, und die Hoffnungen der Partei hatten sich mehr auf den jungen Herzog von Chartres (jetzt König Louis Philipp), der sich ebenfalls als ein guter Democrat stets gezeigt, gewendet. Indeßen deutlich tritt ein Streben der Partei Orleans nicht hervor und noch weniger eine Wirkung ihres Strebens. Als aber der entscheidende Schlag in der Nationalversammlung durch das erwähnte Decret gefallen ist, ist schon heftiger Sturm in dem Club der Jacobiner. Schon ehe das Decret durchgegangen, ist an diesem Tage eine Petition an die Nationalversammlung aufgesetzt worden, sie möge die Abdankung doch annehmen, die Ludwig durch seine Flucht gegeben. Sie ist in Paris angeschlagen, sie soll am 17. Juli auf dem Marsfelde zahlreiche Unterschriften erhalten; dazu waren die Citoyens vom Jacobinerclub eingeladen. Die Versammlung findet an diesem Tage statt, nachdem die Jacobiner die Petition selbst den Umständen gemäß verändert. Es war Sonntag und eine unermeßliche Menge war auf dem Marsfelde zusammengekommen. Am Morgen sind bereits auf leichten Verdacht hin zwei Menschen ermordet worden. Doch im Ganzen scheint das Unterzeichnen der Petition sonst ordnungsgemäß vor sich gegangen zu sein. Aber die Nationalversammlung befiehlt der Municipalität von Paris, die Ruhe nöthigen Falls mit Waffengewalt zu erhalten. Die Municipalität läßt das Martialgesetz verkünden und die rothe Fahne aushängen. Lafayette mit einigen Bataillons Nationalgarden und drei Kanonen rückt auf das Marsfeld. Das Volk begrüßt die Nationalgarde mit Steinwürfen und diese, ohne daß die Municipalitätsbeamteten dem Gesetz

*) Mémoires de Ferrières II. pag. 388—390.

gemäß das Kriegsgesetz verlesen, giebt Feuer. Mehr als vierhundert fallen oder werden schwer verwundet. Die royalistischen Democraten haben einen vollständigen Sieg über die republicanischen leicht erfochten. Die Republicaner warfen sich in eilige Flucht, und eine vollkommene Ruhe ward schnell in Paris hergestellt. Als die Republicaner später siegten ward dieses Ereigniß „der Mord der Patrioten auf dem Marsfelde" genannt und ein Sansculott rühmte sich vor dem Nationalconvent der gewesen zu sein, der an diesem Tage auf den General Lafayette geschoßen. Jetzt aber schon erhob sich in der Nationalgarde von Paris großer Zwiespalt über das Ereigniß, je nachdem die Gesinnungen der Bürgersoldaten für oder wider die Republik waren. Der Maire von Paris, Bailly, warf die Schuld der Meuterei auf dem Marsfelde in einer Proclamation an die Pariser auf die Aristocraten. Aber die Republicaner blieben darum gegen ihn und gegen den General Lafayette nicht minder unversöhnlich und beide waren von diesem Tage an dem Tode geweiht.

Die royalistischen Democraten aber schienen Anfangs ihren Sieg gegen die Republicaner verfolgen zu wollen. Sie geben eine Reihe strenger Verordnungen gegen Meutereien und Verfügungen, wie sie zu bestrafen oder wie ihnen zuvorzukommen. Im Grunde aber wird gegen die feindliche Partei nichts Bedeutendes gethan, darum weil sie zwar Gegnerin ist, aber jeden Augenblik wieder zur Freundin werden kann, wenn auf irgend einem Puncte die Gegenrevolution Boden gewinne. Näher als jemals schien aber dazu die Aussicht in den letzten Tagen der Sitzungen der constituirenden Versammlung zu rücken. Oestreich und Preußen hatten in Verbindung mit Sachsen (am 21. August 1791) die Convention von Pillnitz abgeschloßen. Sie enthielt offen und unzweideutig den Entschluß, eine große europäische Coalition zu bilden, welche mit den Waffen in der Hand dem König von Frankreich die Macht geben sollte, eine andere Verfassung, als die Nationalversammlung sie geschaffen, eine wahrhaft monarchische, zu geben. Sie sagt es deutlich und bestimmt, daß man zu diesem Zweck sich sofort in kriegerische Verfassung setzen werde. Sie war dem democratischen Frankreich eine offene und unzweideutige Kriegserklärung. König Gustav von Schweden glühete nach einem Ritterzuge nach Frankreich,

die mächtige Katharina von Rußland schien die Hand bieten zu wollen, zu Worms sammelten sich bewaffnete Haufen der Emigranten, im Innern Frankreichs erhob die Partei des alten Staates lautes Jubelgeschrei und eifriger predigten die altkatholischen Priester wieder gegen die Constitution, des Königs Ministers arbeiteten *), wie die Democraten wohl bemerkten, eifriger darauf hin, daß Anarchie in dem Reiche sich gestalten und die Gegenrevolution den mindesten Widerstand finden möge. Dazu kam, daß die Democraten wohl wußten, das französische Heer sei in diesem Augenblicke, weil fast alle seine Offiziere zu den Emigranten geeilt, wenig für einen großen Kampf geschickt, wie sehr sie auch eilten, den Abgang dieser Offiziere zu ergänzen (auf die 97,000 Nationalgarden, die mobil gemacht worden waren, mochten sie selbst kein großes Vertrauen setzen), daß die emigrirten Prinzen sich auf Unterhandlungen, die mit ihnen angeknüpft wurden, jeder Versöhnung ungeneigt zeigten, und daß Niemand von Bedeutung zurückkehrte.

Unter solchen Verhältnißen kann es nicht Wunder nehmen, daß die royalistischen Democraten genöthiget waren mit der Partei, welche die Principien mit ihnen theilte, nicht völlig zu brechen. Daher verboten sie die Jacobinerclubs nicht absolut, sondern die Nationalversammlung verfügte auf Lechapeliers Antrag nur, daß es keine förmlich organisirten politischen Vereine mit Präsidenten, Secretairs und Archiven geben solle, keine, welche Verbindungen mit andern Gesellschaften ähnlicher Art unterhalte. Es wollten die royalistischen Democraten das Band zerreißen, welches zwischen dem großen Mutterclub der Jacobiner in Paris und den Töchterclubs in den Departements bestand. Aber es ging der Nationalversammlung wie es einem König gehen möchte mit einem Gebote, gegeben vor dem Tage seiner Abdankung. Die Jacobiner gehorsamten nicht; sie bildeten in ihrem Club nur unbedeutende Veränderungen, nannten den Präsidenten **Regulateur**, blieben sonst, was sie gewesen, und gaben die Verbindung mit den Clubs in den Departements nicht auf. Aber die royalistischen Democraten brechen selbst noch das Gebot vor dem Ende der Nationalversammlung. Barnave eröffnete den Club der Feuillans, mit dem sich die Trümmer des Clubs von 1789 verbanden. Die Feuil-

*) Mémoires de Ferrières II. pag. 414.

lans, mit dem Gewonnenen zufrieden, wollten, daß mit dem Schluße der Nationalversammlung auch die Revolution ende. Daher floßen in ihm Alle zusammen, welche bei einer weitern Umgestaltung der Dinge für Hab und Eigenthum oder für Aussichten auf Aemter und Würden, die in diesem Reiche der Democratie der Preis und der Lohn ihres Strebens und Wirkens für die Freiheit hatten werden sollen, besorgt werden mußten *). Die Feuillans mit ihrem Streben nach Ruhe, Ordnung und Sicherheit hätten in der Nation sicher einen großen Halt gefunden und die Jacobiner würden nicht zur herrschenden Partei geworden sein, wenn die Ereigniße der nächsten Zukunft die ganze democratische Partei nicht zu den entscheidendsten Maaßregeln getrieben hätte. Indeßen schon jetzt blieb es nicht ohne Anklang unter dem Volke, wenn von den Jacobinern die Feuillans eine neue Art der Aristocraten genannt wurden.

Die royalistischen Democraten wünschten noch, daß eine Zeit bestimmt werde, binnen welcher die Constitution nicht abgeändert werden dürfe. Aber die Republicaner setzten das unveräußerliche Princip der Volkssouverainität entgegen und man nahm den Mittelweg zu erklären: daß die Nation das Recht habe die Constitution zu ändern, wenn sie es wolle, daß aber die Nationalversammlung erachte, es begehre die Wohlfahrt des Staates, daß vor dem Ablaufe von dreißig Jahren es nicht geschehe." Die Republicaner und die Partei des alten Staates waren beide zufrieden mit dieser Auskunft, die nahem Untergang der Verfassung verkündete; die ersteren hofften am meisten von dem neuen gesetzgebenden Körper, zu dessen Ernennung die **Assemblées electorales** für den 25. August berufen waren, die sie binnen zehn Tagen vollenden sollten. In den Wahlversammlungen waltete bereits der republicanische Geist vor. Nachdem die Constitution nochmals verlesen, ward sie dem König zur Sanction vorgelegt. Eine Deputation von sechzig Mitgliedern der Nationalversammlung brachte die Constitutionsacte in den Pallast der Tuillerien (am 3. September 1791). Hier war man nicht zweifelhaft über die Partei, die ergriffen werden mußte. Es blieb kein anderer Ausweg, als sie unbedingt zu nehmen. Die Nationalversammlung frug, ob Ludwig König sein wolle

*) **Lameth: histoire de l'Assemblée constituante I. pag. 431. 432.**

mit diesem Vertrag, und nur durch die Annahme desselben war das Königthum noch zu retten. Das aber ist unzweifelhaft, daß man in den Tuillerien die königliche Democratie und das democratische Königthum darum behalten zu müßen glaubte, weil es doch auch noch einen Anhaltepunct für das Beginnen der Gegenrevolution geben konnte. Auch der Gesandte Oestreichs, der Prinz Kaunitz, rieth zur Annahme. Also ließ der König der Nationalversammlung wissen, daß er die Constitution annehmen werde (am 13. Septbr.). Des andern Tages gegen Mittag erschien der König in der Sitzung, nahm die Acte der Verfassung an, und schwur noch einmal den Eid auf das Gesetz und die Nation.

Jubelgeschrei umtönte ihn wohl in der Nationalversammlung und Jubel hallte auch an diesem Tage in Paris wieder. Aber der König und die Königin schienen ihn nur zu theilen. An diesem Tage selbst hatten die Democraten nicht genug Uebermuth dem König zeigen zu können gemeint. Als der König, dem man nur einen Sessel ganz ähnlich dem Sitz des Präsidenten bereitet, stehend zu schwören begann, hatte die ganze Nationalversammlung sich niedergelassen und darauf Ludwig mitten im Schwören sich auch gesetzt. Daß die äußern Zeichen selbst von Hochachtung nicht mehr gegeben wurden, das hatte auf des Königs Gemüth schmerzlicheren Eindruck als selbst der Verlust der Gewalt gemacht. Bleich kam er in den Pallast zurück, Thränen entströmten seinen Augen und Scham ergriff ihn vor der königlichen Gemahlin, die seine Entwürdigung hatte sehen müßen. Also gingen an demselben Tage noch neue Eilboten nach Wien *). Wohl hatten nun die Democraten die strenge Wache in dem Schloße aufgehoben, das Mißtrauen aber der Democraten umlagerte nach wie vor die Tuillerien. Am 30. September aber schloß der König die Sitzungen der Nationalversammlung mit einem düsteren Blick auf die neuen Gesetzgeber, die sofort die erste Legislatur zu eröffnen bereit standen.

Mit der Hoffnung, daß der Krieg von den fremden Mächten noch begonnen werden würde, schied die Partei des alten Staates, mit der Besorgniß, daß die Constitution, deren Haltlosigkeit von ihnen in der letzten Zeit wohl anerkannt worden, hier

*) Mémoires de Madame Campan II. pag. 169. 170.

von den Freunden des Alten, dort von den Jacobinern angegriffen werden würde, schieden die royalistischen Democraten. Die republicanischen aber blickten den neuen Gesetzgebern mit wilder Freude in die Augen, denn in bedeutender Zahl fanden sie unter ihnen, die im Schooße der Nationalversammlung eine kleine Genossenschaft gewesen, die Freunde der democratischen Republik.

So endete die Nationalversammlung ihre lange Laufbahn. Einen neuen Kreis der Geschichte eröffnete sie für die europäische Völkerwelt. Jahrhunderte werden noch verlaufen, ehe vollendet sein wird, was sie begann, Jammer und Noth noch erduldet werden müssen, ehe der reinere und darum unvergänglichere Theil ihres Wollens und Strebens zur Vollendung allenthalben gelangen wird. Dieser aber ruhet in dem Rufe, den sie kräftig, doch nicht ohne Vorschnelligkeit und Leidenschaft in die Welt hinausrief: „das vollständige Ende des Feudalwesens ist gekommen, seine letzten Reste, die mühsam und unnatürlich drei Jahrhunderte lang fortgelebt, sie werden untergehen.“ Wo die Nationalversammlung dieses Wesen zusammenschlägt, gehorcht sie nur der Stimme des wahren Rechtes und der ewigen Natur, die bis dahin nur laut geworden war in dem Lande der Gedanken. Sie führte in das Leben, was die Guten und die Unbefangenen lange begehrt oder im Stillen ersehnt und die Stimmen des Rechtes und der Natur redeten so laut, und so unzweideutig, daß die Nationalversammlung in dem Aufbaue des Neuen nur in Nebendingen dem Irrthum verfallen konnte. Ihr ist Europa gefolgt und es wird ihr immer weiter folgen. So rein aber das Bild der Nationalversammlung in dieser Beziehung erscheint, so sehr umdüstert ist es in der anderen und der hauptsächlichsten. Ihre Verfassung war ein Werk luftiger Theorien und es trug stark den Stempel der gewaltsamen Umstände, unter denen es entstanden war. Die Autocratie, die sie in dem Königthume gebrochen, legten sie in gemildeter Weise in die Hände der Repräsentanten der Nation nieder: denn diese besaßen mit der Gesetzgebung eigentlich die souveraine Gewalt. Hätte diese erste französische Verfassung Dauer gewinnen können, vielleicht hätte sie das Problem zu lösen vermocht, ob die Wahlen einer Nation immer und allenthalben Männer an die Spitze der Angelegenheiten bringen können, die mit größerer Weisheit und Umsicht, mehr den allgemeinen Interessen und Wünschen gemäß die Gesetze

geben, als wenn sie in dem geheimnißvollen Rathe eines Fürsten entworfen worden sind. In dem Einen wie in dem Anderen kann offenbar der Zufall walten und seine Macht kann es eben so gut herbeiführen, daß ein Volk die Untauglichsten in die Volksvertretung sende, als sie bewirken kann, daß ein König aus Mangel an Umsicht oder Laune sich der Leitung Untauglicher oder Böswilliger ergiebt. Die Nationalversammlung wollte es nicht sehen, wo die rechte Mitte lag, welche der Macht des Zufalls wehren kann auf der einen Seite wie auf der andern, sie wollte die gesetzgebende Gewalt nicht theilen und verabsäumte damit eines Theiles die Abneigung zu mildern, die sich in dem um die Autocratie gebrachten Königthum gegen die Revolution erzeugen mußte, anderen Theiles vorzubeugen, daß sich nie eine Tyrannei der Freiheit gestalten könne. Aber die Lehre von der Volkssouverainität hatte die Nationalversammlung verführt, ein Gebäude aufzuführen, das die Zerstörung in sich selber trug. Dem Königthum hatte sie zu viel entwunden oder es vielmehr gar zu sehr auf ein Nichts reducirt, als daß ein Friede auch fortan hätte sein können. Hätte die Partei der Englischen den Sieg davon getragen, wohl würde König Ludwig sich gefügt und den Verlust der Autocratie zu tragen gelernt haben, die Zahl der Emigranten hätte sich nicht zu Tausenden gesteigert, Europa würde ruhig der französischen Revolution zugesehen haben, und Frankreich hätte die Anarchie nicht gesehen.

Aber anders stand es in dem Buche des Schicksals geschrieben und mit den theuersten Opfern sollten die einfachsten und faßlichsten Lehren bezahlt werden.

---



Bayerische Staatsbibliothek München

Daniel

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flathe, Ludwig,

Geschichte des Kampfes zwischen dem alten und dem neuen Verfassungsprincip der Staaten der neuesten Zeit

Bd.: 1

Leipzig 1833

Pol.g. 316 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769041-1